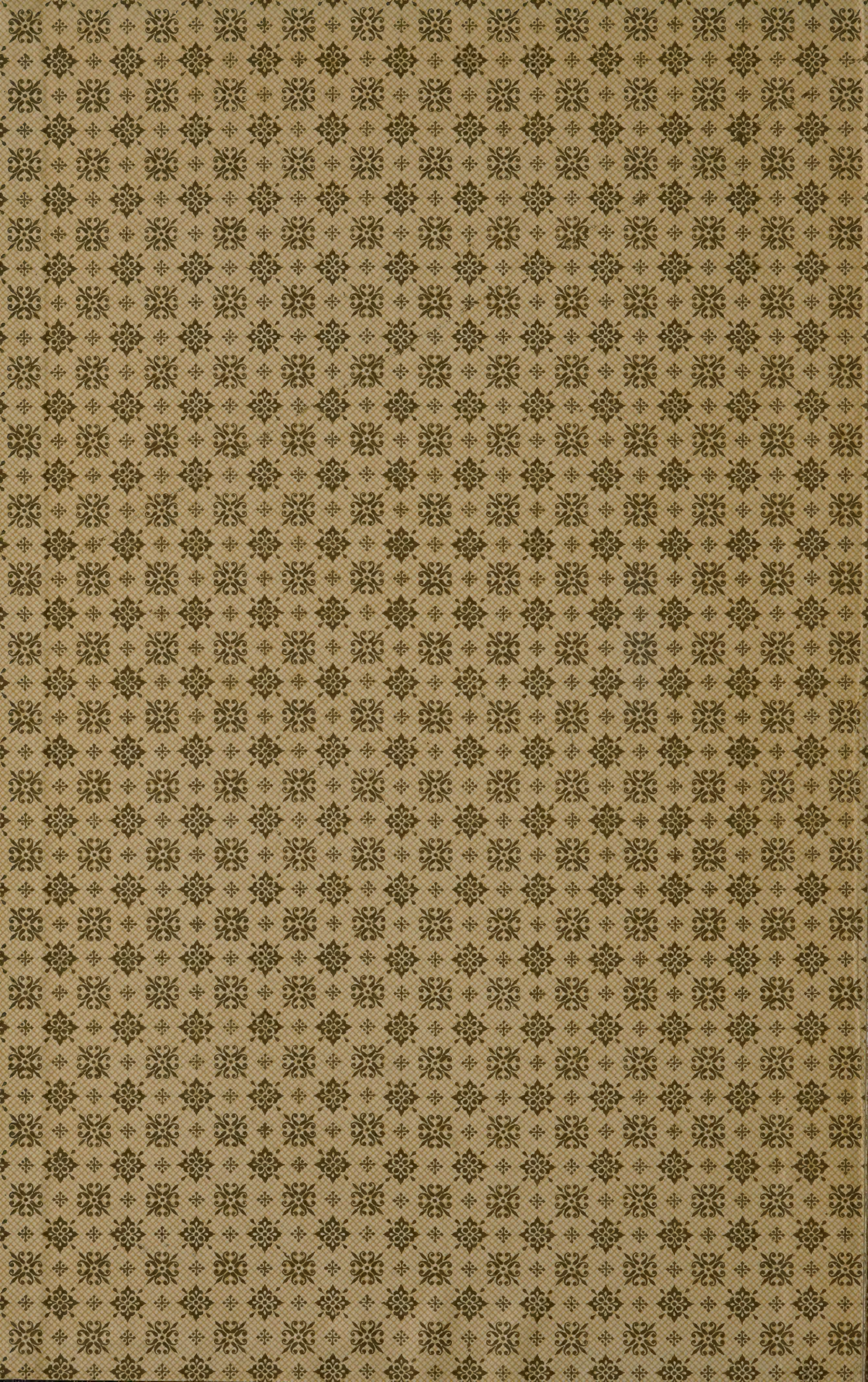
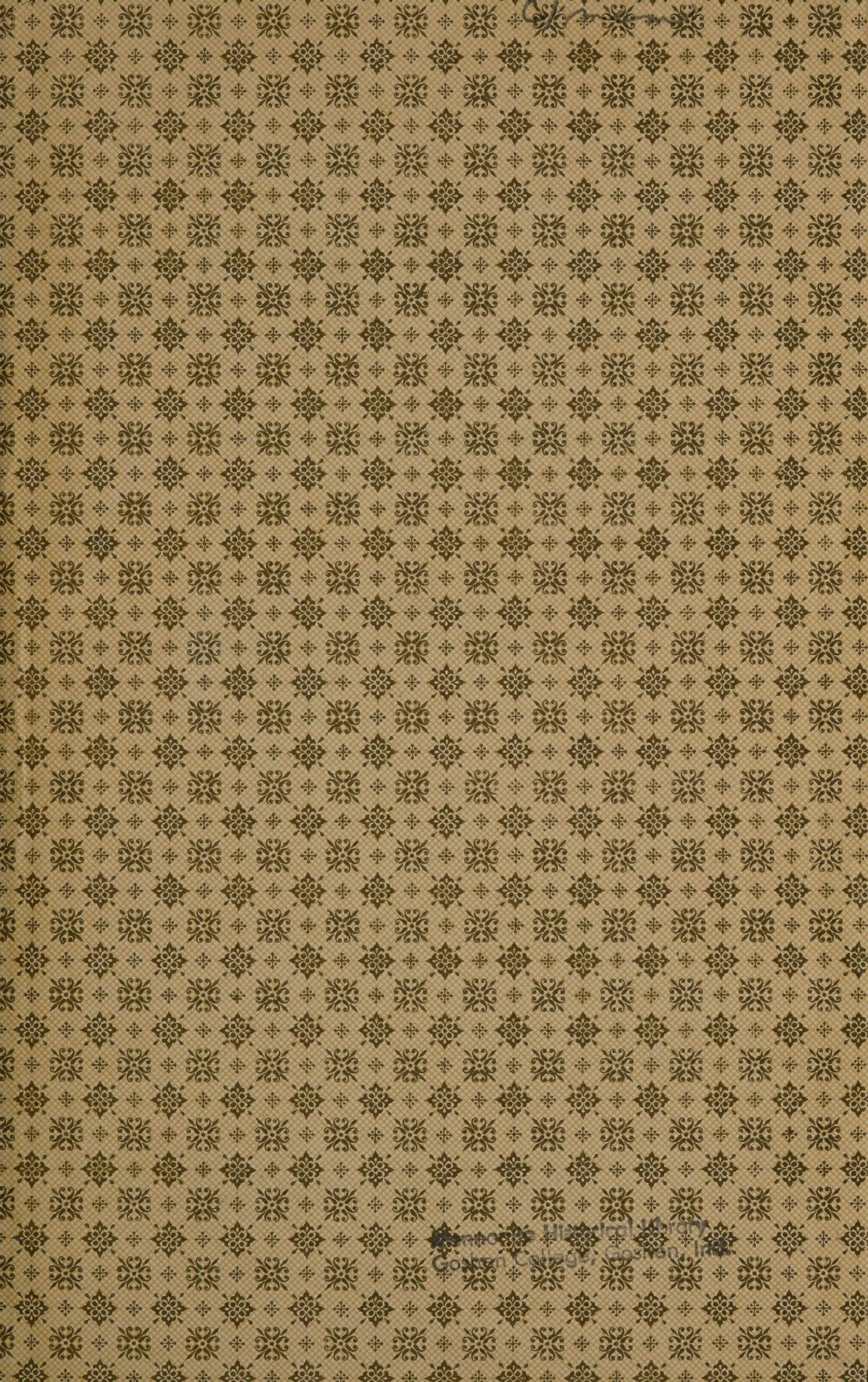
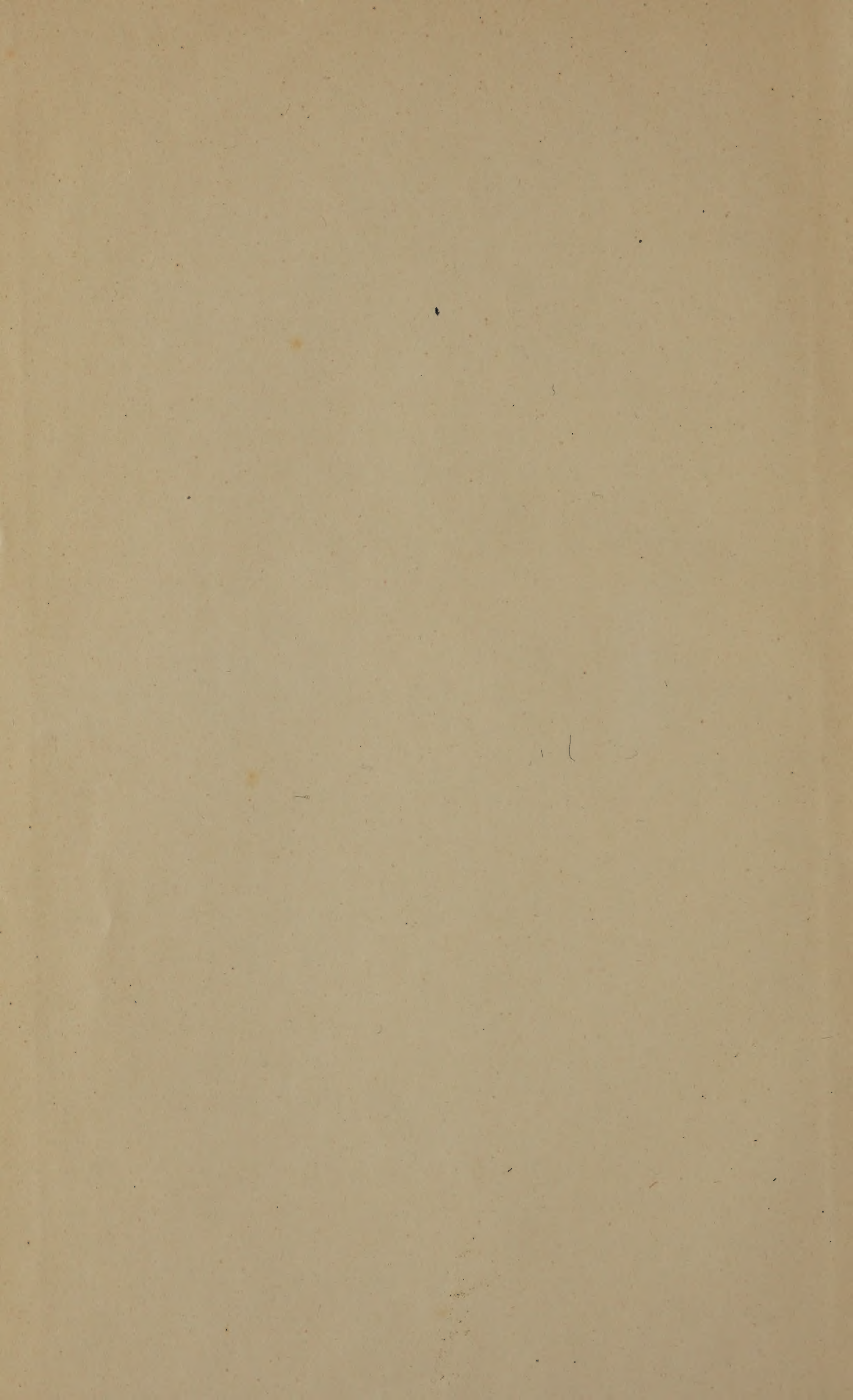
Mannhardt

Predigten und Reden







Predigten und Reden

aus

fünfundzwanzigjähriger Amtszeit

von

H. G. Mannhardt,
Prediger der Danziger Mennoniten-Gemeinde.

---

2. Auflage.



Danzig.
Verlag von John & Rosenberg.
1913.

Druck von A. W. Kafemann, G. m. b. H., in Danzig.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Herausgabe dieser Predigten und Reden hat einen ganz persönlichen Zweck. Meiner lieben Gemeinde, die mich vor fünfundzwanzig Jahren zu ihrem Prediger berufen hat, möchte ich gern ein kleines Zeichen des Dankes darbieten für die unverdiente Fülle von Freundschaft und Vertrauen, die sie mir bis heute geschenkt hat.

Ich möchte ihr bei dieser Gelegenheit sagen, daß diese Jahre mir wie eine Zeit voll Glück und Segen dahingegangen sind. In einer Gemeinde von etwa tausend Seelen, mit ihrer 350-jährigen wechselvollen Geschichte und ihren reichen Familientraditionen, mit ihrer freien evangelischen Verfassung, mit der lebhaften Teilnahme ihrer Mitglieder an den kirchlichen Angelegenheiten, und mit der Einigkeit im Geist, die auch abweichende Meinungen verträgt und die Herzen in der tätigen, helfenden, duldsamen und tragenden Bruderliebe verbindet, sind für die Wirksamkeit des Predigers alle Bedingungen so günstig, daß es nur an ihm selber liegt, wenn er nicht mit Freudigkeit seines Amtes waltet. Denn er steht nicht fremd und einsam da, sondern wird getragen und umgeben von dem Entgegenkommen und der mitwirkenden Gemeinschaft Vieler.

Wenn ich auf das Ganze dieser fünfundzwanzig Jahre zurückschaue und alle persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, alles häusliche Glück und alle Prüfungen, allen herzlichen Verkehr mit den Menschen, alles tiefe innere Miterleben von Freude und Leid so vieler Einzelner und so vieler Familien an mir vorüberziehen lasse, dann hat es an schmerzlichen Stunden zwar nicht gefehlt, aber ich kann heute doch nichts anderes aussprechen als das einfache Bekenntnis:

„Ich habe nicht zu bitten, nicht zu klagen,
Nein, nur aus vollem Herzen Dank zu sagen."

Ich habe diesen Dank auch auf Grabhügeln niederzulegen. Von den Männern, die mich vor fünfundzwanzig Jahren beim Ein-

tritt in ihren Kreis begrüßten, sind die meisten schon dahingegangen, aber ihre teuren Gestalten leben in meiner dankbaren Erinnerung, als wenn sie noch neben mir wandelten, allen voran die ehrwürdige Erscheinung meines Vorgängers und Onkels, des Pastors Jakob Mannhardt.

Welche innere Förderung, welche verständnisvolle Freundschaft, wie viel Rat und Hilfe ich Männern, wie meinem unvergeßlichen Vetter Dr. Wilhelm Mannhardt, und den trefflichen Vorstehern C. H. Zimmermann und Julius Momber verdanke, das läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, doch möchte ich mit den an ihren Särgen gehaltenen Reden etwas dazu beitragen, daß sie in der Gemeinde nicht vergessen werden.

Ich biete mit diesem Buche herzlichen Gruß und Dank auch allen Brüdern und Schwestern unserer weitzerstreuten Gemeinden, mit denen ich in persönlichen Verkehr und gemeinsame Arbeit gekommen bin.

Und wenn es in die Hände von Männern und Frauen kommt, die in der Kirche oder außer der Kirche meine Zuhörer waren, oder solcher, die mir als Mitbürger eines großen Gemeinwesens Gelegenheit gegeben haben, an gemeinnütziger Arbeit teilzunehmen, sei es im zwanzigjährigen Dienst der Schule, sei es im Dienst mannigfacher idealer oder praktischer Bestrebungen — so möchte ich auch ihnen allen für ihre Förderung und Anregung von Herzen danken.

Zum Schluß bitte ich alle Leser, in diesen Predigten und Reden keine neuen Weisheitslehren zu suchen, sondern das Zeugnis christlichen Glaubens an den lebendigen Gott und die Verkündigung des lebendigen Christentums, „das heut' und ewig die Geister, tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht".

Danzig, am 1. Advent 1904.

H. G. Mannhardt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieses Buches ist seit mehreren Jahren vergriffen. Doch ist die Nachfrage noch immer lebhaft genug, um eine zweite Auflage zu rechtfertigen.

Zwar haben Besitzer des Buches den Wunsch geäußert, ich möchte eine ganz neue Sammlung von Predigten herausgeben, da aber das Verlangen nach einer neuen Auflage doch dringender ist, so muß die Erfüllung des anderen Wunsches dahinter noch etwas zurücktreten.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch die Aufnahme zweier Predigten, welche zwar schon im Einzeldruck gelegentlich erschienen sind, die ich aber, um der Veranlassung willen, aus der sie gehalten sind, gern schon diesem Buche hinzufügen möchte. Es handelt sich um die Predigt „Was ist der Mensch?", die 1906 in Crefeld gehalten wurde und um die Jubiläumspredigt vom 3. Mai 1911, ebenfalls in Crefeld gehalten.

Für so manche freundlichen Zeichen der Zustimmung aus dem Kreise meiner lieben Gemeindemitglieder und weit darüber hinaus danke ich herzlich, und habe meinerseits auch bei der Drucklegung dieser zweiten Auflage keinen anderen Wunsch, als daß meine Leser wie meine Zuhörer den Eindruck gewinnen, daß ich mich der frohen Botschaft von Christus nicht schäme, sondern sie der heutigen Zeit in ihrer Sprache zu verkündigen suche als eine „Gotteskraft zu beseligen alle, die daran glauben". (Römer 1, 16.)

Danzig, im Herbst 1913.

H. G. Mannhardt.

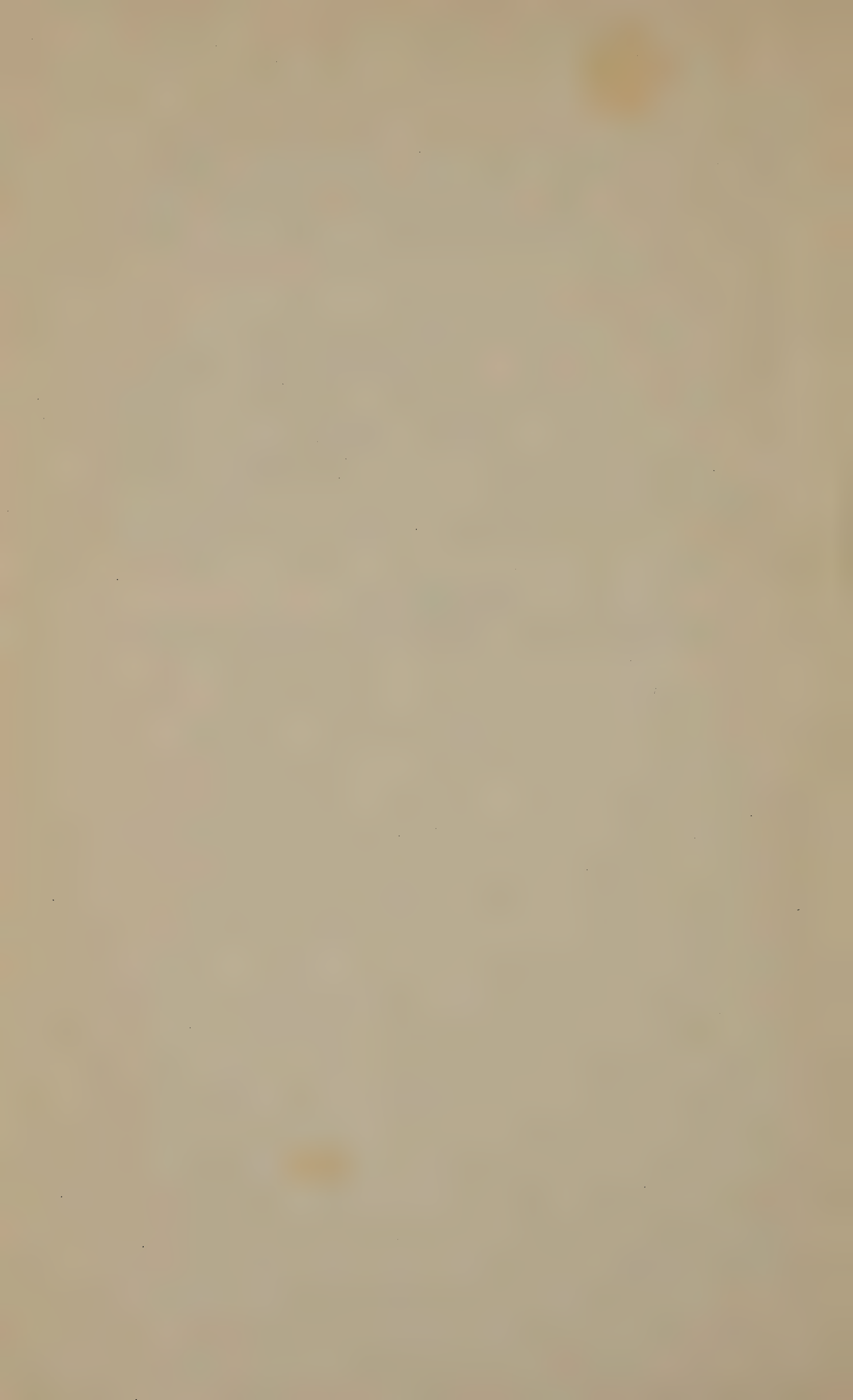
Inhalt.

I. Predigten.

II. Reden.

Anhang.

I. Predigten.



Erwartung und Erfüllung.

Adventspredigt.

Weshalb feiern wir noch Advent, meine Freunde? Warum wird in der Gemeinde alljährlich wieder an diesen Sonntagen von der Ankunft des Herrn gepredigt? Genügt es denn nicht, daß wir am Weihnachtsfeste seine Geburt feiern und dankbar ihre Segnungen preisen? Ist doch die Erwartung der vergangenen Zeiten erfüllt in der Erscheinung Jesu Christi! Welche Erwartung hegen wir denn noch?

Die ersten Christengemeinden zwar warteten auf eine baldige neue Ankunft ihres Herrn; wir aber deuten die Worte von seiner Zukunft anders, und niemand unter uns rechnet mit diesem einst so sehnlich erhofften, heute nur von Schwärmern noch geglaubten nahe bevorstehenden Wiederkommen Christi.

Und dennoch feiern wir von Herzen Advent und können uns nicht denken, daß je eine Christengemeinde aufhören möchte Advent zu feiern. Nicht nur um der Vergangenheit, sondern viel mehr um der Zukunft willen. Denn als Christen sind und bleiben wir Menschen der Erwartung, der Sehnsucht, der Hoffnung. Wie große Hoffnung und Erwartung einst zum Heil der Welt und auch zu unserem Heil erfüllt worden ist, davon singen wir in unseren Adventsliedern, davon predigen wir dankbar in der Gemeinde. Aber was wäre unsere Adventsfeier, wenn sie nicht zugleich immer neue Erwartung unserer Herzen nach neuer höherer Erfüllung ausdrücken wollte?

Hat denn Christus nur Wünsche und Hoffnungen erfüllt? Hat er nicht mit neuen Verheißungen neue große Aufgaben gebracht? Hat er nicht das Feuer besserer, größerer Hoffnungen und Erwartungen in den Seinen angezündet?

Ist unser Christentum nichts als sattes Behagen am Besitz der Güter, welche die Vergangenheit gebracht hat? Ist es nicht vielmehr, oder sollte doch sein, ein unermüdliches Ringen nach einer besseren Zukunft? Nur Blindheit und Geistesträgheit kann sich dar=

über täuschen, daß die Verheißungen und Aufgaben, welche Jesus Christus der Menschheit gebracht hat, noch lange nicht erfüllt sind, nicht im Einzelleben im Durchschnitt der heutigen Christen und noch viel weniger in der Gesamtheit.

Darum können wir nicht aufhören in unserer Adventsfeier die Erwartung fortschreitender Erfüllung des durch Christus begründeten Gottesreiches und aller seiner großen Aufgaben auszudrücken. Wie in diesen Wochen vor dem Christfest die Herzen unserer Kinder lauter schlagen und ihre Augen heller leuchten in freudiger Erwartung, so sollen wir Christen mit leuchtenden Augen und höher schlagenden Herzen und zugleich mit eifrigen, rüstigen Händen der Zukunft warten und die völligere Herrschaft des Geistes Christi herbeiführen helfen.

Laßt uns versuchen, unserer Adventsstimmung Ausdruck zu geben vor unserem Gott. Wir wollen uns dabei leiten lassen von den Worten des 100. Psalms:

> „Jauchzet dem Herrn, alle Welt. Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide.
>
> Gehet zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben; danket ihm, lobet seinen Namen. Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für."

Sehen wir zu, meine Freunde, ob wir diesen schönen Psalm bei unserer Adventsfeier nachempfinden können, d. h. einmal, ob wir in der Erfüllung, die Christus gebracht hat, voll Dank die Herrlichkeit Gottes erkennen; und ferner, ob wir in der Erwartung der größeren Zukunft mit Freuden Gott dienen als sein Volk.

---

1. Gott erkennen und göttliche Herrlichkeit anerkennen in der Erscheinung des Menschensohnes, das ist nicht für jedermann so selbstverständlich, als es dem kindlich gläubigen Christenherzen erscheinen mag. Für die Juden war es in seinen Erdentagen doppelt schwer. Ihre Propheten hatten von der messianischen Zeit Großes

geweissagt und man wartete auf die Offenbarung großer Herrlichkeit beim Erscheinen des Messiaskönigs. Man träumte von einem Gewaltigen, „dessen Herrschaft sei auf seiner Schulter“, der die Heiden seinem Szepter unterwerfen und die Welt als ein Friedefürst regieren und beglücken würde. Man träumte von einer seligen Zeit auf Erden, in der Israel, getragen von Gottes Wohlgefallen und gesegnet mit allen Erdengütern, sich über alle Völker erheben würde.

Von all dieser Herrlichkeit sah man an Jesus nichts. Seine niedrige Herkunft erregte Anstoß: „Ist er nicht der Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn?“ (Mark. 6, 3. Matth. 13, 55.) Seine Heimat war verachtet: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ (Joh. 1, 46.) Sein Umgang war den Leuten ein schweres Ärgernis: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen!“ (Luk. 15, 2.) Sein Anspruch, daß sie an ihn glauben und ihn als ihren Retter aufnehmen sollten, war den frommen Wächtern Zions eine Lästerung, die sie mit dem Urteilsspruch beantworteten: „Er ist des Todes schuldig!“

Ja, wenn er Zeichen und Wunder getan hätte nach ihrem Verlangen! Wenn er vor den Wundersüchtigen sich von der Zinne des Tempels herabgelassen hätte ohne Schaden zu nehmen! Wenn er für die Begehrlichen Steine in Brot verwandelt hätte! Aber dieser Rabbi, der lehrte und Kranken die Hände auflegte, wie andere vor ihm es getan; und nun gar dieser Volksverführer (Joh. 7, 12) mit seinen Freiheitsgedanken und seiner Geringschätzung der pharisäischen Gerechtigkeit!

Wenn aber Israel die göttliche Offenbarung nicht sahe und die Geistessprache nicht hörte, mit welcher Jesus zu seinem Volke kam; wenn es die verborgene Gottesherrlichkeit in ihm nicht erkannte, so hat diese Herrlichkeit um so mächtiger die Herzen der Wenigen ergriffen, die was davon erkannt. In ihren Zeugnissen und ihren Taten, in ihrem Leben und in ihrem Sterben spiegelt es sich wider: „Wir sahen seine Herrlichkeit!“

Und auch wir haben sie gesehen, meine Freunde, und sehen sie aufs neue, wenn wir recht Advent feiern. Nicht in der äußerlichen Macht und Pracht der Priester und Kirchen, die seinen Namen tragen, nicht in den Bildern der Künstler, die ihn im Glorienschein des Himmels dargestellt haben. Wir sehen seine Herrlichkeit in den

großen wie in den stillen Wirkungen seines Wortes und seines Geistes, in allen Kräften der Erlösung und der Versöhnung, der Wahrheit und der Freiheit, des Friedens und der Liebe, die wie ein Strom des Segens von ihm ausgegangen sind in die Menschheit und noch immer von ihm ausgehen in die suchenden und nach Gott fragenden Herzen.

Wo immer sich Gottes Herrlichkeit offenbaren mag, da überwältigt sie die empfänglichen Menschenseelen, am mächtigsten aber ergreift sie uns, wo sie uns im Menschen, dem Ebenbild Gottes, begegnet. Und in dem Menschenkinde, dem noch kein zweites gleich geworden ist auf Erden, in dem Menschensohne Jesus von Nazareth, welcher der Christus*) Gottes für uns geworden ist, da zwingt sie uns zu dem freudigen Bekenntnis, daß wir in seiner Erscheinung die Herrlichkeit Gottes zuerst ahnend empfinden, dann glaubend und liebend erkennen und ihn begrüßen und aufnehmen als das wahrhaftige Kind Gottes, den „Gottessohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit“. (Joh. 1, 14.)

Das ist der erste Grund unserer Adventsfeier voll Dank und Freude. Dem Gott und Vater, der seine Herrlichkeit uns kundgetan hat und immer von neuem kundtut durch Christi Wort und durch seines Geistes Werk auf Erden, dem danken wir mit überströmendem Herzen. „Jauchzet dem Herrn alle Welt! Kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken!“

2. Gehen wir denn, eine Adventsgemeinde des Herrn, heute wieder „zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben“, so ist der Grund unserer Freude noch ein zweiter:

„Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst, zu seinem Volk und zu Schafen seiner Weide. Dienet dem Herrn mit Freuden!“ Große Erwartungen sind durch Christus erfüllt, aber auch große Aufgaben hat er den Seinen zur Erfüllung in die Hände gelegt! Wir hören es wohl gern, daß Christus den Menschen große Segnungen bringt, lassen uns gern beruhigen, trösten und wie Schafe auf grüne Weide und zu frischen Quellen führen, ja es gibt recht viele Christen, die nur diese tröstende, erquickende Seite der christlichen Religion kennen mögen und für sich begehren. Aber den großen Ernst ihrer

*) Christus = Gesalbter = Messias.

heiligen Forderungen kennen und hören sie nicht. Daraus entsteht leicht ein weiches, träges, anspruchsvolles Gefühls-Christentum, welchem alles Salz und alle Tatkraft fehlt.

Jesus will aber nicht bloß eine fromme Herde weiden, die es sich wohl sein läßt bei seiner Fülle, sondern er will Arbeiter haben mit hellen Augen und starken Händen und treuen Herzen, die er zur Aussaat und zur Ernte, zum Aufräumen und zum Bauen gebrauchen kann; er will eine Schar von rüstigen, unverzagten Streitern zum Kampfe führen gegen alles was in uns und um uns her den Fortschritt des Guten hindert und stört. Sein Volk auf Erden soll stark sein und seine Nachfolger sollen „geschickt sein zum Reiche Gottes". (Luk. 9, 62.)

Es liegt etwas so Großes in den Aufgaben, die Christus uns bringt, daß es uns erschrecken kann. Wie wir bei jeder Offenbarung göttlicher Herrlichkeit uns zuerst gedemütigt fühlen in unserer Kleinheit und Armseligkeit, ehe wir zu der Freude über unsere Erkenntnis kommen, so tritt auch die Erscheinung Jesu mit ihren großen Segnungen und ihren ernsten Forderungen wohl wie ein Zeichen des Gerichts vor unsere Seele, daß wir uns schämen unserer unwürdigen Vergeudung von Zeit und Kräften, unserer sündigen Gleichgültigkeit und trägen Selbstsucht. Dann möchten wir vor seiner Hoheit und Reinheit niedersinken und mit Petrus bitten: „Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch!" (Luk. 5, 8.)

Aber er will ja nicht schrecken, er will einladen; er will die Menschen nicht in den Staub treten und noch weiter von Gott entfernen, er will zu Gott emporheben, die ferne von ihm waren; „nicht richten, sondern retten; nicht verderben, sondern erhalten" will er die Menschenseelen. Alle göttlichen Gaben, die in der Menschenbrust schlummern, möchte er aufwecken, alle gebundene Sehnsucht lösen, alle guten Kräfte zum Dienste Gottes freimachen.

Die neue Zeit, deren Anbruch er verkündigt, kann nur durch neue Menschen herbeigeführt werden. Darum sucht er *neue Menschen* zu schaffen „nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das ihm gleich sei". Als Johannes der Täufer an ihm irre wird, weil Jesus so gar keine Anstalten trifft, den jüdischen Messiasthron einzunehmen; als die Jünger des Eingekerkerten mit der Frage zu ihm treten: „Bist du, der da kommen soll oder sollen wir eines

andern warten?" (Matth. 11, 3), da zeigt er ihnen seine Arbeit, seine Pläne, seine Ziele: „Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt!"

Das ist *sein* Werk und die Aufgabe, welche er dem Christentum mit auf den Weg gegeben hat. Das sind und bleiben immer die Zeichen des Fortschritts und der besseren Zukunft: „Wenn alte Vorurteile endlich zu schwinden anfangen: die Blinden sehen; wenn gelähmte Kräfte neubelebt werden: die Lahmen gehen; wenn das sittliche Verderben erkannt und tief empfunden wird: die Aussätzigen werden rein; wenn oft verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten Eingang finden: die Tauben hören; wenn das Veraltete und Abgestorbene einem neuen frischen Leben Platz macht: die Toten stehen auf; wenn auch im Ärmsten und Geringsten der zum Genossen des Himmelreichs erwählte Mitbruder erkannt und geehrt wird: den Armen wird das Evangelium verkündigt."

Können wir uns und unserm Geschlecht, können wir dem heutigen Zustand der Christenheit, dem Zustand der Gemeinden, der Häuser, der Herzen, können wir uns selbst das Zeugnis geben, daß in uns und in unsern christlichen Zeitgenossen die neuen Menschen die Erde zieren, welche Jesus schaffen will? Wir wollen die Gegenwart und alles, was sie an Früchten christlicher Gesittung besitzt und pflegt, nicht verkennen und herabsetzen, aber wir wollen uns doch auch hüten vor der hochmütigen Einbildung, als hätten wir es in diesen Stücken schon ganz besonders weit gebracht.

Käme Christus heute „in sein Eigentum", sollte er wohl bei uns keine Blindheit und Taubheit mehr finden? Sollten keine Lahmen und keine Aussätzigen sein Herz mit Trauer und Erbarmen erfüllen? Sollten keine toten Seelen ihm begegnen, in denen der Funke göttlichen Lebens begraben liegt unter den Sorgen, dem Geiz, der Bitterkeit, der Wollust, der Gemeinheit? Würde er allerorten in den Menschen seines Namens auch Menschen seiner Nachfolge finden: in den Schreibstuben der Beamten, in den Werkstätten der Handwerker, in den Arbeitsräumen der Fabriken, auf den Feldern des Landmanns und in den Kontoren und Läden der Kaufleute? Auf den Kathedern und den Kanzeln, auf den Bänken der Gesetzgeber und auf den Stühlen der Richter, bei den Regierenden und dem Volke, bei den Besitzenden und den Besitzlosen, bei

dem müde gewordenen Alter und bei der frisch aufstrebenden Jugend? — Würde er nirgends Elende finden, die ohne Trost sind, nirgends Unselige, die von der frohen Botschaft seines Evangeliums nichts wissen, weil es ihnen kaum mit Worten, geschweige mit Gesinnungen und Taten gepredigt wird?

Würde er allerorten schon jene fröhliche und glückliche Menschheit sehen, die als sein Volk die Erde zum Himmelreiche, zur Wohnstätte Gottes unter den Menschen umgestaltet, jene neue Menschheit, in welcher „Güte und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich grüßen?" (Psalm 85, 11.)

Wenn aber an der Erfüllung seiner Worte und seines Reiches noch so vieles fehlt, so soll uns das doch nicht mutlos und verzagt machen, sondern wir wollen um so dringender uns mahnen lassen: „Dienet dem Herrn mit Freuden."

Denn das ist für uns ja nicht die Frage, ob Christus und seinem Geiste die Menschheit und die Zukunft gehört: es fragt sich nur, ob wir unter denen sein wollen, welche diese Zukunft vorbereiten helfen. Und nicht wahr, meine Freunde, das wollen wir! Mit solchem Entschlusse feiern wir Advent!

Aufschauend zu Gott wollen wir uns freuen und von Herzen ihm danken: „Denn der Herr ist freundlich und seine Gnade währet ewig, und seine Wahrheit für und für."

Und als Gottes Volk, das von ferne das Land seiner Verheißung gesehen hat, wollen wir betend um immer hellere Erkenntnis und uns übend in immer treuerem Dienste seines Willens, warten auf die Tage der Zukunft des Menschensohnes! Amen.

Der Lebensstrom.

Weihnachtspredigt.

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen des Wohlgefallens! So grüßt uns wieder der Engel Lobgesang über den Fluren Bethlehems, und so grüßen wir uns wieder an der vertrauten Stätte unserer Sonntagsfeier, liebe Gemeinde, wo auch unser Herz und Mund sich erfüllt mit Dank und Lob zur Ehre Gottes, wo wir inne werden möchten des Gottesfriedens einer fröhlichen, seligen Weihnachtsfeier und wo auch wir Menschen des göttlichen Wohlgefallens sein möchten, die nichts sehnlicher erbitten, als daß sein Gnadenantlitz uns freundlich leuchte.

Gewiß haben die meisten von uns schon im häuslichen Kreise Weihnachten gefeiert, und gewiß haben wir schon alle etwas erfahren von dem Freudengeist, der dieses Fest durchströmt und an keinem empfänglichen Gemüte spurlos vorübergeht; gewiß hat jeder von uns schon jenen Zug nach oben verspürt, durch welchen fröhliche und herzerquickende Feierstunden uns hinausheben über die Unruhe und Sorge der Alltäglichkeit.

Sollten aber doch solche unter uns sein, die das nicht von sich sagen können, denen von häuslicher Festfeier wenig oder nichts zuteil wird: O so seid denn hier jetzt gegrüßt in der Weihnachtsgemeinde, mit der ihr euch vor Gottes Angesicht sammelt, stimmt mit uns ein in die fromme Weihnachtsbitte:

Heilige Nacht, mit tausend Kerzen
Stiegst du feierlich herauf.
O so geh' in meinem Herzen,
Stern des Lebens, gehe auf!

und dann höret mit uns allen das Wort der Weihnachtskunde, Titus 2, 11. 12:

„Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes und erziehet uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und

die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.“ —

Was will all unsere Weihnachtsfeier der Erscheinung Jesu Christi auf Erden, und was will die Verkündigung: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ uns anders sagen, als was die Worte des Textes uns zurufen: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes!“ Das heißt mit andern Worten: Es ist offenbar geworden durch Christus die Liebe Gottes, welche unser Heil, unsere Rettung, unseren Frieden will. Und zwar ist sie erschienen für alle Menschen und versucht auch unsere Seelen in die ernste heilsame Zucht der ewigen Wahrheit zu nehmen. Denn nicht für eine kurze Frist ist sie der Welt erschienen, um nach schnellem Aufleuchten wieder zu verschwinden und der Menschheit nichts zu lassen, als eine vielfach getrübte, halb dunkle Erinnerung: Nein, ewig neu und ewig jung strömt in jedes Geschlecht hinein des himmlischen Lebens unversiegbare Kraft, der heilsamen Gottesgnade unvergängliche Macht. Laßt uns versuchen in diesen Lebensstrom hineinzuschauen und seiner göttlichen Quelle sowie seinen heilsamen Wirkungen nachzudenken!

---

1. Große Ströme durchziehen die Länder der Erde und werden von Menschengedanken und Menschenhänden gebändigt und zu heilsamer Mitarbeit an allen Werken der Kultur gezwungen. Zu ihren Quellen dringt der Forscher durch Wüsten und Urwälder, und wenn er sie auf nie betretenen Bergesgipfeln suchen müßte, er ruht nicht, bis er sie entdeckt. Und wo betriebsame Völker an Stromesufern wohnen, da blühen die Städte und die Gefilde.

So fließt ein Lebensstrom aus verborgenen Quellen der ganzen Menschheit zum Heil, und wir fühlen seine Macht und suchen nach seinem Ursprung. Wir hören alte Kunde von einem Paradiesesgarten, in welchem es kein Leid noch Weh, keine Leidenschaft und keinen Haß, keine Schuld und keine Strafe, kein Elend und keine Tränen, sondern nur Wonne und Freude gab. Durch diesen Gottesgarten, so erzählt die Sage, floß ein Strom, der alles erhielt, belebte und erfrischte. Jedoch der Strom versiegte und der Garten verschwand durch Menschenschuld; da wurde die Welt zur

Wüste. Nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Eden blieb, und wie verschieden die Menschen ihr Ahnen von seiner verlorenen Herrlichkeit in Bildern ausdrücken mögen, diese Sehnsucht ist mehr als ein bloßer Traum. Sie ist der unwillkürliche und unbewußte Ausdruck dafür, daß wir als Menschen auf Erden zu etwas Besserem und Höherem bestimmt sind, als hier im Banne enger Naturgrenzen zu leben, wie die Tiere des Feldes.

Im Christentum soll dies unbewußte Ahnen und Sehnen zum bewußten Glauben und Streben werden. Wir sollen nicht wehmütig klagend einer verlorenen Jugendblüte der Menschheit nachtrauern, sondern vergessen, was dahinten ist und uns nach dem strecken, was noch vor uns ist. Dazu werden wir durch Christus berufen, welcher es offenbar gemacht hat, daß der Zustand wahren Glückes und vollkommener Seligkeit nicht in der Vergangenheit, sondern vielmehr in der Zukunft zu suchen ist und daß er nur durch die Menschheit selbst herbeigeführt werden kann.

Aus den Worten Christi schöpfen wir diese Erkenntnis, daß Gott uns auf die Erde gesetzt hat, damit wir sie umwandeln zu einem neuen Garten Gottes, und damit wir auf ihr, wo sie wüste ist, ein neues Eden schaffen.

Aber weil wir Menschen sind und als solche beschränkt durch unsere Vergänglichkeit, und unvermögend Großes und Gutes zu schaffen ohne die göttliche Hilfe, so läßt Gott auch in diese Welt, in unsere Menschheit einen Strom sich hineinergießen, das ist der Strom seiner heilsamen Gottesgnade, seiner göttlichen Liebe und seines göttlichen Lebens, welcher bestimmt ist, das dürre Erdreich zu befruchten und uns helfen soll die Erde in treuer, stetiger Arbeit umzugestalten zu einem Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens.

Aus der Menschheit selbst konnte dieser Strom nicht kommen. Das haben schon vor Christus die Besten geahnt und geglaubt, jene Menschen, die über das sinnliche Dasein hinaus nach einer höheren Bestimmung ihres Lebens forschten; die ihren Zeitgenossen sagten, daß die Welt von unsichtbaren Gotteskräften regiert würde; jene Männer, die verkündigten: „Wir sind göttlichen Geschlechts!" und einen Altar bauten mit der Inschrift: „Dem unbekannten Gott!" (Vergl. Apostelgesch. 17, 23. 28.)

Noch stärker war diese Ahnung in dem Glauben Israels, dessen edelste und beste Männer nicht aufhörten, das Volk auf die

kommende Hilfe Gottes hinzuweisen. Diese geisterfüllten Seher, die in eine Zukunft schauten, in welcher ein Strom von Gottesliebe und von Gottesgnade sich aus dem Herzen und Leben eines Gottessohnes in die Welt ergießen würde, ein Strom von wunderbarer Tiefe und Klarheit.

Diese Ahnungen und Gesichte haben sich erfüllt. Als die Zeit erfüllet war, als Gottes Zeit für seine größte und reichste Liebesoffenbarung gekommen war, da feierte die Erde ihr erstes Weihnachtsfest. Ein stilles Fest in engem Raum, unbeachtet von der großen Welt. Nur wenigen armen Hirten geht ein Strahl himmlischen Lichtes auf, fällt ein Wort der Freudenbotschaft in das Ohr. Aber ist nicht alles Große auf Erden aus kleinen schlichten Anfängen gewachsen und geworden? Und hat nicht das Göttliche, das unter den Menschen seine Wirkungen ausübt, meist ein unscheinbares Gewand getragen?

So ist jene stille Stunde der Nacht in Bethlehem die Geburtsstunde des neuen Gotteslebens in der Menschheit geworden. In jenem armen Flecken Judäas ist der frische Quell zutage gekommen, der als reicher Gnadenstrom seither die Welt durchfließt:

Es ist ein Strom erflossen,
Der wallt gar tief und hell,
Gott selbst hat ihn ergossen
Aus seines Herzens Quell.
An Bethlehems Gezelten
Begann sein stiller Lauf,
Rauscht nun durch alle Welten
Und höret nimmer auf.

2. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen“ sagt unser Text. Es nimmt der Strom dieser heilsamen Gottesgnade seinen Lauf durch alle Welt. Aber müßte dann nicht längst alle Welt durchdrungen und durchströmt sein vom neuen Gottesleben, und müßte nicht längst der neue Gottesgarten die Erde völlig bedecken?

Laßt uns nicht vergessen, daß die Wirkungen des Lebensstromes nicht davon allein abhängen, daß dieser Strom vorhanden ist, sondern vielmehr davon, ob die Menschen ihn gebrauchen und verwerten zu ihrem Heil. Es ist mit den Wassern der heilsamen

Gottesliebe, die von Christus den Menschen dargeboten werden so, wie er selbst es in den Worten ausspricht: „Wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke!“ (Johannes 7, 37.)

Einen Durst nach Gott hat es unter Menschen stets gegeben, auch Jesus fand ihn hier und dort bei seinen Zeitgenossen, und wo er ihn nicht fand, da versuchte er ihn zu erwecken. Denn solcher Durst ist die Vorbedingung aller Gotteserkenntnis und aller Heilserfahrung. Nicht in die stumpf und träge verschlossenen Seelen, nicht in die satten, selbstzufriedenen oder weltzufriedenen Menschen strömt Gottes Wahrheit und Liebe, sondern in die, welche nach ihr dürsten.

Aber was heißt das, daß unsere Seele dürstet und gar, daß sie dürstet nach Gott?

Hast du wohl einmal lange in der Fremde gelebt und nicht Verlangen getragen nach der Heimat oder nach den altgewohnten Lauten deiner Heimatsprache? Oder hast du je, wenn du eine Zeitlang nur die Stimmen des Streites und des Unfriedens vernahmst, einen brennenden Wunsch in dir getragen, ein freundliches Wort der Liebe und des Friedens zu hören? Hast du je, wenn etwa das Leben dich an einen Platz stellte, wo immer nur der eintönige Lärm eines gleichmäßigen Werktaggetriebes dich umgab, dich nach einem Feiertag und nach einer stillen Stunde innerer Sammlung gesehnt? Oder wenn du einmal unter Menschen verschlagen warst, deren Anschauungen und Gewohnheiten nur am Gemeinen haften und für Reines und Heiliges, Großes und Edles keinen Raum in der Seele übrig haben, hast du da nicht ein unbezähmbares Verlangen empfunden nach einem Menschen, der deiner Seele Bedürfnis nach Liebe und Leben, deines Geistes Suchen nach Licht und Wahrheit verstände? Oder endlich, hast du einmal im Gefühl einer Verschuldung oder unter dem Druck menschlicher Verkennung und Verwerfung nach einem freundlichen Blick des Erbarmens, nach einem Worte der Vergebung und der Aufrichtung voll Schmerzen ausgeschaut? — Dann weißt du, was das heißt, daß unsere Seele dürstet. Und wenn wir nun alles, meine Freunde, wovon wir wissen, daß Welt und Menschen es uns nicht geben können, alles, was aus der höheren Welt des Lichts und des Friedens kommen muß, zusammenfassen und unsere Seele mit dem Verlangen danach erfüllen, dann verstehen wir den Ruf der Sehnsucht: „Meine Seele dürstet nach Gott,

nach dem lebendigen Gott!" Dann haben wir jenes Dürsten, welches nach Jesu Wort die erste Bedingung ist, daß seine Lebensquelle uns zum Heil und zum Segen werden kann.

Gibt es denn aber nicht tausend andere Quellen, diesen Durst zu stillen? so fragt es von allen Seiten, wo man meint, über die Gottesoffenbarung in Christus längst hinaus und mit seiner Erscheinung längst fertig zu sein.

Wohl gibt es manches Wasser der Erquickung für allerlei menschliche Sehnsucht, meine Freunde, aber den Durst *nach Gott* stillt uns kein Trunk, er komme denn *von Gott her*, er sei denn von demselben Wasser, welches Christus den Durstigen bietet aus dem Lebensstrom der heilsamen Gnade Gottes. Wie mancher ist schon landein, landaus gezogen die Lebensquelle zu suchen und fand sie nicht eher, als bis seine Augen den Stern sahen, der nach Bethlehem weist, nicht nach dem Bethlehem im jüdischen Lande nur, sondern nach dem Bethlehem*), welches die Liebe Gottes so nahe an jedes Menschenleben, mitten hinein in unsere Erdenheimat gebaut hat.

Liebe Gemeinde, unsere Weihnachtsfeier weist auch uns heute wieder nach Bethlehem; da laßt uns denn all unser Heilsverlangen und unser Dürsten nach Gottes Gnade und Wahrheit mitbringen und laßt uns trinken aus dem Lebensstrom, der von Bethlehem ausgeht, damit wir es recht zu unserm Segen wieder erfahren:

Das ist der Strom, der Schmerzen
Und Angst vom Busen spült,
Den heißen Durst der Herzen
Mit frischer Labung kühlt,
Der Strom, von dem vergebens
Kein Lechzender genießt,
Der Strom des Gotteslebens,
Das durch die Menschheit fließt.

Seine Wirkungen reichen aber noch weiter und sind noch größer. Nicht nur *Erquickung* bringt er den Durstenden, sondern auch *Reinigung* und *Heiligung*.

„Die heilsame Gnade", sagt unser Text, „erziehet uns, daß wir verleugnen sollen das ungöttliche Wesen und die weltlichen

*) Haus des Brotes.

Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt." Daß wir nur nicht über dem Genuß göttlicher Erquickung den heiligen Ernst göttlicher Zucht übersehen! Gottes heilsame Gnade will uns erziehen, ihre wahre Erquickung ist eins mit der strengen Zucht väterlicher Liebe. Niemals kann das göttliche Leben, das uns zugedacht ist, etwas sein, was den Sinnen schmeichelt oder nur weichmütige und rührselige Herzen labt.

Die Liebe Gottes nimmt uns in die Schule ihrer Zucht. Was wäre auch Liebe ohne Zucht? Solange wir freilich nur die Zucht und nicht die heilsame Gnade Gottes darin sehen, mögen wir der Zucht uns gerne entziehen. Wie der verweichlichte Körper zurückbebt und erschauert vor der kalten, klaren Wasserflut, in welcher der Starke und Gesunde die köstlichste Erfrischung findet, so kehrt der weltselige Sinnenmensch und das Kind des erschlaffenden Genusses um vor dem klaren und reinen Strom Gottes, der die Seele rein und frei machen will, und taucht lieber wieder in die lauen, trüben Fluten der Sünde.

Wollen wir aber rechte Weihnachtskinder der göttlichen Vaterliebe sein, dann muß ihre Zucht uns heilsam sein für unsere Seele; sie muß uns, ob sie nun mit Güte oder mit Strenge uns naht, die Herzen stark machen, damit wir lernen, an uns selber Zucht zu üben vor dem Angesicht des Herrn. Dann werden die Früchte dieser Zucht, welche unser Text bezeichnet, auch in unserem Leben sich entfalten können: Gerechtigkeit und Gottseligkeit!

Der Strom des Lebens, an welchem diese Früchte wachsen, fließt unaufhaltsam durch die Welt. Weihnachten erinnert uns wieder, daß auch wir mit unserem Leben an seine gesegneten Ufer gepflanzt sind. So wollen wir uns seinen Wirkungen nicht entziehen, viehmehr alle miteinander von Herzen beten:

O heil'ge Flut, durchwalle
Die Herzen kräftiglich,
Daß neu geeinigt alle
Lobjauchzen über dich;
Daß aus der Seele Tiefen
Dein Wogen mächtig bricht,
Daß segnend von uns triefen
Geist, Leben, Lieb' und Licht!

Dann wird von deinem Bade
Das dürre Ufer grün,
Dann wird dein Weltgestade
Von Friedenssegen blühn,
Dann ziehn in deinen Wogen
Wir fröhlich durch die Zeit,
Bis sie uns aufgezogen
Zur stillen Ewigkeit.

Amen.

Frohe Botschaft.

Weihnachtspredigt.

Niemals, meine Freunde, sind wir alle so empfänglich für die Klänge, die aus einer höheren Welt zu uns dringen, als an den Tagen einer allgemeinen Freudenfeier. Unsere Seele ist geöffnet für die Stimmen der Liebe und des Lebens, des Trostes und des Friedens, die uns von oben kommen. Wir fragen nicht, ob es Menschen- oder Engelstimmen sind, wir zerren auch nicht mit rauhen Händen neugierig an dem zarten Gewande, mit welchem fromme Phantasie die Träger jener Stimmen umhüllt. Wir fühlen nur, daß darin verborgene göttliche Kräfte uns segnend grüßen und heilbringend berühren.

So finden jetzt auch wieder die Himmelstöne der Weihnachtsbotschaft ihren Weg zu unsern Herzen, wie Klänge aus Gottes ewigem Hause, so daß wir Menschen der Erde ihnen voll Andacht lauschen und von ihrer Gewalt im Innersten ergriffen und erhoben werden.

Wir hören zuerst die Weihnachtskunde Lukas 2, 8—11:

> „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids!"

Das ist die frohe Botschaft des Weihnachtsfestes. Wie oft wir sie auch schon vernommen haben, sie bleibt uns ewig neu und weckt uns auf mit einzustimmen in den Lobgesang der himmlischen Heerscharen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen des Wohlgefallens!"

Von dem rechten Festgefühl der Weihnacht uns Rechenschaft zu geben, dazu diene uns diese Stunde. Gott gebe uns, daß wir mit großer Freude, ohne alle Furcht, die frohe Botschaft von der Geburt des Herrn empfangen und verkündigen!

Frohe Botschaft wird der Welt gebracht: „Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird!“

Ja, es sind Freudenklänge, unter denen wir Weihnachten feiern, und Freudentage sind es, die das Fest uns alle Jahre wiederbringt. Die Weihnachtsfreude hat die Menschen in Besitz genommen, und wir alle spüren ihre Macht. Die Häuser sind geschmückt, die Glieder der Familie, auch die getrennten, schließen sich wieder eng und liebevoll zusammen, die Kinder feiern mit übervollen Herzen den schönsten Tag des Jahres, und wen des Hauses Frieden irgend noch mit umhegt oder erreichen kann, der empfängt auch seinen Anteil an der Festfreude. Die aber wirft ihren Schein auch in dunkle Stuben, klopft an die Türen der Einsamen, denen der Tod das Haus verödet hat, und weckt die Erinnerung und den Dank auf für vergangene reiche Christfreude, die nicht umsonst empfangen und genossen ward. Auch harte und verbitterte Herzen können unter den Himmelstönen der Weihnacht vom Bann der selbstsüchtigen Gedanken erlöst und wieder weich werden in teilnehmender Mitfreude.

Und die Freude des Festes, damit sie wirklich „allem Volke widerfahre“, tritt mit Licht und Liebe in die Säle der Krankenhäuser, sucht die Fremdlinge auf, die als Wanderer in den Herbergen oder als Seefahrer im Hafen liegen und bringt ihnen fern der Heimat den Gruß der christlichen Nächstenliebe, die allerorten ihre Heimat hat, wo man christliche Weihnachten feiert. Und immer weiter geht sie bis in die Asyle der Obdachlosen und in die Gefängnisse und sucht überall Eingang, wo ihr auf einem Menschenantlitz und in einem Menschenherzen noch eine Spur von Empfänglichkeit begegnet.

Alle diese Freude hat ihren Zusammenhang mit der Weihnachtsbotschaft, wenn so manches arme oder kleine Menschenherz sich dieses Zusammenhangs auch nicht bewußt ist. Das Evangelium

von der Liebe Gottes, die sich in Christo offenbart, wirkt auch unbewußt auf die Menschen ein und führt sie auf verborgenen Wegen zu Licht und Klarheit. Kein Priester und kein Weiser kann diese Wege vorzeichnen oder bestimmen. Gott will jede Freude bewegter Menschenherzen segnen nach seinem Wohlgefallen, und setzt uns nicht zu Richtern, die entscheiden sollten, wo wahre und wo falsche Weihnachtsfreude ist.

Wohl aber sollen wir vor seinem Angesicht uns prüfen, ob unsere eigene Weihnachtsfreude schon von jener Tiefe und Reinheit ist, die aus dem Bewußtsein kommt: „Wir sind alle Gottes Kinder durch Jesum Christum."

„Fürchtet euch nicht!" spricht der Engel des Herrn. Ach warum ist unsere menschliche Freude so oft mit Furcht vermischt? Ist's das Gefühl der Unsicherheit, mit welchem wir den Dingen der Erde und den Wechselfällen des Lebens gegenüberstehen? Ist es die Sorge um den drohenden Verlust, die sich in unsere besten Freuden drängt? jene ängstliche Sorge, die uns so anschaulich in den Versen begegnet:

„Die Sorge nistet gleich im tiefsten Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen."

Oder ist es das Schuldgefühl, das sich zwischen uns und alle rechte Freude drängt? Wir wagen nicht uns vor Gott zu freuen, weil wir in ihm den strengen und harten Richter fürchten. Wir haben nicht den Mut der rechten Freude, welche die Grundstimmung eines in Gott ruhenden Herzens ist, denn uns fehlt noch das Zutrauen und der Glaube an die Botschaft von Gottes Vaterliebe, die uns vom Banne der Furcht erlösen und mit sich selbst versöhnen will.

Und wir möchten doch so gerne frei werden von all dieser Furcht und so gerne uns freuen ohne Zittern.

Da kann denn nichts anderes helfen als die volle Verkündigung der seligen Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“

Wenn wir die Geburtstage großer Menschen feiern, welche in der Vergangenheit gelebt haben, dann erinnern wir uns dankbar, was sie der Welt erworben und uns zum Segen hinterlassen haben; wir denken daran, daß sie auch für uns geboren sind und gelebt haben, denn die Früchte ihres Denkens und Handelns, ihrer Kämpfe und ihrer Leiden genießen auch wir.

Und bei dem Größten unter allen Menschenkindern sollten wir das nicht tun? Nicht alle hundert Jahre, wie bei den Großen unseres Geschlechts, nein alle Jahre feiern wir mit ungezählten Scharen seine Geburt. Und alle Jahre wieder vernehmen wir es: Auch euch ist er geboren, auch euch ist er der Heiland! Heiland heißt der Heilende, Helfende, Rettende. Als solcher ist er in seinen Erdentagen vielen genaht, aber nur wenige haben ihn erkannt. Erst als er am Kreuze gestorben und durch das Kreuz von Menschen verworfen, von Gott erhöht war zur Herrlichkeit, da ist er zu neuem Leben und zu neuem Wirken auferstanden und in dem Zeugnis seiner Apostel hat sein Geist die Welt erobert. „Segnend das Strebende, rettend das Verlorene, heilend das Kranke ist er durch die Länder und Völker geschritten. Wohl hat sich ihm viel Arges angehängt, aber was seitdem Herrliches geworden ist, das nennt sich nach seinem Namen oder ist aus seiner, wenn auch verleugneten, Gemeinschaft hervorgegangen. Welche Macht jederzeit Antichristentum oder Überchristentum erlangt haben, der lebenspendende Gottessohn ist doch die befreiende, ordnende Macht, die zuletzt allein es vermag, auch die Stürme im Völkerleben zu beschwören, nicht durch Zaubermacht, sondern durch seine versöhnende Geistesmacht.“

Als Heiland und Versöhner verkündigt ihn auch uns und unserem Geschlecht heute wieder die frohe Botschaft der Weihnacht. Brauchen wir noch solche Kunde, oder sind wir darüber hinaus? Noch ist keiner nach ihm gekommen, so große Menschen die Welt seither gesehen hat, welcher Größeres oder gleich Großes zu bieten hatte, und nicht vielmehr von Jesus von Nazareth selber hätte nehmen müssen Heil und Frieden und göttliches Leben. Noch steigt auch in den Größten und Glücklichsten mitten unter dem

Reichtum ihres Wirkens und Genießens die Sehnsucht nach einem Frieden auf, den die Welt nicht geben kann:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Alle brauchen ihn, alle nehmen von seiner Fülle, auch die ihn stolz verleugnen oder gar verachten. Darum wird es *allen* verkündigt, den Ärmsten und Verlassenen, den Gedrückten und Traurigen und ebenso den Königen der irdischen Macht und den Herrschern im Reiche der Wissenschaft, der Kunst, des Weltverkehrs und des Weltgewinns: „*Euch ist heute der Heiland geboren.*"

Das ist unserer Weihnachtsfreude ewiger Grund und Gegenstand. Alle freundlichen Bilder der weihnachtlichen Freude, die wir vorhin geschaut, empfangen ihr wahres Freudenlicht erst aus den Lichtquellen der Ewigkeit, die uns Christus aufgeschlossen hat. Er ist und bleibt unser Heiland; denn in ihm sehen wir die Fülle der Gottesgaben zur Erde kommen, nach denen unsere religiöse Sehnsucht verlangt. Im Glanze seines Lebens allein wird unser Erdenweg hell, und es lösen sich uns die Rätsel unseres Daseins.

Wer nur mit unbefangenen eigenen Augen hineinschauen will in dieses einzige Leben, wem nur der Blick nicht getrübt ist durch den Schleier hochmütiger Vorurteile oder durch die Brille dogmatischer Vorstellungen, der vernimmt auch mit neuer Freude, frei von Furcht und voll gläubiger dankbarer Liebe die frohe Botschaft des Weihnachtsfestes.

Mögen in unseren Tagen viele meinen, sie sei entbehrlich geworden und könne keinen Glauben und kein Leben mehr wecken. Unsere Erfahrung und unsere Zuversicht hält ihnen das Bekenntnis entgegen: „Ich schäme mich der frohen Botschaft von Christus nicht, denn sie ist eine Gotteskraft zu beseligen alle, die daran

glauben.“ (Römer 1, 16.) Und aus vollem Herzen stimmen wir dem zu, was die Verse enthalten:

„Die alte Christuslehre hat ihre Zeit verlebt,“
„Die reifgeword'ne Menschheit nach hellerm Lichte strebt.“

„Das Kreuz schon halb verfallen, wann sinkt es ganz und gar?“
„Wann schwindet von der Erde der letzte Christaltar?“

So lang im Sünderherzen noch ein Gewissen schlägt,
Nach Frieden und Versöhnung ein heiß Verlangen trägt; —

So lang ein Schwerbelad'ner, dem jede Stütze bricht,
Sehnsüchtig droben suchet ein tröstend Hoffnungslicht; —

So lang ein Mensch gedenket: „Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft, daß ich die Schrecken des Grabes überwind'?“

So lang im Menschenherzen ein Gottesfunke sprüht,
So lang des heil'gen Feuers nicht alles ausgeglüht:

So lange stehn auf Erden die Worte Christi fest
Und sammeln immer wieder der Menschheit bessern Rest.

Und fällt am letzten Tage in Asche Sonn' und Stern,
So schwingt sich aus den Trümmern das ew'ge Wort des Herrn*).

Amen!

*) Nach Adolf Stöber.

Behalten oder Vergessen?

Jahresschluß 1899.

Hinter uns liegt die vergangene Zeit im Strahl der Abendsonne eines scheidenden Jahres. Oder sagen wir eines scheidenden Jahrhunderts? Gewiß, wir können so sprechen. Denn mag auch das alte Jahrhundert erst heute übers Jahr wirklich zu Ende sein, doch erscheint uns das Jahr 1900, das nun vor der Türe steht, als ein Jahr der Zeitenwende. Und wir mögen nicht über seine Schwelle treten, ohne einen Rückblick auf die hundert Jahre zu tun, die von unseren Vorfahren und dann von uns selber mit 1800 geschrieben und gezählt wurden.

Sind wir doch allesamt Kinder dieses Jahrhunderts. Lassen doch die meisten von uns die Zeit ihrer Jugend und ihrer besten Lebensblüte darin zurück. Und wir sollten nicht mit vielen Millionen unserer Volks- und Zeitgenossen rückschauend fragen: Was hat der vergangene Zeitraum gebracht?

Der Ort, wo wir uns hier befinden, hindert diese Frage nicht, er fordert sie vielmehr heraus! Denn da, wo wir so oft unser irdisches Leben in das Licht der Ewigkeit gestellt und unsere zeitlichen Gedanken dem unwandelbaren Gott geheiligt haben, da wird auch unser Rückblick auf das scheidende Jahrhundert voll Ernst und Weihe sein.

Die Überschrift unserer Betrachtung bilde das schlichte Psalmwort, Psalm 103, 2:

> „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat."

Wir sind hier nicht zusammengekommen, meine Freunde, um große Worte und lobtönende Phrasen über die Vergangenheit zu hören, auch nicht um auf allen möglichen Gebieten die Summe dessen zu ziehen, was dies Jahrhundert Gutes oder Schlimmes gezeitigt hat. Wir wollen vielmehr ohne Überhebung und ohne

Selbsttäuschung Gott danken, daß er uns gewürdigt hat teilzunehmen an den Gütern und an den Aufgaben unserer Zeit.

Es liegt ja so nahe, sich in der Stunde dieses Rückblicks in eine Festbegeisterung hineinzusteigern und sich zu berauschen an den Erfolgen der Wissenschaften, an den Fortschritten des allgemeinen Wohlstandes, an dem ungeahnten Wachstum unserer Macht. Es ist ja so natürlich, Vergleiche zu ziehen mit früheren Jahrhunderten, und es liegt ja so nahe, den Ruhm des unsrigen zu verkündigen. Wir müßten ja völlig blind sein, wenn wir nicht erkennen könnten, daß wir es in allen irdischen Angelegenheiten viel, viel weiter gebracht haben, als unsere Vorfahren vor hundert Jahren, ja man braucht kein Prophet zu sein um voraussagen zu können, daß künftige Geschlechter dies neunzehnte Jahrhundert zu den großen Jahrhunderten der Weltgeschichte rechnen werden. Und wenn wir selbst je und je einmal vielleicht das Wort Huttens im Herzen oder auf den Lippen trugen: „Es ist eine große Zeit, es ist eine Lust zu leben!" dann wollen wir auch dafür den Dank heute nicht vergessen; und wir können es ja gar nicht, denn was man mit vollem Herzen und von ganzer Seele miterlebt hat, das vergißt man nicht.

Es fragt sich nun aber doch, ob nicht für sehr viele die Kehrseite aller glänzenden Früchte des Jahrhunderts viel eindrucksvoller geworden ist als jene selbst. Denn wer wollte leugnen, daß neben allen hochgepriesenen Errungenschaften unserer Kultur eine moderne Barbarei als Frucht des Jahrhunderts erscheint, die einem Rückschritt oft sehr ähnlich sieht?

Da wären wir denn ja wohl glücklich bei dem Ergebnis angelangt, daß auch dies Jahrhundert zwar viel Gutes, aber auch recht viel Böses hervorgebracht habe, und könnten uns nun in jenen öden Streit mischen, in welchem die Lobredner und die Tadler gegeneinander zu Felde ziehen und kein Ende finden können.

Davor möge unser Psalmwort und seine rechte Beherzigung uns bewahren. Was man aus der Vergangenheit behalten soll und was man vergessen darf, darüber mögen die Gedanken und Meinungen recht verschieden sein. Dem religiösen Menschen, dem Christen zumal ziemt es nach unserem Texte, alles Gute dankbar zu erkennen und treu zu bewahren, und dadurch alles Böse zu überwinden! Und zu diesem Überwinden gehört gar oft auch das Vergessen.

Böses, das in die Gegenwart noch lebendig und unheilvoll hineinragt, zu überwinden, in gutem Kampfe zu überwinden, das ist eine Aufgabe, die mit uns in die Zukunft geht. Aber das Böse, das nur in unserer persönlichen Erinnerung noch aufbewahrt wird, das sollen wir vergessen. Ich vergesse, was dahinten ist, sagt Paulus, und strecke mich nach dem, was vorne ist. Damit will er sagen, daß der Christ ein Mensch der Gegenwart und der Zukunft sein soll und daß die Vergangenheit ihm bei der Erfüllung seiner Aufgaben keine Fesseln anlegen darf. Er meint das natürlich nicht im Sinne einer rohen Pietätlosigkeit oder im Sinne jener haltlosen und leichtsinnigen Leute, in welchen „keinerlei Eindrücke haften bleiben, die alle ihre Habe ins Meer der Vergessenheit werfen, damit ihr Schifflein nur leicht über des Lebens Fläche dahinfahre". Der Apostel gibt uns vielmehr ein Beispiel, daß wir das *Böse* vergessen sollen, dessen Erinnerung uns am Fortschritt im Guten hindern kann, alles empfangene und erfahrene Gute dagegen sollen wir „behalten", pflegen und vermehren.

Diesem Beispiel laßt uns folgen, meine Freunde! Denn wahrlich! unselig ist, wer immer in allen Schachten der Vergangenheit umhergräbt, um daraus heraufzuholen, was ihn einst beschwert, gekränkt und angefochten hat. Unglücklich, wer keine vorzeiten geschehene Beleidigung, keine Enttäuschung, keinen Verlust, keinen Mißerfolg vergessen kann! Aber freilich ebenso armselig und traurig ist es um solche bestellt, die keinen empfangenen Segen und keine Gottesgnade aus der Vergangenheit festgehalten haben, deren sie sich lobend und dankend erinnern mögen.

Laßt uns als Christen in der Vergangenheit nur eins und immer wieder dasselbe suchen, nämlich *unseren Gott*! Vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat! ruft unser Text. Und wo wir die Spuren des lebendigen Gottes wieder und wieder finden im Lauf der Welt und unseres eigenen Lebens, da laßt uns dankend einstimmen: Lobe den Herrn meine Seele!

Wir werden bei ernstem Nachsehen diese Spuren viel häufiger finden, als wir geahnt. Man sagt wohl, daß das zu Ende gehende Jahrhundert uns viel Gutes und Großes, Schönes und Edles gebracht hat. Gewiß ist es so, meine Freunde. Aber das Jahrhundert ist doch der wirkliche Bringer von dem allem nicht; es ist doch nur der zeitliche Rahmen für diese Güter. Wem verdanken

wir sie denn eigentlich? Es gibt ein „goldenes Buch des Jahrhunderts", in welchem aus allen Zweigen menschlicher Tätigkeit berühmte Männer und Frauen abgebildet, und berühmte Namen aufgezeichnet stehen, und die ließen sich weiter zurück noch um ein Vielfaches vermehren. Aber wenn wir nun zehn goldene Bücher voll Namen hätten und wenn wir alle ihre Träger nach Gebühr ehren und ihnen danken wollten, würde uns nicht am Ende doch bange werden vor solcher Menschenverehrung? Und wo ist denn eigentlich die Grenze, an der es heißt, dahinter gäbe es kein Verdienst und keine Würdigkeit mehr? Ob alle großen Namen unserer Verehrung auch von künftigen Geschlechtern gepriesen werden, das kann niemand wissen, aber das können wir mit größter Zuversicht aussprechen: Alles, was aus Gott geboren ist in dem Denken und Tun berühmter oder unberühmter Menschen, das wird Dauer und Bestand haben und Segen bringen für künftige Zeit.

Aus Gott geboren aber ist in unserem Menschengeschlechte der Drang nach Wahrheit, der Trieb seine Kräfte zu entfalten und zu veredeln, aus Gott geboren ist der Glaube an die Verwirklichung des Guten und die lebendige Tatkraft und das starke Pflichtgefühl und die ausdauernde Treue, die keinen Lohn und keine Anerkennung sucht, und der freudige Opfermut für die höheren Zwecke der Menschheit.

In alledem ist Gott, und wenn wir seine Spuren darin finden, dann verstehen wir's: „Er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir." (Apostelgesch. 17, 27. 28.) Wir sehen nicht mehr nur den fernen Gott, der über dieser Welt unnahbar waltet, sondern den Gott, den Christus uns bekannt gemacht hat als den lebendigen Geist, der in dieser Welt, in den Menschen und durch die Menschen seines Eigentums ohne Aufhören wirkt und schafft. Dieser innerweltliche Gott ist es, der auch in unserem Jahrhundert seine Segenskräfte in vielen Tausenden offenbar gemacht hat, mochten dies Bürger oder Arbeiter, Menschen des Handels oder des Gewerbes, des Schwertes oder der Feder, mochten es Künstler oder Gelehrte, Entdecker oder Erfinder, Männer des Staates oder der Kirche, Ärzte oder Erzieher, Pfleger des Rechts oder Beamte, mochten es Männer oder Frauen, Hohe oder Niedere, Hüter eines Volkes oder eines Hauses und einer Familie sein.

Freilich ist nicht alles wohl ausgerichtet, was Gott uns und unseren Zeitgenossen aufgetragen hat; da gibt es unendlich viel Stückwerk und Flickwerk, von dem recht wenig Rühmens zu machen ist, aber das ist ja nun eben das vollendende Werk der göttlichen Vorsehung, an deren Hand die Menschheit, bewußt oder unbewußt, von einem Jahrhundert ins andere zieht, daß Gott selbst das Bleibende aus dem Stückwerk aussondert und von allen Enden der Welt zusammenfaßt zu seinem Segensreich, in welchem eine beglücktere und bessere Menschheit wohnen und ihm dienen soll.

Eine beglücktere und bessere Menschheit? Aber ist das nicht ein Traumbild nur?

Ja, meine Freunde, ein Traumbild, aber ein solches, das sich mehr und mehr, wenn auch noch so langsam verwirklichen wird. Noch ist niemals etwas in der Welt zum Segen der Menschen wirklich geworden, was nicht zuvor als Traumbild zuerst in einem, dann in wenigen und endlich in vielen Herzen lebte.

Seitdem Jesus in den Menschen das Traumbild vom Himmelreiche auf Erden geweckt hat, sind bald neunzehn Jahrhunderte dahingegangen, und über die Anfänge seiner Verwirklichung sind wir noch nicht hinaus. Aber muß es denn wahr sein, daß die Menschheit schon alt geworden ist? Liegen nicht die unabsehbaren Gefilde der Zukunft vor ihr? Welcher Kleinmut und welche Verzagtheit heißt uns zweifeln an den ewigen Verheißungen Gottes? Er wird künftig, wie bisher seine Zeugen erwecken und sammeln aus allem Volk und wird sein Werk zum Siege führen durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende!

Doch kehren wir zurück zur gegenwärtigen Stunde! Vielleicht denkt mancher, daß er diesen Flug auf die Höhen eines solchen Rückblicks und Ausblicks nicht mitmachen könne. Und die Aufforderung zu danken für allgemeine Segnungen will dem Gedrückten und schwer Heimgesuchten, der sich davon ausgeschlossen wähnt, nicht einleuchten. Solchen Mühseligen und Beladenen will ich jetzt nicht sagen, wie gut und notwendig es sei, von Zeit zu Zeit einmal den Versuch zu machen, sich von sich selber und dem eigenen kleinen Schicksal loszulösen und den Blick auf das Ganze und Große zu richten; ich will ihnen nicht vorhalten, daß Jesus selbst solches von den Seinen geradezu fordert. Nein ist will sie nur fragen, im Namen der ewigen Liebe will ich sie fragen, ob sie auf den Zeit=

raum, der hinter ihnen liegt, nur mit Schmerzenstränen zurückschauen können, ob ihnen denn ihr eigenes Lebensgeschick nur Gram und Wunden zeigt? Ob da wirklich nichts zu finden ist von göttlicher Hilfe, von Stimmen der Barmherzigkeit und von Zeugnissen der Gnade, an welchen das arme Herz sich aufrichten konnte, nichts von Beweisen göttlicher und menschlicher Liebe, wenn auch das getrübte Auge sie nicht gleich sah? — Noch ist kein Menschenkind auf Erden, das sich nicht selber ganz und gar aufgab, je von Gott verlassen und aufgegeben worden, und hier unter uns ist keines, das seinem Gott für gar nichts mehr zu danken hätte.

Auf der Grenze der Jahrhunderte stehen wir vor unserem Gott, vor dem Herrn der Zeit und der Ewigkeit, und unsere Seele ist stille vor ihm. Schweigend in tiefer Andacht schauen wir sein Werk über und in allem Menschenwerk, über und in allem Menschenschicksal; und auch unser Stückwerk und unser kleines Schicksal sehen wir eingeschlossen in das große Ganze seiner ewigen Gedanken, seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe. Da vergessen wir das Nichtige und strecken unsere Hände aus zu behalten das Wertvolle.

Und aus all den Herzen, die anbetend stille geworden sind vor ihrem Gott, steigt es dann wie ein einziges, heiliges Dankopfer zu ihm empor: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“

Amen!

Der Herr behüte dich!

Neujahrspredigt 1889.

In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate,
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Am Anfang eines neuen Jahres stehend, richten wir unsere Blicke rückwärts, vorwärts und aufwärts.

Wir schauen rückwärts und sprechen bewegt: Sei uns gesegnet, o Jahr, das nun vergangen ist! Nimm unseren letzten Abschiedsgruß, den wir dir zurufen wie einem treuen Gefährten, welchen man zu Grabe trägt. Wohl warst du ein Trauerjahr, das uns Vieles und Großes genommen hat; wohl hast du mancherlei Unheil in deinen Händen getragen, mit welchem du bald viele Menschen auf einmal, bald einzelne trafst! Dennoch sei gesegnet! Denn was du brachtest und was du nahmst, das soll uns alles zum Besten dienen. Sei auch für zahllose Wohltaten gesegnet, die du auf Gottes Geheiß in die Menschheit, in unser Volk, in unsere Häuser hineingetragen hast, und sei dankbar gesegnet für deine letzten freundlichen Scheidegrüße. War dein Anfang auch trübe, dein Fortgang oft schwer und schmerzlich, so war doch dein Ende licht und erquickend. Mit fröhlichen Herzen durften wir vor acht Tagen in die Himmelsbotschaft einstimmen: „Und Friede auf Erden!" und das Verheißungswort ging an dir in Erfüllung: „Um den Abend wird es licht sein!"

Wir schauen auch vorwärts am Neujahrsmorgen, meine Freunde, und siehe da! statt des alten Bekannten, den wir eben zum letzten Male segnend grüßten, steht vor uns die unbekannte Gestalt eines Fremdlings. Seine Züge sind wie mit einem Schleier bedeckt, und schweigend streckt er uns die Hand entgegen, um durch die nächste Wegstrecke unseres Erdenpfades unser Führer zu sein. Wir schauen ihn noch zweifelnd an: Werden wir an ihm einen freundlichen oder einen harten Weggenossen haben? Doch nein, wir wollen so nicht fragen, wir wollen vielmehr die dargebotene Hand ergreifen und ihm zurufen: Sei uns gegrüßt, du neues Jahr, und sei uns gesegnet! Kehre ein bei uns und siehe, wie unsere Herzen vertrauend und hoffend dir entgegenschlagen. Bist du doch ein Bote Gottes und kannst nichts anderes bringen, als der Herr der Zeit und Ewigkeit dir aufgetragen hat. Und was von ihm kommt, das ist uns gut!

So wenden sich beim Wechsel der Jahre die Blicke mit Notwendigkeit aufwärts zu Gott. Da bleiben sie haften in dieser Neujahrsfeierstunde und aus unseren Herzen drängt sich wie von selbst auf unsere Lippen das fromme Gebet Psalm 121:

> „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht. Der Herr behütet dich, der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts. Der Herr behüte dich vor allem Übel, der Herr behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang von nun an bis in Ewigkeit. Amen!"

Das sei unser Neujahrstext, meine andächtigen Freunde! Laßt uns ihn wie einen Weihespruch über die Pforten des neuen Jahres schreiben und laßt uns seinen Sinn für uns in die zwei schönen Segenswünsche übersetzen, die wir uns nun untereinander zurufen wollen:

Zum neuen Jahre grüß' dich Gott!
Im neuen Jahr behüt' dich Gott!

1. Dankbar segnend grüßten wir zum Abschied das alte Jahr; hoffnungsfreudig begrüßen wir das neue. Grüße der Liebe und

der Freundschaft geben und empfangen wir untereinander am Neujahrsmorgen. Schöner, inniger und herzerhebender kann uns niemand grüßen, als mit dem Segenswunsche: „Grüß dich Gott!" Welch ein köstlicher, bedeutungsvoller Anfang des neuen Jahres, wenn wir von Gott gegrüßt uns fühlen am Morgen seines ersten Tages; wenn wir, zumal hier in der Gemeinde, den Gruß seines Wortes empfangen! Wer unter uns möchte den Segen entbehren, den wir dieser Neujahrsfeier entnehmen dürfen?

Daß wir Wanderer sind, die unaufhaltsam dem Ziele der Erdenlaufbahn näher kommen, das fühlen wir wohl niemals stärker als am Anfang eines neuen Jahres. Dem Wanderer gleich bedürfen wir des Ausruhens und der Stärkung auf unserem Wege. Wo kann aber unsere Seele neue Stärkung und neuen Mut anders hernehmen, als aus der Berührung mit ihrem Gott, dessen Verheißung: „Nahet euch zu mir, so nahe ich mich zu euch!" (Jak. 4, 8) uns immer begleitet? Darum zieht es uns am Neujahrstage besonders kräftig an die Stätte unserer gemeinsamen Andacht, um in und mit der Gemeinde uns Gott zu nahen und unsere Seele ihm zu befehlen im Gebet.

Einen neuen Tag oder eine neue Woche Gott zu befehlen, das mag mancher unter den Sorgen oder den Zerstreuungen des Erdenlebens vergessen, obgleich wir als Christen es nicht vergessen sollten. Aber ein neues Jahr, diesen größten Abschnitt, nach welchem wir unseres Pilgerlaufes Länge messen, anzutreten, ohne sich betend seinem Gott zu nahen, das will doch auch den Kindern unseres ruhelos forthastenden Geschlechts zumeist nicht recht erscheinen. Am Anfang eines neuen Jahres, das so dunkel vor uns liegt, das so vieles mit sich bringen kann, was ganz außer unserer Berechnung und außer unserer Macht liegt, da regt sich unabweisbar die Empfindung, daß wir mit unserem Leben und unseren Geschicken einer höheren Macht untertan und dienstbar sind, daß wir unsere Augen aufheben müssen „zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt". Wir fühlen von neuem das Bedürfnis zu erfahren, daß „Gottes Augen offenstehen" über unserem Lebenspfade, wir wollen es mit dem Ohre des Glaubens von neuem vernehmen: „Siehe der Hüter Israels schläft und schlummert nicht!"

Möchte doch jeder von uns etwas vernehmen von dem segnenden Gruß der Vaterliebe, mit welchem Gott seine Menschenkinder

heute wieder grüßt! Möchte in unser aller Herzen etwas hineinklingen von der Kraft und dem Trost und dem Frieden solcher Gottesgrüße! Bedürfen wir dessen doch alle, wenn auch in verschiedener Weise. Gewiß sind hier unter uns manche, die im verflossenen Jahre harte Prüfungen und bittere Verluste erfahren haben, und ihre Wunden bedürfen noch des heilenden Balsams. Sollten die ausgeschlossen sein von Gottes freundlichem Gruß am Neujahrsmorgen? O nein, die Liebe Gottes spricht zu allen verwundeten Herzen: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet" (Jes. 66, 13). „Hebet eure Augen in die Höhe und sehet! Wer hat solche Dinge gemacht? Der sie alle mit Namen ruft; sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann. Warum sprichst du denn: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht gehet vor meinem Gott vorüber? Weißt du nicht? hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er gibt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden" (Jes. 40, 26—29).

Gewiß werden auch solche unter uns sein, welche bei äußerem Wohlergehen eine innere Leere und einen Mangel an innerer Freudigkeit fühlen, dem sie gerne abhelfen möchten. Sie fühlen es wohl, daß der Besitz der Güter, die das Leben vergänglich zieren, uns nicht wahrhaft glücklich und zufrieden macht. Sie sehnen sich nach dem unverlierbaren Gut einer inneren Glückseligkeit, welche nicht von dieser Erde ist. Grüß euch Gott, ihr Suchenden, ihr werdet finden! Denn „selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; sie sollen satt werden!" (Matth. 5, 6.) Gewiß sind auch solche hier, deren Herz erfüllt ist von der Unruhe der Zeit, die uns alle anficht, von den Sorgen und der Furcht vor der Ungewißheit der Zukunft; sie möchten gern herausgenommen sein aus dem Widerstreit menschlicher Meinungen, möchten in einem stillen Friedensport ausruhen können. Gott grüßt auch sie mit seinem lebendigen Worte und spricht: Wohlauf mit eurer Friedenssehnsucht; wandert rüstig weiter den Weg des Kampfes! Ein Mensch sein heißt ein Kämpfer sein, und ein Christ sein heißt ein tapferer Streiter Christi sein, welcher den Seinen nirgends träge Ruhe und bequeme Tage verheißen hat, sondern Unruhe und Anfechtung und Kampf; aber in dem Kampf einen höheren Frieden, als die Ruhe

weichlicher Bequemlichkeit, nämlich den Frieden Gottes in der Brust, mit welchem wir sprechen können: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“

Und was etwa sonst, meine andächtigen Freunde, die Augen uns voll Sehnsucht aufheben läßt in dieser Stunde zu „den Bergen, von denen uns Hilfe kommt“, Gott grüßt es segnend und läßt uns alle aufs neue erfahren: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden“ (Jes. 40, 31).

Lasset uns aber nicht meinen, daß Gott uns nur in diesem engen Raum grüßen könne, den wir unser Gotteshaus nennen. Ist doch Gottes Haus überall, wo seines Geistes Odem weht; wohnt er doch im kleinen Raum des ihm ergebenen Menschenherzens, wie in dem weiten All der unermeßlichen Schöpfung. Grüß dich Gott! so soll es uns im neuen Jahre an jedem Tage entgegenklingen im Strahl der aufsteigenden Morgensonne, wie in den Schatten der herabsteigenden Nacht. Grüß dich Gott! so sollen wir es vernehmen aus den Pflichten unseres irdischen Berufs und aus den Segensfrüchten treuer Arbeit. Grüß dich Gott! so tönt es auch aus der Gemeinschaft unserer Lieben, die uns Gott gegeben hat, damit wir im täglichen Verkehr mit ihnen Liebe säen und Liebe ernten und uns so als Gottes Kinder erweisen. Grüß dich Gott! so hören wir dann auch die dunklen Gottesboten, Krankheit und Leid, zu uns sprechen, wenn der Herr sie uns senden will nach seinem Rat und zu seiner Zeit.

Selig ist der Mensch, welcher alle Grüße seines Gottes also vernimmt, daß er an keinem derselben gleichgültig und ohne Dank vorübergeht. Möchten wir das alle erfahren, meine Freunde, und täglich den frommen Geleitspruch in uns erneuern:

„Grüß Gott am Tag der Freude,
Er würze dir dein Brot!
Grüß Gott in Kreuz und Leide,
Er tröste dich in Not!
Grüß Gott uns all auf Erden
Mit seiner Gnade Strahl,
Bis wir ihn grüßen werden
Daheim im Himmelssaal!“

2. Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns die Grüße der Liebe Gottes entgegenkommen. Und siehe, von dort kommt uns noch mehr! „Der Herr behütet dich; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand!" so ruft unser Psalm uns zu, um dann in den frommen Segenswunsch auszuklingen: „Der Herr behüte dich vor allem Übel, der Herr behüte deine Seele; der Herr behüte deinen Eingang und Ausgang."

Mit diesen frommen Psalmworten im Herzen fügen auch wir unserem ersten Segenswunsche jetzt den zweiten hinzu: Im neuen Jahr behüt' dich Gott!

Wenn wir das einander zurufen am Neujahrsmorgen, dann denken wir wohl zuerst an Leib und Leben, an Gesundheit und irdisches Gut, das Gott behüten und bewahren solle; und wir dürfen ja das alles der Vaterliebe Gottes und ihrem Schutz befehlen. Ja, ich meine, daß ein Jahr wie das vergangene es uns recht eindrücklich machen müßte, wie sehr der Mensch in dem allem des göttlichen Schutzes bedarf. Wir Kinder der Zeit und des Staubes, wie stehen wir in unserer Ohnmacht da, wenn die gewaltige Hand Gottes unsere Geschicke so ganz anders lenkt, als wir es gemeint, wenn sie die irdischen Stützen unserer eitlen Hoffnungen zerbricht und alle unsere kurzsichtigen Anschläge zunichte macht; wenn alle unsere erträumte Kraft und Herrlichkeit in den Staub sinkt; wenn wir aus dem Schlaf unserer selbstgemachten Sicherheit aufgerüttelt werden zu einem Erwachen, das um so trostloser ist, je mehr wir uns selbst und die vergänglichen Dinge liebten und vergötterten. Darum schlage niemand das gering an, daß ihm ein treuer Freund sein herzliches „Behüte dich Gott!" im neuen Jahre zuruft: Behüte dich Gott, daß dich kein Unheil treffe, daß keine Plage deinem Hause sich nahe, daß du nebst allen den Deinen an Leib und Leben keinen Schaden leidest. Vieles zwar kannst du selber dazu tun, daß es dir und den Deinen im Leben wohl ergehe, aber lange nicht alles. Das Beste muß als Segen aus Gottes Hand uns kommen, und keine menschliche Bewahrung, keine irdische Versicherung kann uns behüten, wenn nicht der Höchste unsere Zuflucht, oder, mit unserem Text zu reden, „der Schatten über unserer rechten Hand" ist.

Aber, meine andächtigen Freunde, Gottes bewahrende und behütende Vaterliebe hat ein höheres Ziel. Darum steigt der

Segenswunsch höher hinauf und sagt nicht bloß: Der Herr behüte dich vor allem Übel, sondern fügt noch besonders und mit Nachdruck hinzu: „Der Herr behüte deine Seele!"

Jeden von uns führt sein Lebensweg an Seitenpfaden vorüber, die uns in die Irre und ins Verderben locken. Daß wir sie nicht betreten, davor kann nur eins uns bewahren, daß wir Gott vor Augen und im Herzen haben. Darum behüte dich Gott, o Menschenkind, daß du in keine Sünde willigst noch tust wider Gottes Gebot! Behüte dich Gott, daß deine Seele keinen Schaden nimmt! Wie mancher, der die Welt meinte gewinnen zu können, hat darüber an seiner Seele unermeßlichen Schaden genommen, weil er nicht bedacht hat zu seiner Zeit, daß wir unsere Seele Gott befehlen müssen, bevor wir alles andere ihm befehlen.

Der Herr behüte deine Seele! Der Wunsch reicht weiter, als jeder andere irdische Segenswunsch; denn er erreicht auch jene, die das kostbare Gut leiblicher Gesundheit und Kraft verloren haben. „Die da leiden nach Gottes Willen," sagt Petrus, „die sollen ihm ihre Seelen befehlen, als dem treuen Schöpfer in guten Werken" (1. Petri 4, 19). Wie Gott eines Menschen Seele behütet, dessen Körper geschlagen ist mit furchtbarer Krankheit, dafür ist fortan nicht bloß Hiob, dafür ist aus dem Schmerzensjahr, das hinter uns liegt, fortan die edle königliche Duldergestalt uns Beispiel und Zeugnis, deren Bild aus dem Gedächtnis der Menschen nicht mehr verschwinden wird.

Der Herr behüte deine Seele! Das gehe mit uns durchs neue Jahr! Das sei der laut gewordene oder unausgesprochene Wunsch, den jeder für den andern im Herzen trägt. Vielgestaltig umdrängt uns alle das Leben, mit mannigfachen und verschiedenen Forderungen tritt es an uns heran, mancherlei Pflichten bringt jeder neue Tag, anders als wir gedacht führt uns auch im neuen Jahre wohl manchmal die Hand des Höchsten! Aber in allem Wechsel und Wandel bleibe über uns das Wort: Der Herr behüte deine Seele! Er bleibe mit seinem Gottesfrieden und seiner Gotteskraft über der Gemeinde, über jedem Hause, über aller Herzen, auch über den geliebten Häuptern aller Unsrigen, die uns ferne sind.

Über dem neugeborenen Kindlein werde es laut im bewegten Elternherzen: Der Herr behüte deine Seele! Und wo ein Kind hinauszieht aus dem Vaterhause, um in der Welt sich tüchtig zu machen

für die Pflichten des Lebens, o laßt es nicht ziehen ohne das Geleit des Gebets: „Behüt' dich Gott, dein Herz ist schwach, hab' Gott vor Augen, bet' und wach: Sein guter Geist, o ruf' ihn an! Er führe dich auf ebner Bahn; behüt' dich Gott!"

Sendet Gott in unsere Häuser den Sonnenschein des Glücks, so behüte er uns am Born der Freude vor Übermut! Will er uns heimsuchen nach seinem Rat mit Leid oder Schmerzen, so gebe er uns Stärke und Geduld, daß wir nicht erliegen oder verzagen, sondern nach dunkeln Tagen das Licht wieder schauen dürfen mit demütigem Dank: „Siehe um Trost war mir sehr bange, aber du hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe" (Jes. 38, V. 17).

Und selbst wenn dieses Jahr das letzte ist, das Gott uns geben will, möge der Engel des Todes, wenn er uns erscheint, uns kein Bote des Schreckens sein, sondern ein Gottesbote, welcher spricht: Dein Erdenjahr und deine Erdenbahn ist abgelaufen; nun grüße dich Gott zum neuen, zum ewigen Lebensjahr! Behüte dich in der Scheidestunde dein Gott und Herr, dem du im Leben deine Seele befohlen hast; in seine Hände befiehl nun auch am Ende alles, was dein war und dein ist; der Herr behüte deine Seele! Amen.

Die Wolken- und Feuersäule.

Neujahrspredigt 1897.

Leih' aus deines Himmels Höhen
Uns, o Gott, ein gnädig Ohr!
Bis zu deinem Thron empor
Steige deiner Kinder Flehen!
Du allein aus ew'ger Gnade
Weißt und gibst, was uns gebricht,
Und auf unsers Lebens Pfade
Bist du Heil und Trost und Licht.
Dir ist ganz die Zukunft helle
Gleich der Zeit, die längst verrann,
Sieh an deines Tempels Schwelle
Steht dein Volk und betet an!

Auf Bergeshöhe stehen wir miteinander am Neujahrsmorgen, liebe Gemeinde. Hinter uns versinkt in immer tiefere und fernere Dämmerung die zurückgelegte Wegstrecke. Nun sucht unser Auge noch einmal alle Punkte auf, an welche sich Erinnerungen voll Bedeutung knüpfen, aber das einzelne, mag es nun Freude oder Schmerz, Gewinn oder Verlust, Erfolg oder Enttäuschung heißen, entschwindet dem Blick und seine Umrisse verschwimmen vor dem suchenden Auge.

Soll das nun eine Mahnung sein, uns so schnell als möglich davon loszureißen und nur vorwärts zu denken und vorwärts zu eilen? Nein, meine Freunde, wer eine Höhe erstiegen hat, ruht auf ihr ein wenig aus, ehe er weiterzieht und von neuem abwärts und wieder aufwärts steigt. Wohl mögen wir manches vergessen, „was dahinten ist und uns strecken nach dem was vor uns ist"; auch gibt es wohl eine verkehrte Art der Rückschau, über der man die rechte

Vorbereitung für die Zukunft versäumt. Aber es ziemt uns doch nicht, alles was wir erlebt und erfahren haben, einfach mit dem Schleier des Vergessens zu bedecken. Mag viel einzelnes im Nebel zerrinnen, über dem Ganzen unserer Lebensführungen im vergangenen Jahre soll heute mit leuchtender Schrift zu lesen sein: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“

Will das manchem zu schwer erscheinen? Will sich dem Rückblick scheinbar nichts Gutes zeigen, sondern nur Mühe und Beschwerde? Ist der Weg hinauf zur Höhe dieses Neujahrsmorgens nur von einer Marterstation zur andern gegangen, oder von einem Grabhügel zum andern? Oder ist der Weg vielleicht gar durch mancherlei Schuld und Torheit bezeichnet, die das Gewissen drückt? O laßt uns dennoch Gutes für unsere Seelen daraus mitnehmen in die Zukunft. Auch wer ermattet nach steilerem Aufstieg droben angelangt ist, atme freier und freudiger die reine Gottesluft und fülle die Brust mit neuer Hoffnung und mit neuem Mut!

Dann mag der Blick vorwärts schweifen auf den Weg, der vor uns liegt. Ist er auch noch in Dunkel gehüllt, lagern auch über dem Tal zu unseren Füßen und über der Ferne noch wallende Nebelmassen, dennoch fürchten wir uns nicht, sondern, wie wir in dieser Stunde die Nähe Gottes fühlen, so sprechen wir, zum Aufbruch gerüstet: Der Herr ist unsere Zuversicht, der Höchste ist unsere Zuflucht!

Solchen Gedanken und solcher Stimmung entspreche unser Neujahrstext, 2. Mose 13, 21:

> „Und der Herr zog vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete, zu reisen Tag und Nacht.“

Das ist ein rechtes Neujahrswort für uns, die wir auf der Wanderung sind wie einst Israel. Denn es ruft uns zu:

Frisch auf zur Wanderung im neuen Jahr! Der Herr geht vor euch her, daß er euch den rechten Weg zeige und euch leuchte!

Von längstversunkener Zeit redet unser Textwort: Von dem Volk des Alten Testaments, das sich mit seinem Gottesglauben vom heidnischen Götzendienst und aus heidnischer Knechtschaft löste, um dann auf langer Wüstenwanderung die Heimat seiner Väter zu suchen. Und von dem gewaltigen Propheten Mose, der das befreite Volk unter das Gesetz Jahves beugte und durch Züchtigung und Segen zur Erkenntnis führte, daß sein Gott vor ihm herzog in der Wolkensäule bei Tag und in der Feuersäule bei Nacht.

Ist das nicht ein wundervolles Gleichnis von der ewig gültigen Wahrheit, daß Gott selbst der rechte Führer seiner Kinder ist und daß er über dem Wege seiner größten Zeugen seine Gnadenzeichen leuchten läßt? Denn Wolken- und Feuersäule sind hier nicht Bilder drohenden Schreckens, sondern Symbole der Wahrheit und Treue Gottes, welcher die Seinigen zum verheißenen und ersehnten Ziele führt.

Freilich sind diese Zeichen nicht jedem offenbar; und wer sie mit leiblichen Augen wie Wunderdinge meint sehen zu können, dem bleiben sie verborgen. Hier gilt das Wort: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist; was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben; das hat er uns offenbar gemacht durch den Geist.“ (1. Kor. 2, 9.)

Auch die Masse des Volkes Israels sahe jene Zeichen in der Wüste für gewöhnlich nicht, wie hätte sie sonst die unglaublichen Beweise kindischen Trotzes und kleinmütiger Verzagtheit geben können, an welchen die Geschichte der Wüstenwanderung so reich ist? Aber dem Propheten des Herrn leuchteten sie und allen, die seinen Glauben und seinen Gehorsam teilten. Auch sie sahen wohl nicht handgreifliche Gebilde in der Luft, sondern mit Glaubensaugen aufwärts schauend, sahen sie in Wolken und Feuer gehüllt ihren Gott, und hörten aus Wolken und Feuer die Stimme *seines heiligen Gesetzes*. Und was über ihnen so als Licht aus der Ewigkeit erstrahlte, das nahmen sie in sich auf als eine Gotteskraft „zu wandern Tag und Nacht“.

Was Mose von Gott empfing und seinem Volke als Wolken- und Feuersäule auf seiner Wanderung vorhielt, das war das Beste, was die Welt vor Christus empfangen hat, *das Gesetz*! Nicht nur auf dem Wüstenwege von Sinai nach Kanaan, sondern in seiner langen, wechselvollen Geschichte war das Gesetz Israels Wolken-

und Feuersäule. Haben die großen heidnischen Völker des Altertums uns mancherlei kostbare Schätze der Kunst und des Wissens hinterlassen, so verdanken wir dem kleinen Volke Palästinas die Bewahrung und Überlieferung der Grundlage unserer sittlichen Kultur: des Gesetzes. Noch in den Tagen des schlimmsten Verfalls, als man vom Geist des Gesetzes nichts mehr besaß, klammerte man sich um so abergläubischer und zäher an den Buchstaben und trieb damit einen Götzendienst toter äußerlicher Formen: Bis Christus kam und das alte Gesetz nicht auflöste, sondern von seinen Fesseln erlöste und mit der neuen Gerechtigkeit die neue wahre Gesetzeserfüllung brachte.

Aber was soll uns diese Betrachtung? Was kümmert uns Kinder anderer Jahrtausende Israels Wüstenwanderung und Gesetzeserfüllung oder -übertretung?

Es mag uns gar manches von jenen Leuten unterscheiden, die einst aus Ägypten zogen, und doch haben wir so vieles mit ihnen gemein: Sie waren Menschen, die nach ihrem Gott fragten, wir sind es auch. Als Menschen tragen wir gleich ihnen ein Herz in uns, das von Natur ein trotziges und verzagtes Ding ist, und doch auch wieder ein Herz voll Sehnsucht nach einem besseren Lande der Zukunft, nach edleren Wohnstätten der Freiheit, des Friedens und der Freude. Jene suchten dies Land in ihrer Väter Heimat Kanaan; wir suchen unserer Sehnsucht Ziel auf keiner Landkarte und wandern seinetwegen nicht von einem irdischen Reich ins andere, wir suchen ein Land des Gottesfriedens und der Gottesliebe, wo unsere nach Gott geschaffene Seele ihre ewige Heimat hat. Das drücken wir wohl mit den Tönen des frommen Volksliedes aus: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" Dessen Antwort lautet: „Nein, nein, hier ist sie nicht, die Heimat der Seele ist droben im Licht!" Oder wir sagen mit Augustinus: „Du hast uns geschaffen, o Gott, zu dir hin, und unser Herz ist unruhig in uns bis es ruhet in dir." Haben wir ein solches Ziel unserer Sehnsucht, so sind wir auf der Wanderung dahin, wie einst Israel. Ist unsere Sehnsucht von Gott und soll es aufwärts gehen mit uns und mit unserem Geschlecht „zu Gott hin", dann ist auch unser Weg von Gott vorgezeichnet. Wir sind nicht dem blinden Zufall und nicht der eigenen oder fremder Willkür preisgegeben, denn:

„Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Über uns allen ist das ewige und heilige Gesetz Gottes, und wir ziehen unsere Straße mit der Gewißheit: „Der Herr zieht vor uns her, daß er uns den rechten Weg zeige und uns leuchte!“

Den rechten Weg! Ja, meine Freunde, wer den immer und überall so leicht und sicher wüßte! Die Wegzeichen Gottes sind nicht so einfach zu erkennen, wie die Wegweiser an unseren Straßen. Gott offenbart sich nur denen, die ihn lieben und läßt sich finden von denen, die ihn von ganzem Herzen suchen! Darum ist so manche Mühe umsonst, mit der sich Menschen plagen, hinter die Geheimnisse Gottes zu kommen. Nur Glaube und Liebe lösen die Rätsel, die kein Verstand der Verständigen ergründet.

Vom rechten Wege wird so viel geredet. Der Führer bieten sich treffliche und unbrauchbare an. Der Ersten einer ruft uns zu: „Den rechten Weg wirst nie vermissen, handle nur nach Gefühl und Gewissen.“ Aber Gefühl und Gewissen führen auch in die Irre, wenn sie nicht im Lichte Gottes geläutert und von Gottes Willen durchdrungen sind.

Der Herr zieht vor uns her! Das ist und bleibt unsere Zuversicht. Darum bitten wir ihn: „Dein Wort sei unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege!“ (Psalm 119, 105.)

Und siehe da, das Wort des Ewigen kommt zu uns und dringt in unser Gewissen. Es spricht zu uns aus allen Zeugnissen göttlicher Offenbarung, redet in Gleichnissen aus der Natur und aus der Geschichte; spricht aus dem Munde von Menschen, groß und klein, die Gott sich zu Zeugen erwählt. Es redet aus der Vergangenheit und aus jeder Stunde der lebendigen Gegenwart. Nirgends aber hat jemals Gottes Wort und Offenbarung deutlicher zu uns gesprochen, als durch den Mund Christi.

Hat denn Christus vom rechten Wege nichts gesagt? Spricht er nicht vom schmalen Wege des Lebens, d. h. von einem Wege voll Arbeit und Kampf, voll Selbstverleugnung und Treue? Und sagt

er nicht das Höchste und Beste, was wir brauchen, mit seinem wundertiefen Worte: „Ich bin der Weg."

Haben einst des Gesetzes Wolken- und Feuerzeichen den Weg Mosis und seines Volkes beleuchtet, so leuchten über Jesus Christus und den Seinen die Gnadenzeichen des Neuen Bundes. Gott ist größer, als Israel ihn begriff und faßte. So heilig sein Gesetz ist, so ist es doch kein Gesetz der starren Herrschaft oder der harten Tyrannei, sondern ein Gesetz der erziehenden und helfenden Liebe. Und alle Gottesgebote fassen sich für uns zusammen in der Verkündigung: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde!"

Das ist uns durch Christus gewiß geworden. Sein Weg mit den einzelnen Menschenseelen, wie mit der Menschheit ist Gottes Weg. Darum suchen wir keinen andern Führer. In und mit Christus zieht Gott uns voran, daß er uns den rechten Weg zeige bei Tage und daß er uns leuchte bei Nacht.

Unsere Wolken- und unsere Feuersäule ist Christus!

Unter diesem Geleite sind wir bis hierher gewandert, meine Freunde. Haben wir das nicht immer bedacht, so laßt es uns heute dankbar zum Bwußtsein kommen, laßt uns, rückschauend in die Tag- und Nachtzeiten der Vergangenheit, die Spuren Gottes erkennen!

An mancher Stätte, die uns einst nur Mühe und Last des Tages oder Sorge und Angst der Nacht zu bringen schien, werden wir jetzt beschämt stille stehen und zu unserer Seele sprechen: „Gewißlich war der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht." (1. Mose 28, 16.)

Und dann frisch auf zur Wanderung im neuen Jahr! Unter demselben Geleite der Liebe Gottes, die uns in Christus offenbar wird, ziehen wir unsere Straße. Tag und Nacht werden über unseren Häuptern wechseln wie bisher, wir aber befehlen unsere Wege dem Herrn, der mit uns ist in des Tages Arbeit, „im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt", der uns „am Born der Freude vor Übermut behütet", und der uns mit seinem Schutze deckt im Grauen der Nacht, daß wir sagen dürfen: „Ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn du Herr machst, daß ich sicher wohne."

Tag- und Nachtzeiten werden über unserem Wege auch in jenem anderen Sinne wechseln, daß wir bald im Lichte des Glückes,

bald im Dunkel des Leides dahinziehen. Laßt uns in beiden die Herzen und die Blicke aufwärts richten! Da zeigt uns die Wolkensäule unserer glücklichen Tage Christi Bild, das uns erinnert an den köstlichen Beruf, mit unserer Kraft und Gesundheit, mit unserem Werke auf Erden, mit unserer Freude und unserem Gute Gott zu dienen und mit dem Erlöser zu sprechen: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!" (Joh. 9, 4.)

Und wenn in Nächten des bitteren Leides unsere Seele erzittert unter den Schmerzen der Vergänglichkeit und unter den Schauern des Todes; wenn uns, erwartet oder unerwartet, Kummer und Unglück trifft, dann leuchtet uns in der Feuersäule der Nacht das Licht desselben Christus, wie er am Kreuze und durch das Kreuz sein Werk vollbracht hat! Wollen wir als Menschen seines Namens und seiner Nachfolge über die Erde gehen, dann haben wir's auch in der Not zu beweisen, daß christlicher Glaube und christliche Standhaftigkeit keine leeren Worte sind, daß sie vielmehr wie eine Gotteskraft uns zuströmen von dem, der gesagt hat: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" (Joh. 16, 33.)

Wandern wir also unter der Wolken- und Feuersäule, dann müssen uns alle Dinge zum Besten dienen, und alle unsere Geschicke müssen uns zu einer Schule werden, in der wir innerlich heranreifen zum Bilde Christi.

Dazu hilf du uns, o Gott der Macht und der Liebe, vor dem wir auf der Schwelle deines neuen Zeitenjahres voll Demut und Zuversicht sprechen:

Gott befohlen, Gott befohlen,
O das ist ein schönes Wort!
Gott befohlen, Gott befohlen
Geh' ich meines Weges fort.
Gott befohlen alle Tage,
Dann verstummet alle Klage,
Gott befohlen geht am End'
Meine Seel' in Gottes Händ'.

Amen!

Im Hause Gottes.

Am ersten Sonntage nach Epiphanias.

Vom Hause Gottes sprechen und hören wir gern, meine Freunde. Denn es hat etwas Heimatliches, Friedevolles an sich, so sprechen zu dürfen. Im Hause Gottes fühlt sich schon der zwölfjährige Knabe Jesus im heutigen Sonntagsevangelium, wenn er zu seinen Eltern spricht: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Der ewige, allmächtige Gott, der Himmel und Erde erfüllt, macht und hat Wohnung unter den Menschenkindern! Das ist ausgesprochen in dem freundlichen, feinen Bilde vom Hause Gottes.

Freilich dürfen wir, gerade als Jesu Nachfolger, dies Bild nicht zu klein und zu eng fassen. Wenn dem Zwölfjährigen der Tempel in Jerusalem noch das eigentliche Haus seines Gottes war, so wurde dem Manne bald ein Gotteshaus aufgeschlossen, das unendlich viel größer war als alle Tempel der Erde, ein Vaterhaus mit vielen Wohnungen, ein allumfassender Bau des heiligen Geistes.

So kann auch uns das Haus Gottes nicht ein Tempel sein oder sonst ein Haus, von Menschenhänden gemacht. Wenn Jesus allerorten und zu jeder Stunde in dem war, was seines Vaters ist, so müssen wir uns fragen: Wo ist unsers Gottes Haus und wie können wir darin wohnen?

Darauf laßt uns miteinander Antwort suchen. Wir wollen ausgehen von dem Worte Lukas 19, 46:

„Mein Haus ist ein Bethaus.“

War den Juden ihr Tempel das Haus Gottes, dann war es unwürdig seine Stätte zu entweihen mit dem unheiligen Getriebe, das sich um die Zeit des Passahfestes im Tempel-Vorhof breit machte. Das paßt nicht zur Andacht und zum Gebet, dem das Haus des Herrn geweiht ist, wo man es auch suchen und finden mag.

Mein Haus ist ein Bethaus. Damit ist vom Hause Gottes ein-für allemal gesagt, was sein Wesen und sein Zweck ist. Nun mögen wir in das größte allumfassende Haus Gottes oder in die kleinste Wohnung seines Geistes schauen, von allen gilt dasselbe Wort: Mein Haus ist ein Bethaus.

Im Hause Gottes sind wir als Geschöpfe seiner allmächtigen Hand. Denn die ganze Schöpfung ist des Ewigen unendliches und unermeßliches Haus. Und dieses Haus ist ein Bethaus: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem anderen und eine Nacht tut es kund der anderen. Da ist keine Sprache noch Rede, wo man ihre Stimme nicht höre." (Psalm 19, 2—4.)

Ist diese Stimme auch uns bekannt? findet sie ihren Widerhall in unserer Brust? Dann sind wir beim Gedanken an unsere Kleinheit in diesem ungeheuren Weltall nicht verloren, dann „fürchten wir uns nicht, wenngleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen". (Psalm 46, 4.)

Im Hause Gottes sind wir auf dieser Erde, unserm heimatlichen Grund. Wohl ist die Erde im unermeßlichen Raum nur wie ein Tropfen am Eimer, wie ein Sandkorn am Meere; und doch ist sie ein großes, weites Gotteshaus, „voll seiner Güter". Aber ist sie ein Bethaus auch?

Über alle Geschöpfe hat Gott den Menschen erhöht und ihm die Erde zum Besitz gegeben. Wohnt er darauf wie in einem Gotteshause? Gilt nicht an vielen Orten der Erde vom Menschen das Wort: „Und auf seinem Königssitze schweift er elend, heimatlos?" Drängt sich beim Anblick so mancher Völker nicht die Bitte des Mitleids auf die Lippen: „Ach dem unglücksel'gen Volke, daß dich, Hoher, noch nicht kennt, nimm hinweg des Auges Wolke, daß es seinen Gott erkennt!" Nein, das Gotteshaus der Erde ist noch kein Bethaus. Wohl „liegt in allen Zonen die Menschheit auf den Knien", wohl steigen Opferrauch und Gebetssteuern empor, aber wie viel toter Götzendienst und wie viel trauriger Wahn hindert die wirkliche Anbetung Gottes!

Daß die Erde zum Bethaus werde, dazu ist notwendig, daß die Menschheit auf ihr zum Hause Gottes werde. Dazu sind vereinzelte Versuche schon vorzeiten gemacht, aber sie sind an ihrer Beschränktheit gescheitert. Erst als Jesus vom Tempel

seines Volkes sich löste und den Grund legte zu einem größeren Tempelbau, der weltumfassend sich in der Menschheit erheben soll, da ist der Gedanke an ein einiges Gottesvolk auf Erden eine Macht geworden, die seither langsam fortwirkend sich die Welt erobert.

Sehr langsam freilich! Denn nach bald zwei Jahrtausenden ist noch nicht einmal die Mehrheit der Erdbewohner dem Christentum auch nur dem Namen nach zugetan.

So sollte es denn aber wenigstens heißen dürfen: Die Christenheit ist Gottes Haus! Ja, wenn der Geist Christi so weit herrschte, als sein Name von Menschen getragen wird! Wenn es keine Kirchen gäbe, die Gottes Reich mit äußerlichen Gebärden aufrichten wollen! Wenn über das, was christlich ist, kein Streit und Hader wäre! Wenn es keinen christlichen Aberglauben und keinen Unglauben, keine Abgötterei und keinen Dienst der toten Formen gäbe! Wenn allerorten, wo Christen wohnen, Gott angebetet würde im Geist und in der Wahrheit — dann würde die Christenheit Gottes Haus und ein Bethaus sein.

So aber ist sie weit, weit davon entfernt. Und doch ist sie zuerst dazu berufen und hat die Verheißungen der Zukunft.

Als Israel seinen Beruf nicht erfüllte und die Verheißungen der Zukunft nicht erkannte, da wurde es verworfen. Welche Gerichte müssen noch über die Christenheit kommen, bis sie den Beruf, die Erde zum Gottesreich und die Menschheit zum Gottesvolk zu machen, begreift und sich allerorten erbaut zum geistlichen Hause! „Es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause Gottes!" (1. Petri 4, 17), so wird es noch oftmals heißen im Laufe der christlichen Entwickelung der Menschheit. —

Wir müssen in kleinere Kreise einkehren! Die gesamte Christenheit besteht aus lauter einzelnen christlichen Gemeinden. Wären sie alle, was sie sein sollten, dann wäre auch die Christenheit ein großes „Bethaus der Völker". (Jes. 56, 7.)

Jede Gemeinde Christi soll ein Haus Gottes sein.

So wird sie im Neuen Testament fast in jeder Schrift genannt. Das Bild vom geistlichen Hause der Gemeinde gehört zu den allerbekanntesten in der Bibel. Dem Timotheus wird geschrieben: „Du weißt, wie du wandeln sollst im Hause Gottes, welches ist die Gemeine des lebendigen Gottes." (1. Tim. 3, 15.) Petrus mahnt

alle, die der Gemeinde angehören, sich miteinander zu erbauen zum „geistlichen Hause“, und Paulus rühmt die neuen Glieder der Gemeinde, daß sie fortan mit den andern gemeinsam erbauet werden zu „einer Behausung Gottes im Geist“.

Darum sind wir im Hause Gottes, weil wir in der christlichen Gemeinde sind. Die Gemeinde trägt Segenskräfte in sich, welche von ihrer Zugehörigkeit zu Gott und zu Christus herstammen. Nicht in sichtbaren, äußeren, sogenannten Gnadenmitteln, die sie durch Priesterhand spenden könnte, noch weniger in zauberkräftigen Wunderdingen, sondern in den Kräften des heiligen Geistes, der ihr verheißen und gegeben ist. Gewiß hat schon manche Christengemeinde diese Kräfte verloren, und von vielen mag es vielleicht auch heute gelten, was Johannes der Gemeinde zu Sardes vorhält: „Du hast den Namen, daß du lebest und bist tot!“ (Offenb. 3, 1.)

Wo aber in christlicher Gemeinde das Feuer Christi noch brennt im Glauben und in der Liebe ihrer Glieder, da ist Gottes Haus.

Es liegt ein großer Segen darin, geboren zu werden in einem Hause mit fester Ordnung und mit einem guten Geist. Wir lernen das schätzen, wenn wir die Unglücklichen sehen, welche niemals den Frieden und die Liebe solcher Kinderheimat gekannt haben. So empfangen die in christlicher Gemeinde Geborenen von den geistlichen und sittlichen Gütern der Gemeinde ihren segensvollen Anteil; und allen, welche in ihren Bund aufgenommen werden, bietet sie die gleichen Gaben dar. Darum lieben wir unsere Gemeinde mit ihrer festen Ordnung, mit ihrer freien und würdigen Verfassung, mit ihrer mehr als dreihundertjährigen Vergangenheit und mit den wohlbekannten Erscheinungen ihrer gegenwärtigen Glieder. Wir lieben unsere Kirche, von den Vorfahren in schwerer Zeit und mit schweren Opfern erbaut, und die Gottesdienste, zu denen wir uns hier vereinigen. Wir lieben die freundliche Feier der Taufe, wenn die Jugend im Frühling des Jahres und im Frühling des Lebens von der Gemeinde aufgenommen wird mit dem Segensgruß des Friedens; und die schlichte, tiefsinnige Abendmahlsfeier der Gemeinde mit ihren schönen Sinnbildern. Wir fühlen das Band der Gemeinschaft als Glieder eines Hauses bei den frohen und schmerzlichen Ereignissen des Lebens. Betend befehlen wir die Kindlein der behütenden Liebe des himmlischen Vaters, und betend

gedenken wir unserer Toten vor dem lebendigen Gott. Mit herzlicher Fürbitte segnen wir den glückverheißenden Bund der jungen Ehegatten, und mit teilnehmender Trauer begleiten wir die Weinenden zur Ruhestätte ihrer Lieben.

Ja, die Gemeinde ist ein geistliches Haus, in welchem wir wie Glieder einer großen Familie wohnen, und unser Gemütsleben ist mit ihr mannigfaltig verknüpft. Aber ist dieses Haus nun auch in Wahrheit ein Bethaus? Wir wissen doch, was das sagen will? Es handelt sich in einer christlichen Gemeinde doch nicht bloß um Gebet und Feier unserer sonntäglichen Andacht, es handelt sich um jenen Gottesdienst des Lebens, welcher alle Lebensäußerungen umfaßt und das ganze Denken, Fühlen und Wollen in Anspruch nimmt, um jenen Gottesdienst, dem die Religion kein bloßes Sonntagskleid ist, sondern eine inwendige Lebensmacht der Läuterung und Selbstüberwindung, der täglichen fröhlichen Pflichterfüllung im Kleinen und der Treue im Großen, der aufopfernden Sorge für die Nächsten und der selbstlosen Hingabe an das Gemeinwohl.

Solchen Gottesdienst kann man nicht durch Einrichtungen der Gemeindeordnung schaffen, auch nicht durch Kirchenzucht und äußere Sittenstrenge oder durch jene „Absonderung von der Welt“, die sich in besonderer Tracht und eigentümlichen Gebärden zeigt. Denn er ist Sache der Herzen, der in Glauben und Zuversicht, in Gottvertrauen und Treue festgewordenen Christenherzen.

Je mehr solcher Herzen in einer Gemeinde wären, desto mehr würde sie ein Haus der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sein. Dazu müßten aber erst einmal alle Häuser und Familien in diesem Sinne Häuser Gottes sein.

In gewissem Sinne dürfen wir ja sagen: Wir sind im Hause Gottes, wenn wir in unserem irdischen Hause sind. Denn auch unser Haus ist uns eine Gabe Gottes und sein Eigentum. Darin liegt eine Warnung: Hüte dich, dein Haus zu einer Stätte der Leidenschaft zu machen oder des Streites und der Bitterkeit und des bösen Beispiels! Laß nicht jenen Geist über seine Schwelle, dessen Odem so manche Häuser mit nichtiger Eitelkeit und gedankenloser Oberflächlichkeit erfüllt! Entweihe dein Haus nicht, denn es ist Gottes Haus!

Es liegt auch eine Mahnung darin, die uns zuruft: Machet eure Häuser zu Häusern des Gebets; jenes Gebets, welches nicht

bloß in Worten besteht, sondern immerwährender Gottesdienst im Glauben und in der Liebe ist.

Der Geist der Häuser und der Familien ist der Gradmesser für die christliche Gesinnung und das christliche Leben in der Gemeinde, er ist auch der Gradmesser für die sittliche Kultur des Volkes. Haus und Gemeinde stehen in einer lebendigen Wechselwirkung des Gebens und Nehmens, eins kann das andere nicht entbehren.

Endlich aber können auch unsere Christenhäuser nur dann vom Geiste des Herrn regiert werden, wenn dieser die Menschen regiert, die darin wohnen. Von jeher galt es und gilt noch heute, daß Gott nicht zuerst Völker und Gemeinden und Häuser in seinen Dienst ruft, sondern die einzelnen Menschen.

Zum Bau des neuen Gottestempels, zu welchem Christus den Grund gelegt hat, braucht er Menschen als lebendige Bausteine. Darum wird uns Christen mit allem Ernste vorgehalten, daß wir schon unserem Leibe nach Gottes Eigentum sind: Euer Leib ist Gottes Haus! Entweihet und mißbraucht ihn nicht! Wartet seiner mit all der Sorgfalt, die ihr dem Eigentum eures Gottes schuldig seid! Denn er soll ein Tempel des Geistes Gottes sein! (1. Kor. 3, 16.)

Großes, gewaltiges Wort! Wir Staubgeborenen Gottes Wohnung und Schatzbehalter seines Geistes! Aber ein Wort nur! Ein Wort nur!? Wann wird daraus eine Tat? Wo wird es zur Wahrheit?

Laßt uns nicht zagen und zweifeln, Freunde! Hat Gott unser sündiges Geschlecht bestimmt, seinem Geiste das Haus zu bereiten, dann laßt uns stark sein, dies Große zu ertragen und zu erfüllen! Laßt uns nicht immer nur über unsere Sünde und Schwachheit jammern! Dahinter versteckt sich unsere Trägheit! Laßt uns einmal den Mut haben uns der Vergebung zu freuen und der Gnade Gottes zu vertrauen, deren Kraft auch in unserer Schwachheit noch mächtig sein will!

Es ist noch so viel zu tun bis Gottes Haus auf Erden ein Bethaus werde für alle Völker. Berge der Not sind abzutragen, Täler des Mangels sind auszufüllen! Wüsten der Gottlosigkeit sind mit frischem Wasser des Glaubens zu tränken! Steine der Hartherzigkeit und des Geizes, der Lieblosigkeit und der Selbstsucht sind

fortzuräumen! Kranke sind zu heilen, Hungrige zu speisen, Verlorene zu suchen, unter die Mörder Gefallene zu retten! Verirrte sind auf den rechten Weg zu führen, Niedergesunkene sind aufzurichten, Traurige sind zu trösten, Armen ist frohe Botschaft zu verkündigen!

Denn diese alle gehören zum Hause Gottes! Es ist geöffnet, sie alle zu empfangen und mit seinem Frieden zu umschließen. Wer aber soll denn all das Notwendige tun, wenn nicht die, welche Kindesrecht und Kindespflicht im Hause Gottes haben? Wäre es undenkbar, daß der Herr, dessen Werk nicht stille stehen kann auf Erden, zu den Menschen seines Namens, wenn so viele von ihnen „hinter sich gehen und nicht mehr mit ihm wandeln" (Joh. 6, 66), zu diesem Geschlechte spräche, wie einst zu den Juden: „Darum wird das Reich Gottes von euch genommen und den Heiden gegeben, die seine Früchte bringen."? (Matth. 21, 43.)

Wohl ist es scheinbar klein und gering, was der einzelne kann, aber es ist auch auf das Kleinste gerechnet. Wohl ist mit unserer Macht nichts getan, aber „mit Gott können und wollen wir Taten tun!"

Im Hause Gottes sind wir in dieser Stunde. Wollen wir nun nicht versuchen, darin zu bleiben oder es mitzunehmen, wohin wir auch gehen mögen? Wollen wir nicht versuchen, überall in dem zu sein, was unseres Vaters ist?

Gott gebe uns allen, meine Freunde, daß es uns möglich sei; daß in unserem Wirken und Streben, in unseren Freuden wie in unseren Schmerzen, in all unserer Tätigkeit und in unseren Erfahrungen, in unserem Verkehr mit den Menschen und in unseren einsamen Stunden, und endlich bei unserem Abschied von der Erde das schöne Schlußwort des 23. Psalms in uns fort- und mit uns in die Ewigkeit hinüberklinge: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar." Amen.

Werde sehend!

Am Sonntag Estomihi.

Unser Leben ist kurz, meine Freunde. Und wer eine Aufgabe zu erfüllen hat, der benutze die Zeit, solange sie ihm gehört. So hat auch Jesus, unser Meister, gedacht und unaufhörlich seinem Worte nachgelebt: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

Schon neigt die Sonne seines Erdentages sich zum Untergang, doch ohne Ermüden sehen wir ihn jeden Augenblick und jede Gelegenheit benutzen, um sein Werk unter seinen Jüngern und unter seinen Volksgenossen zu treiben, nämlich ihre Seelen für die Erkenntnis der Liebe Gottes und für das Leben im Dienst der Liebe Gottes zu gewinnen.

So stellt ihn auch der Bericht der evangelischen Geschichte in unserem heutigen Textabschnitt vor unsere Augen: Luk. 18, 31—43:

> „Er nahm aber zu sich die Zwölf und sprach zu ihnen: Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles erfüllet werden, was durch die Propheten geschrieben ist von des Menschen Sohn. Denn er wird den Heiden überantwortet werden und wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden, und sie werden ihn geißeln und töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden davon nichts und die Rede war ihnen verborgen und sie wußten nicht, was da gesprochen war. Es geschah aber, da er in die Nähe von Jericho kam, saß ein Blinder am Wege und bettelte. Da er aber hörte das Volk, das vorbei ging, forschte er, was das wäre. Da verkündigten sie ihm, Jesus von Nazareth ginge vorüber. Und er rief: Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Die aber vorangingen, bedrohten ihn, er solle schweigen. Er aber schrie viel mehr: Du Sohn

Davids, erbarme dich meiner! Jesus aber stand still und hieß ihn zu sich führen. Und als sie ihn nahe zu ihm brachten, fragte er ihn: Was willst du, daß ich dir tun soll? Er sprach: Herr, daß ich sehen möge! Und Jesus sprach: Werde sehend, dein Glaube hat dir geholfen! Und alsbald ward er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das solches sah, lobte Gott."

Jesus verkündigt seinen Jüngern, daß er in Jerusalem eines gewaltsamen Todes sterben werde, aber sie verstanden ihn nicht. Was ihm selbst ganz klar vor der Seele stand, das nahe Ende seiner irdischen Laufbahn, davon sahen die Jünger noch nichts. Zwar glaubten sie an ihn. Denn auf seine Frage (Matth. 16, 15): „Ihr aber, was sagt ihr, wer ich sei?" hatte Petrus ganz vor kurzem im Namen der anderen geantwortet: „Du bist der Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" Aber so gewiß es den Jüngern war, daß Jesus der Christus, d. h. der Messias, sei, so war ihr Glaube an ihn zu der Zeit doch nur ein Glaube an seine irdische Zukunft. Darum hörten sie voll Freude seine Botschaft, daß er mit ihnen nach Jerusalem ziehe. Denn nach Jerusalem stand ihr Verlangen; dort erhofften sie die Erfüllung ihrer Wünsche. Und welcher Art diese Wünsche waren, das zeigt sich bald darauf in der Szene, als Johannes und Jakobus samt ihrer Mutter Jesus bitten, er möge diesen beiden die Ehrenplätze zu seiner Rechten und zu seiner Linken geben in seinem Königreich. (Matth. 20, 20 ff.)

Aber der Hinweis auf seine bevorstehenden Leiden und auf seinen Tod wird von ihnen verständnislos überhört.

Es erscheint wie eine planvolle Fügung, wenn unmittelbar hinter diesem Bericht die Erzählung von der Blindenheilung vor Jericho folgt. Sie ist wie alle solche Heilungen Jesu nicht ein Schauwunder, auch nicht eine bloße Tat der barmherzigen Liebe, sondern sie ist eine vorbildliche Tat, eine Gleichnistat, und das Wort: „Werde sehend, dein Glaube hat dir geholfen!" hat eine Bedeutung, die weit über seine nächste Veranlassung hinausreicht.

Jesus spricht heilend und tröstend zu einem, der leiblich blind war. Gewiß, er hatte herzliches Erbarmen mit den leiblich Elenden

und tätige Hilfe für viele, welche nach dem unbarmherzigen Vorurteil der damaligen Juden als von Gott gezeichnete und gestrafte Menschen betrachtet wurden, für welche keine helfende Hand sich rührte. Und wem anders als der Liebe des Herrn verdanken es heute diese Unglücklichen, daß eine von Christi Geist erfüllte reinere Menschlichkeit sich ihrer helfend annimmt?! Aber er war nicht dazu in die Welt gekommen, um einige Gebrechliche unter seinen Zeitgenossen von ihren körperlichen Leiden zu befreien, sondern um Menschenseelen zu suchen und zu retten, welche verirrt und verloren waren. Es war seine Aufgabe, dem Volk, das im Dunkeln saß, ein helles Licht zu bringen und des Auges Wolke hinwegzunehmen, damit es seinen Gott erkennen lerne. Es gab und gibt viel mehr Blinde in diesem Sinne, als es leiblich Blinde geben kann. Wie oft hat Jesus geklagt: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht!“ hinblickend auf die blinden, religiösen und weltlichen Vorurteile seiner Umgebung. Es kann einer ganz gesunde Sinne haben und doch an seiner Seele blind sein für Gottes Licht und Wahrheit. Es rühmt sich sogar mancher seines Gesichts, der doch nichts weiß von jenem höheren Licht, das unseren nach Gott geschaffenen Geist erfüllen und erleuchten soll. Ja, auf dem Gebiete der Religion selbst haften die geistig Blinden nur an toten Buchstaben und leeren Formen und rühmen sich noch ihrer verkehrten Weisheit, wie die Schriftgelehrten zu Jesu Zeiten.

Zwar hat jeder von Natur Augen des Geistes empfangen, aber nur wer sie zum Sehen geübt und gewöhnt hat, der kann wirklich sehen. Und wie leicht lassen wir diese innere Sehkraft abstumpfen und werden blind für das Beste und Höchste, was in unsere Seele kommen kann. Die blind machende Selbstsucht unserer unedleren Natur verhüllt uns dann die Wahrheit. Wir sehen weder das Ziel noch den Weg unseres inneren Lebens und verlieren uns im Suchen nach bloßem sinnlichen Wohlergehen. Oder unser Blick trübt sich für die Erkenntnis unserer Aufgaben; wir werden blind für unsere eigenen Mängel und für die Vorzüge anderer, blind vor allem für die Offenbarungen des Willens Gottes.

Alle solche Blindheit will Christus heilen. „Werdet sehend!“ so rief er einst seinen Zeitgenossen, so ruft er noch immer den Menschen zu. Und in dem Zuruf, den er nach unserem Texte an jenen Blinden vor Jericho richtete, da nennt er auch das

Heilmittel aller geistigen Blindheit mit dem Worte: „Dein Glaube hat dir geholfen!“

Wenn uns etwas Außergewöhnliches berichtet wird, so weigern wir uns wohl, es zu glauben, solange wir es nicht mit eigenen Augen gesehen haben. Wir wollen erst sehen und dann glauben, und wir tun daran nicht unrecht, denn was hier auf der Erde geschieht und daher im Bereich der Wahrnehmung unserer Sinne liegt, das haben wir auch zu prüfen und kennen zu lernen ein volles Recht. Aber ganz anders ist es, wenn der Satz: „Erst sehen und dann glauben!“ auf dasjenige angewandt wird, was wir überhaupt nicht sehen können, weil es aller sinnlichen Wahrnehmung entrückt ist. Es gibt in und neben und über der sichtbaren eine unsichtbare Welt. Die sichtbare Welt mit all ihren Erscheinungen zieht an unseren Sinnen vorüber und prägt sich dem einen so, dem anderen anders ein. Wir können sie sehen mit unserem leiblichen Auge, und gewiß können wir da viel Großes und Schönes sehen, was uns erfreuen und erquicken mag, aber daneben noch viel mehr Schlimmes, Trauriges, Schreckliches, was uns erbeben läßt bei dem Gedanken, daß wir in eine solche Welt hineingestellt und ihrem Zufall, ihrer blinden Willkür preisgegeben sind. Da drängen sich wohl Stimmen an uns heran, die rufen uns zu: Begieb dich mit hinein in den Strudel dieses rücksichtslosen Kämpfens und Drängens, sieh doch, wie diejenigen, welche ohne Bedenken ihre Kräfte klug und geschickt benutzen zu ihrem irdischen Vorteil, über die anderen hinwegstürmen, ihnen das Gewonnene abjagen, und unbekümmert darum, wie viele unter ihren Fußtritten vernichtet werden, dem Ziel zusteuern, welches heißt: Die Welt gewinnen um jeden Preis! — Aber im eigenen Innern, da spricht eine andere Stimme: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele“; da mahnt es uns: „Zu Besserem sind wir geboren!“ Es mag in den Dingen dieser sichtbaren Welt viel Begehrenswertes geben, aber nichts wahrhaft Gutes und Großes, nichts Ewiges, nichts Bleibendes. Und in unserer Seele ist ein Verlangen nach dem Ewigen, weil unsere Seele einen Ewigkeitskeim in sich trägt. Darum kann uns, was wir in dieser Welt der Vergänglichkeit mit leiblichem Auge sehen können, nicht wahrhaft glücklich und selig machen. Das Ewige, wonach wir mit der Seele suchen, das Wesen der Dinge, ist diesem

Auge nicht sichtbar. Daher müssen wir ein anderes Sehen lernen, damit die unsichtbare Welt Gottes sich uns erschließe. Zu solchem Sehen will uns Jesus führen, wenn er uns zuruft: Werdet sehend! Und das innere Auge das er uns öffnen will, heißt der Glaube!

Unser Glaube soll uns helfen! Dieser Glaube ist nun freilich etwas ganz anderes, als was so viele Menschen Glauben nennen. Denn er hat nichts gemein mit dem halb zweifelnden Annehmen menschlicher Berichte, er nimmt seine letzten und höchsten Zeugnisse überhaupt nicht von Menschen. Denn er ist das Auge der Seele selbst, mit welchem wir zu Gott aufschauen. Solange dieses Auge trübe ist, ist der Mensch trotz aller irdischen Herrlichkeit, die ihn umgeben mag, ein trüber Erdengast. Er mag vieles genießen, Seligkeit und reines Glück genießt er nicht. Er mag die Sehnsucht seiner Seele betäuben, sie läßt ihn nicht zur Ruhe kommen, und Frieden findet er nicht.

Wer aber gelernt hat mit dem Glaubensauge aufzuschauen in die höhere Welt der Gotteswahrheit, der kann sich retten aus den Banden der Vergänglichkeit. Lasset uns das näher betrachten, meine Freunde! Wir fragen und zweifeln: Was sollen wir tun? Denn unser Handeln braucht eine feste Richtschnur, sonst sind wir verloren in dieser Welt, wo tausend verschiedenartige Einflüsse unser Tun und Lassen bald so, bald anders bestimmen wollen. Ohne Halt wird hin- und hergetrieben, wer diese feste Richtschnur nicht hat, bis seine Augen aufgetan werden, bis sein Glaube hineinschauen lernt in Gottes Gesetz. Wohl uns, wenn wir den Willen Gottes in allen seinen Offenbarungen erkennen und anerkennen, wenn wir lernen, auch im eigenen Herzen die Schrift des heiligen Gesetzes Gottes zu lesen, deren Züge uns zuvor eine unverstandene Sprache schienen!

Dein Glaube hat dir geholfen! Ja, das gilt allen, die den festen, sicheren Halt des göttlichen Willens für ihr sittliches Streben geschaut und ergriffen haben zu ihrem Heil.

Aber weiter, meine Freunde! Wie wenn die Erkenntnis des heiligen Gotteswillens uns nicht zur Aufrichtung, sondern zur völligen Niederwerfung gereicht? Wie wenn wir ihm gegenüber einsehen, daß wir ihn hundertfach übertreten und dadurch uns selbst von Gott geschieden haben? Das köstliche Erbteil, das wir aus dem Vaterhause Gottes mitnahmen, erscheint uns verbraucht und ent-

würdigt durch den Dienst der Selbstsucht und der Sünde, wo sollen wir noch eine Möglichkeit der Rückkehr finden?

Was ist es doch gewesen, was jenen verlorenen Sohn trieb sich aufzumachen und zu seinem Vater zu gehen? Nichts anderes meine Freunde, als der wiedererwachte Glaube seiner Seele, daß es in der ganzen Welt für ihn keine Liebe, kein Erbarmen, keine Hilfe gäbe, als an der Stätte seiner Kindheit, die er in trotzigem Übermut verlassen und in leichtsinnigem Genuß des Lebens vergessen hatte. Jetzt in seinem tiefen Elend steht sie wieder vor ihm, die Gestalt des treuen Vaters, unter dessen sorgender und schützender Liebe er einst ein fröhliches Kind sein durfte. Das Herz des Vaters hat nicht aufgehört, auch für ihn zu schlagen; es wird den Unwürdigen und tief Verirrten vielleicht strafen, aber es wird ihn nicht ins Verderben hinausstoßen. Und diese Zuversicht hat ihn gerettet; sein Glaube hat ihm geholfen! Und dieser Glaube rettet noch immer alle, die durch ihn hineinschauen lernen in Gottes barmherzige, vergebende Liebe zu den Verirrten und Verlorenen.

Aber noch mehr, meine Freunde, laßt uns die Macht des Gott schauenden Glaubens noch reicher empfinden. In dieser Welt der Mängel sind wir vielfach von Schatten des Todes umgeben. Auch wenn wir nach Gottes Willen zu handeln und zu wandeln trachten, finden wir doch so viele Steine des Anstoßes; wir sehen Gottlose scheinbar herrlich und in Freuden ihre Tage verbringen, während Gerechte darben und unter Elend und Kummer ihr Leben zu vertrauern scheinen. Es tritt uns so mancherlei entgegen, was unserem irdischen Auge durchaus nicht wie eine Offenbarung göttlicher Liebe und Weisheit erscheinen will. Auch in das eigene Leben tritt Widerwärtiges in so mancher Gestalt, daß die spöttische Frage wohl einen leisen Widerhall in unserer Seele findet: „Wo ist nun euer Gott?“ Wer aber sehend geworden ist, der schaut mit dem Auge des Glaubens auch durch das Dunkel der Nacht und verzagt nicht, sondern harret seines Gottes, bis die Morgenröte des neuen Tages aufgeht und es auch über ihm heißt: Dein Glaube hat dir geholfen! Denn wahrlich, meine Freunde, es kann kein besseres Rettungsmittel gegen die Verzagtheit im Unglück geben, als den zuversichtlichen Glauben, daß uns auch dieses zum Besten dienen müsse.

Und für wen es hier keinen neuen Tag mehr gibt, in dessen Seele leuchtet das Morgenrot des ewigen Tages, der unser

wartet; und die „stille geworden sind zu Gott, der ihnen hilft", vernehmen es auch in der Scheidestunde wie von Engelstimmen: Dein Glaube hat dir geholfen!

Und wer ist es, der uns das Auge öffnet für das Gotteslicht der unsichtbaren Welt? Es ist kein anderer, als der dem Blinden zu Jericho sein „werde sehend!" zurief. Er lehrt noch immer alle diejenigen sehen, welche sich ihm vertrauensvoll nahen.

Er lehrt uns Gott sehen! Kein irdisches Auge hat Gott je gesehen! Gewiß, aber das geöffnete Auge des Glaubens sieht Gott!

Er lehrt uns ihn selber sehen, Jesus Christus, den Heiland, den Mittler! Zwar sehen und kennen wir ihn nicht „nach dem Fleisch", wie einst seine Begleiter, aber unser Glaube sieht in ihm den wahren Menschen nach Gottes Bild, dessen göttlicher Sinn auf jede Ehre der Welt und auf jeden Besitz in der Welt verzichtet, damit er viele zur Seligkeit führe; unser Glaube sieht in ihm den Gottessohn, dessen lebendig wirkender Geist noch heute viele zu Gotteskindern macht.

Er lehrt uns endlich uns selber sehen. Erst in seinem Lichte sehen wir unser wahres Wesen, unsere Aufgaben, unsere Ziele, unsere Schwäche und unsere Stärke, unseres Lebens Not und unsere Rettung.

Wohl dem Menschen, dem Christus die Augen geöffnet hat, daß er sehend wurde! Er wird nicht mit einem Schlage gleich in alle Wahrheit eindringen, aber er wird erfahren: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe," und er wird je länger desto reicher werden an den Gaben der ewigen Gotteswelt, und wird es immer herrlicher bestätigt finden: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott offenbar gemacht denen, die ihn lieben!" Amen.

Der Weheruf der verstoßenen Liebe.

Passionspredigt.

Wenn wir in dieser Zeit vor dem Osterfeste uns Sonntags zu gemeinsamer Andacht versammeln, dann richten sich, wie von selbst, unsere Gedanken auf die Person Jesu und auf die Geschicke seiner letzten Erdentage von der Stunde an, als er zu seinen Jüngern sprach: „Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.“ (Lukas 18, V. 31.)

Als das Ziel dieser Reise erreicht war, als Jesus, begleitet von seinen Jüngern und von einer jener Karawanen jüdischer Festespilger, die in den Tagen vor dem Passahfeste auf allen Wegen nach Jerusalem zogen, den Toren der Stadt sich näherte, da überwältigte ihn der Schmerz um sein Volk, welches die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkennen wollte, und weinend rief er aus: „O wenn du doch zu dieser deiner Zeit erkenntest, was zu deinem Frieden dient!“ (Lukas 19, 42.) So war seine Seele betrübt, während die Schar seiner Jünger ihn mit Palmen und mit Hosianna-Rufen begrüßte als den Messias-König, eine Ehrenbezeugung, der die Bewohner von Jerusalem spöttisch oder geärgert zusahen.

So kurz nun aber auch die Zeit bemessen war, die diesen Tag des Einzugs noch trennte von den letzten Entscheidungsstunden seines Erdenlebens, doch konnte er nicht anders, als noch einmal um die Seelen derer zu werben, welche in blindem Wahn dem Verderben entgegeneilten. In den Reden, welche er in den folgenden Tagen im Vorhof des Tempels an die aus- und einströmende Menge richtete, sucht er zum letztenmal mit freundlicher und ernster Mahnung die Herzen zu gewinnen, nimmt noch einmal den scheinbar so aussichtslosen Kampf gegen seine erbitterten Gegner auf, gegen die Pharisäer und die Ältesten des Volkes, die auch hier keinen Tag verstreichen ließen, ohne ihn in den Augen des Volkes zu verdächtigen und ihm hinterlistig Fallen zu stellen.

So war er auch am zweiten Tage vor der Kreuzigung im Tempelvorhof erschienen. Es war das letzte Mal. In ergreifenden Gleichnisreden sprach er noch einmal von dem Zweck seines Kommens. Dann aber entrollte er vor den geistigen Augen seiner Zuhörer jene furchtbaren Bilder des Gerichts, welches über diese Stadt und über dieses Volk hereinbrechen müßte, weil sie die erbarmende Liebe Gottes in ihrem Wahn von sich gestoßen hätten. Dabei schleuderte er den Häuptern und Führern dieses irregeleiteten Geschlechts die entscheidende Absage ins Angesicht und brandmarkte sie für alle Zeiten als die, welche vor Gott verantwortlich seien für all das kommende Verderben.

Aus diesen letzten Reden Jesu, welche bei Matthäus mehrere Kapitel füllen, lasset uns unsere Texteswortе wählen. Matthäus 23, V. 29—38:

> „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Gerechten Gräber und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, wir hätten uns nicht mit ihnen teilhaftig gemacht an der Propheten Blut. So gebt ihr doch euch selbst das Zeugnis, daß ihr Söhne derer seid, welche die Propheten getötet haben. Wohlan, so machet auch ihr das Maß eurer Väter voll! Ihr Schlangen und Otterngezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen? Darum siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte; derselben werdet ihr etliche töten und kreuzigen, etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen und sie verfolgen von einer Stadt zur andern, auf daß über euch komme all das unschuldige Blut, das auf Erden vergossen ist, von dem Blut des gerechten Abel an bis aufs Blut Zacharias, des Sohnes Barachias, welchen ihr getötet habt zwischen dem Tempel und dem Altar. Wahrlich ich sage euch: Das alles wird über dieses Geschlecht kommen. — Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel und ihr habt nicht gewollt! Siehe euer Haus soll euch wüste gelassen werden."

Es sind harte Worte der Verurteilung, welche wir hier vernehmen, und zwar aus dem Munde dessen, der das Evangelium der barmherzigen Liebe in die Welt gebracht hat und selbst ein Abbild solcher Liebe war. Wie groß mußte die Verschuldung derer sein, die Jesus aufgab und für unrettbar dem Gericht verfallen ansah, derselbe Jesus, welcher gesagt: „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist."

Alle Worte unseres Textes sind Weherufe der verstoßenen Liebe, die zum Himmel schreien über die Bosheit und über die Torheit der Menschen; es sind Schmerzenslaute der aus Gott geborenen Liebe über die Sünde, welche der Menschen Herzen verblendet und verstockt. Fragen wir nun, was diese Weherufe Jesu über Jerusalem und über die Führer des Volkes Israel für uns enthalten, so müssen wir daraus entnehmen:

1. Ein Zeugnis von der ewigen Gerechtigkeit Gottes, die sich nicht spotten läßt.
2. Eine Mahnung zum Nachdenken über uns selbst.

---

1. So widersprechend heute vielfach die Meinungen über Christi Person und Werk unter seinen aufrichtigen Bekennern sein mögen, meine andächtigen Freunde, darin, glaube ich, stimmen dieselben alle überein, daß seine Erscheinung auf Erden die höchste Offenbarung der Liebe Gottes zu den Menschenkindern bedeutet. Jesus kam, um die höchsten Güter des Lebens den armen Menschen wiederzubringen; er kam, um das Himmelreich auf Erden zu stiften und in die Menschenherzen hineinzupflanzen, welches ist Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist; er wollte zu einem neuen ewigen Bunde mit Gott die Menschen führen, indem er die Menschheit mit Gott und mit ihr selbst versöhnte und die Schranken beseitigte, welche die Schuld der Menschen selber aufgerichtet hatte. Das war sein göttlicher Auftrag, das war sein Heilandsberuf. Was die Liebe Gottes den suchenden, den irrenden, den verlorenen Menschen an Gaben des ewigen Lebens zur Errettung vom Verderben des geistigen Todes darbietet, das hat sie vereinigt in der Erscheinung des Menschensohnes. Darum wendet er das Wort des Propheten Jesaias mit Recht auf sich an: „Der Geist des Herrn ist mit mir; denn er hat mich gesalbt, das Evan-

gelium zu bringen den Armen, und gesandt, zu verkündigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie wieder sehen sollen, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen und anzukündigen das angenehme Jahr des Herrn" (Luk. 4, 18, 19); und einer seiner Nachfolger faßt die Bedeutung seines Kommens in die Worte zusammen: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes zu uns, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben sollten." (1. Joh. 4, 9.) Aber nie und nirgends hat Jesus gesagt, daß es eine Versöhnung der Menschen mit Gott geben könne ohne der Menschen eigenes Zutun. Vielmehr ist in seiner Verkündigung der Liebe Gottes mit der Verheißung der Gaben des Himmelreichs die unerläßliche Forderung verbunden: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium." Buße! großes und ach wie oft mißbrauchtes Wort, dessen Bedeutung wir uns nicht oft genug vorhalten können! Was meint Jesus mit diesem Wort? Buße ist Umwandlung und Erneuerung unseres inwendigen Menschen zum Bilde Gottes. Buße ist Erkenntnis und Überwindung der Sünde. Buße ist nicht Jammer und Elend, nicht Selbstqual und bloße unfruchtbare Reue; Buße ist wohl tiefer Gewissensschmerz über die Sünde, aber ein Schmerz, aus welchem beständig neues Leben geboren wird nach Gottes Wohlgefallen; Buße ist nicht ein drückendes Sichfernefühlen von Gott, sondern ein Gott Entgegeneilen und ein Ergreifen seiner Lebensgüter; Buße ist nicht weichliche Empfindung, sondern täglich sich erneuernder Entschluß des Herzens, täglich sich erneuernde Tat des Glaubens an das Evangelium, also an die frohe Botschaft von der Liebe Gottes, die uns durch Christus Heil und Wahrheit, Leben und Frieden darbietet . . . Ohne solche Buße und solchen Glauben gibt es keinen Eingang in Gottes Reich, gibt es keine Teilnahme an seinen Lebensgütern. Darum drückt Jesus den Zweck seines Kommens auch mit den Worten aus: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen."

Aber gleich die ersten, welche die Stimme der Liebe vernahmen, wollten sie nicht hören, und gerade die, welche Jesus zuerst von allen suchte, die Genossen seines eigenen Volkes, wollten sich nicht von ihm finden lassen, besonders die geistlichen Führer des Volkes nicht. In ihrer Selbstgerechtigkeit wähnten sie, Gottes Wohlgefallen müsse auf ihnen ruhen, daher konnten sie es Jesu nicht verzeihen,

daß er auch sie zu den Sündern rechnete, die der Umkehr gar sehr bedürften, der Umkehr von toten Satzungen und toten Werken zu wahrem Leben in Gott, der Umkehr von trauriger Gewissensknechtschaft zur seligen Freiheit der Gotteskinder.

Und so oft er auch versuchte, mit der Stimme der Liebe die Kinder seines Volkes zu sammeln, „wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel", ebenso oft wandten jene sich unwillig und feindselig von ihm ab; sie wollten nicht umkehren, ihr Weg schien ihnen der rechte, der beste; sie sahen nicht, was zu ihrem Frieden diente.

Da verzweifelte endlich die suchende Liebe an der Rettung dieses Geschlechts, da mußte sie mit dem bittersten Weh im Herzen dem Verderben seinen Lauf lassen, welches diese verstockten Menschen über sich heraufbeschworen, und die Saat reifen lassen, welche sie zum Unheil selbst gesäet hatten.

„Wie wollt ihr nun wohl noch der Verdammnis entrinnen," die ihr die rettende Hand in eurem Übermut von euch gestoßen habt? Gottes Gerechtigkeit schläft nicht, und ihr Arm wird auch euch erreichen, nachdem ihr die dargebotene Liebe verschmäht habt. „Euer Haus soll euch wüste gelassen werden!" weil ihr es selber wüste und leer gemacht habt, weil ihr es nicht neu erbauen wollt auf dem Grunde wahrer Gottesanbetung zu einem Tempel des Geistes, so wird es wüste und öde bleiben, ja bald wird es ganz in Trümmer zerfallen, ein warnendes Zeugnis für alle Zeiten!

Wahrlich, meine andächtigen Freunde, Jerusalem hat es erfahren, daß Gottes Gerechtigkeit sich nicht spotten läßt. Was Jesus hier in unserem Texte ein trauriges Wahrzeichen dieser Stadt und ihrer Bewohner nennt, „daß sie töten die Propheten und steinigen, die zu ihnen gesandt sind", das hat sich ja zuerst an ihm selber schrecklich bewährt. Und als dann geschah, was hier weiter verkündigt wird: „Siehe ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte", da erfüllte sich auch, was er weissagend hinzugefügt: „und derselben werdet ihr etliche töten und kreuzigen und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen und werdet sie verfolgen von einer Stadt zur andern."

Indem aber Jerusalem fort und fort die Zeugen der Wahrheit von sich stieß, entfernte es aus seinen Mauern allmählich alle Keime gesunden neuen Lebens, bis endlich ein furchtbarer Bürgerkrieg

entbrannte, der nur mit dem Brande des Tempels und mit der Zerstörung der Stadt durch die Römer erlosch.

Das war das Gericht, welches über Jerusalem kommen mußte und welches Jesus in unserem Texte warnend andeutet. Wenn irgendwo das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die sich nicht spotten läßt, in dem Zusammenhang zwischen Menschenschuld und Menschenschicksal sich offenbart, so geschieht es in den Geschicken jener Stadt, deren Bewohner, als sie Jesus zum Tode brachten, in ihrem traurigen Wahn riefen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

2. Aber der Mahnruf Jesu in unserem Texte hat für uns noch eine andere ernste Bedeutung. Wir lesen da die gewichtigen Worte: „Wehe euch Pharisäer und Schriftgelehrte, ihr Heuchler, die ihr die Gräber der Propheten schmückt und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht mit ihnen teilhaftig sein an der Propheten Blut. Wahrlich auch ihr werdet das Maß eurer Väter erfüllen, auf daß über euch komme all das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden."

Eine ernste Mahnung für uns nenne ich diese Worte Jesu, meine andächtigen Freunde, eine dringende Aufforderung zum Nachdenken über uns selbst.

Wie viele mag es wohl unter uns geben, die sich nicht im stillen sagen und ganz fest einbilden: Hätte ich nur zu jener Zeit gelebt und Jesum leibhaftig gesehen und gekannt, ich würde ihn nimmermehr gekreuzigt haben, wie das verblendete Geschlecht seiner Tage; ich würde ihn nimmermehr verraten haben wie Judas, oder auch nur verleugnet wie Petrus!? Wir wollen dabei annehmen, daß die meisten wohl gar nicht erkennen, welch eine Anmaßung und Überhebung in dieser Meinung liegt.

Unser Text hält uns einen merkwürdigen Spiegel vor. Genau dasselbe haben ja in Beziehung auf die von ihren Vorfahren getöteten Propheten, jene Feinde Christi auch gesagt: „Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht teilhaftig sein mit ihnen an der Propheten Blut!"

Ist das nicht eine bedenkliche Ähnlichkeit zwischen jenen und uns? Wie wenn diese Ähnlichkeit noch weiter ginge?

Ist unser Urteil wirklich so gereift, unsere Erkenntnis so gefördert, unsere Empfänglichkeit für das Göttliche so groß, sind wir

so frei von Selbstgerechtigkeit und Rechthaberei und Herrschsucht, daß das dem natürlichen Menschen zuerst bitter erscheinende Wort der Wahrheit aus Jesu Munde uns sofort für ihn gewinnen würde, wenn er mit demselben jetzt unter uns träte, natürlich nicht in himmlischer Herrlichkeit, wie unsere Phantasie ihn sich vorstellt, sondern in der Knechtsgestalt des Menschensohnes, in welcher er zu seinem Volke sprach? Oder sollten wir nicht doch am Ende, hätten wir damals gelebt (so gut wie wir es heute tun würden), mit eingestimmt haben in den allgemeinen Hohn über den törichten Schwärmer, in die Erbitterung über den Gottslästerer, der den alten geheiligten Tempel abbrechen und dafür angeblich einen neuen besseren geistigen Tempel bauen wollte, der sich einen König nannte und es wagte, die überlieferten Formen und Gebräuche als wertlos zu bezeichnen? Sollten wir uns nicht mit der großen Menge des Volkes sehr entschieden auf die Seite des hohen Rats, der weisesten und frömmsten und gelehrtesten und mächtigsten Männer gestellt haben, deren geheiligte Autorität dieser armselige Galiläer anzutasten sich erkühnte?

O, meine andächtigen Freunde, wie leicht und wie wohlfeil ist es, heute mit Entrüstung von den Männern zu reden, welche über Jesum ihr „kreuzige, kreuzige ihn" schrien! Wie leicht ist es zu sagen: Wir hätten da nicht mit eingestimmt! Aber hüten wir uns doch vor solchem Irrtum, hüten wir uns vor dem Selbstbetrug, der die Verblendung Israels nur betrachtet, um die eigene Vortrefflichkeit ihr gegenüberzustellen und mit selbstgefälliger Entrüstung zu sagen: Hätte ich damals gelebt, ich hätte nicht teilgehabt mit jenen an des Gerechten Blut.

Wollen wir in den Geschicken jenes verblendeten Geschlechtes das Zeugnis der göttlichen Gerechtigkeit verstehen, so können wir das nur, wenn wir sie mit dem Gefühl betrachten, daß diese Gerechtigkeit auch über uns waltet und daß das Richterauge Gottes bis in die Seele schaut und von keiner Gaukelkunst frommen Scheins und Selbstbetruges berückt werden kann.

Die Pharisäer schmückten der Propheten Gräber, die von ihren Vätern getötet waren, und meinten, sie würden die Propheten nicht angetastet haben, aber all diese eingebildete Vortrefflichkeit hinderte sie keinen Augenblick, den ans Kreuz zu schlagen, der weit mehr war als ein Prophet.

Und wir, Geliebte, nun ja wir schmücken auch sozusagen Jesu Grab, wir haben das Kreuz, den Pfahl der Schande, weil Er daran gestorben, zum Sinnbild der Liebe, der Erlösung, des Lebens gemacht und treiben äußerlich seine Verehrung oft weiter als sich gebührt; aber gehören wir dabei zu denen, welche in Gesinnung und Wandel ihm nachfolgen, sich selbst verleugnend ihr Kreuz tragen und in treuer Arbeit sein Reich auf Erden bauen im eigenen Herzen und unter den Brüdern? oder verleugnen, verraten und kreuzigen auch wir ihn mannigfach und oft durch unser Tun? Gehören wir zu denen, welche nach seiner Forderung Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, oder ist unsere Religion auch nicht viel mehr, als ein gewohnheitsmäßiges Hinleben in toten Formen, aus denen Geist und Leben entschwunden ist?

Wahrlich weder mit hohen Worten und festlichem Gepränge, noch mit billigen Scheltreden auf die, welche einst Christum auf Golgatha getötet, beweisen wir uns heute als seine Jünger, auch nicht mit der Selbsttäuschung, als würden wir gegen seine Kreuzigung Himmel und Erde in Bewegung gesetzt haben, sondern nur mit dem aufrichtigen und ernsten Trachten, in seiner Nachfolge zu wandeln würdiglich des hohen Berufes, zu welchem er uns alle berufen hat.

Das sei unsere Sorge, und wir werden aufhören, unseren Herrn zu verleugnen und zu kreuzigen, wie es tatsächlich heute noch fortwährend geschieht. Oder wäre das keine Verleugnung Christi, kein Verrat an seinem Namen, wenn wir uns zwar nach ihm nennen, aber von seines Geistes Einfluß weder im häuslichen noch im öffentlichen Leben die Spuren zeigen; wenn wir wehe tun, denen wir unsere Liebe erweisen sollten, schmähen und verfolgen die, welchen wir die Hand zur Versöhnung bieten sollten; wenn wir überall den Splitter in des andern Auge sehen, den Balken im eigenen Auge aber nicht entdecken; wenn wir zwar denen, die einst verkannt, gehaßt und verfolgt wurden auf Erden, Denkmäler setzen, ihre Gesinnungsgenossen aber, wo sie uns im Leben begegnen, schnöde im Stiche lassen und aus Bosheit oder Gedankenlosigkeit einstimmen in das „kreuzige, kreuzige ihn," sobald dieser Ruf irgendwoher erhoben wird? Ja kreuzigen wir nicht Christum jedesmal, wenn wir von seinem Geiste abfallend dem Bösen nachgeben und der Sünde folgen, in welcher Gestalt sie auch erscheine?

Jesus hat einmal zu seinen Jüngern gesagt: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird, meinet ihr, daß er Glauben finden werde auf Erden? Ich sage nein!“ Wer möchte es wagen, diesem entschiedenen Nein des Herrn ein entschiedenes Ja entgegenzusetzen? Und auch dieses Wort bringt sich uns sicherlich nicht in Erinnerung, damit wir den Blick umherschweifen lassen zu den andern, sondern damit jeder ihn auf sich selber richte und seinen Glauben prüfe und stärke.

Keine andere Zeit legt uns so dringend wie die Passionszeit die Frage ans Herz, wie wir innerlich zu Christo stehen, ob die Kennzeichen seiner wahren Jüngerschaft, die herzliche Liebe zu den Brüdern und der freudige Mut zur Wahrheit ohne jede Furcht und Menschenknechtschaft uns schon in irgendeinem Maße eigen sind.

O möchten die ernsten, erschütternden Worte unseres Textes, in denen die göttliche Liebe klagt über die Verblendung der Menschen, uns aufs neue zum Nachdenken über uns selbst antreiben, damit aller Selbstbetrug immer mehr verschwinde vor dem Lichte der göttlichen Wahrheit, welches Christus durch sein Evangelium in uns entzünden will. Dann wird sein Weheruf uns nicht anklagen als solche, die nicht bedacht, was zu ihrem Frieden dient, dann wird auch die Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu uns aufs neue zum Segen gereichen. Amen.

Leiden und Dienen.

Passionspredigt.

Liebe Gemeinde! Vor die Schwelle der Passionszeit hat man schon frühzeitig in der Christenheit das Wort aus Pauli Munde von der heiligen Liebe gesetzt, welche für die Menschheit unentbehrlich und unersetzlich ist; der Liebe, welche nimmer aufhört; der Liebe, welche ewig verbunden bleibt mit Glauben und Hoffnung, aber „sie ist die größeste unter ihnen“. Und mit Recht. Denn nur einmal, solange die Erde steht, ist diese Liebe in menschlicher Gestalt darüber hingewandelt — damals, als Jesus Christus lehrend und wirkend, helfend und rettend, tröstend, heilend und segnend, endlich leidend und sterbend seines Vaters Willen vollbrachte.

Leidend und sterbend! ja das war das Ende, welches der Menschen Wahn und Sünde dem Träger der göttlichen Liebe, dem Bringer des ewigen Lebens bereitete.

Die Zeit der ersten galiläischen Wirksamkeit war vorüber. Nicht mehr bloß die Scharen, die sich zu ihm drängten, seiner lieblichen und gewaltigen Predigt zu lauschen, ihm Kranke zu bringen, daß er die Hände auf sie legte, und Kindlein, daß er sie segnete — nein, es kamen allmählich auch Gestalten mit feindseligen Mienen in seine Nähe, es mischten sich unter das Volk, das ihm zuhörte, immer häufiger jene Boten aus Jerusalem, welche von den Priestern und Ältesten gesandt waren, um zu horchen, was dieser angebliche Prophet Verderbliches lehre. Und sie warnten das Volk vor ihm und säeten Mißtrauen in die Herzen, heimlich sprechend: „Was lauft ihr diesem Manne von Nazareth nach? Hört ihr denn nicht, wie er die Häupter des Volkes schmäht? Hat er nicht gesagt: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer Gerechtigkeit, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen“? Wollt ihr euch abwendig machen lassen vom heiligen Dienste des Gesetzes, das dieser bricht, und euch lossagen von den frommen Vorbildern, welche euch die ehrwürdigen Führer des Volkes geben, die gottseligen Priester und Schriftgelehrten und die

in Frömmigkeit und heiligem Wandel euch voranleuchtenden Pharisäer?"

Als diese Angriffe häufiger und immer häufiger wurden, als viele ängstlichen Gemüter an ihm irre wurden und „hinfort nicht mehr mit ihm wandelten", da sah Jesus, daß die Zeit näher rückte, in welcher er von diesem Volke und seinen Führern verworfen und getötet werden würde. Da zog er sich mit seinen Jüngern für eine Zeitlang zurück bis an die äußersten nördlichen Grenzen des Landes (Matth. 14, 13), ja bis nach Phönizien hinein (Matth. 15, 21). Oftmals verließ er auch die Jünger und ging allein auf einen Berg, „um zu beten" und im Gebet gewiß zu werden, daß er nach dem heiligen Ratschluß seines Vaters im Himmel nun aufbrechen sollte zum letzten Gange nach Jerusalem!

Und als er diese Gewißheit empfangen hatte, da kehrte er wieder um und „wandte sein Angesicht gen Jerusalem". Und als er mit seinen Jüngern in das schöne Tal kam, in welchem Cäsarea Philippi lag (Matth. 16, 13), da fragte er sie zum erstenmal, was die Leute von ihm sagten; und als jene die Meinungen aufgezählt, die im Volke über ihn umgingen, da fragte er die Jünger selbst, mit ernstem, ruhigem Blick sie anschauend: „Und wer saget denn ihr, daß ich sei?" Und Petrus, der Wortführer der Schar, antwortete für alle: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" Das war das unzweifelhafte Bekenntnis, das die Jünger ihn für den Messias hielten. Und der Herr preist seinen Petrus selig, daß ihm diese Erkenntnis zuteil geworden durch die Offenbarung des Vaters im Himmel. Doch merkwürdig! gleich darauf verbietet er seinen Jüngern, jemandem zu sagen, „daß er der Christ wäre" (Matth. 16, 20). Jesus wollte eben nicht den Menschen durch bloße äußerliche Mittel, wie das Wort der damals noch ungeläuterten Jünger, beglaubigt werden. Der Glaube an ihn als an den Messias, als an den Heiland der Welt, sollte durch die Macht der Wahrheit selbst geweckt werden. Den Gesalbten Gottes konnten und können in ihm doch nur diejenigen erkennen, welche aus der Wahrheit sind und mit heilsbegierigen Seelen seiner Rede zuhören und ihm ins Angesicht schauen. Und nun geschah etwas, was die Jünger nicht erwartet hatten. Ihnen, welche durch Petrus' Mund erst eben ihren Glauben an ihn bekannt hatten, öffnete Jesus den Plan der Weisheit Gottes und zeigte ihnen, daß er nun leiden und sterben müsse. Aber siehe

da, dies zu begreifen, dazu reichte der Glaube der Jünger nicht aus; das erschien ihnen wie eine Art von Verzweiflung ihres Meisters an sich selbst und an seinem Werke. Und wieder tritt Petrus hervor und spricht eindringlich auf ihn ein (Matth. 16, 22): „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir nur nicht!“ Jesus aber, zum Schrecken der Jünger, nimmt nicht etwa dieses schmerzliche Wort zurück, sondern er wendet sich zürnend an den eifrigen Petrus und weist ihn von sich, wie einst den Versucher: „Hebe dich weg von mir, Satan, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist!“ So war der Herr um eine jener schmerzlichen Enttäuschungen reicher, deren er an seinen Jüngern noch so manche erfahren sollte. Ob sie gleich an ihn glaubten als an den Christus, so war die Erkenntnis ihnen noch fremd, daß der Weg seines Heilandsberufes ein Weg der Leiden und der Kreuzesschmach und des Todes sein könnte. Auch als Jesus bald darauf seine Leidensweissagung wiederholte (Matth. 17, 22. 23), wurden sie „sehr betrübt“, daß ihr Meister so verzagte Worte sprach, wie sie meinten. Und als er dann zum drittenmal sein nahe bevorstehendes Leiden verkündigte, da geschah wieder etwas Merkwürdiges und für die Stellung Jesu zu seinen Jüngern so Bedeutsames, daß wir diesen lehrreichen Abschnitt der evangelischen Geschichte zu näherer Betrachtung vernehmen wollen. Matthäus 20, 17—28:

> „Und er zog hinauf gen Jerusalem, und nahm zu sich die zwölf Jünger besonders auf dem Wege, und sprach zu ihnen: Siehe, wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und sie werden ihn verdammen zum Tode. Und werden ihn überantworten den Heiden, zu verspotten und zu geißeln und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Da trat zu ihm die Mutter der Söhne Zebedäi mit ihren Söhnen und fiel vor ihm nieder und bat etwas von ihm. Und er sprach zu ihr: „Was willst du? Sie sprach zu ihm: Laß diese meine zwei Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den anderen zu deiner Linken. Aber Jesus antwortete und sprach: Ihr wisset nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den

ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, mit welcher ich getauft werde? Sie sprachen zu ihm: Ja wohl. Und er sprach: Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken, und mit der Taufe, mit der ich getauft werde, sollt ihr getauft werden; aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater. Da das die Zehn hörten, wurden sie unwillig über die zwei Brüder. Aber Jesus rief sie zu sich und sprach: Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch, sondern so jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele."

Mit Freuden hörten die Jünger die Kunde in ihres Meisters Worten, daß er nun mit ihnen allen nach Jerusalem ziehen wollte. Danach stand auch ihr Verlangen, mit ihm einzuziehen in die Hauptstadt des Landes, denn nun endlich, so war ihre Hoffnung, würde dort das Reich seiner Herrlichkeit anheben, in welchem er herrschen sollte als der neue Messias-König von Zion und sie selbst würden seine Ratgeber sein. Klang ihnen doch noch lebhaft im Gedächtnis ein Wort, welches Jesus wenige Tage vorher gesagt. Petrus war zu ihm gekommen und hatte gefragt: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?" Da hatte der Herr geantwortet: „Wahrlich, ich sage euch, ihr, die ihr mir folget, werdet in der neuen Welt, wenn des Menschen Sohn sitzt auf dem Thron seiner Herrlichkeit, ebenfalls auf zwölf Thronen sitzen und richten die zwölf Stämme Israels." (Matth. 19, 27. 28.)

Es nimmt uns nicht wunder, daß die Jünger auch diese Worte Jesu nicht nach ihrem tieferen Sinne verstanden, sondern sie in ihrer fleischlichen Weise deuteten und als eine Verheißung nahmen, die sich nun binnen kurzem in Jerusalem herrlich erfüllen sollte. Und wie nahe lag es dann, daß einer und der andere von ihnen den ehrgeizigen Wunsch hegte, der Erste und der Mächtigste zu sein am Throne des Messias. Und so begreifen wir die eifrige Bitte, mit

welcher jene Mutter mit ihren Söhnen Johannes und Jakobus so dringend ihn bestürmt.

Aber der Herr, wenngleich schmerzlich getroffen durch die Verkehrtheit derer, die ihn doch liebten und an ihn glaubten, sucht sogleich ihren Gedanken die rechte Richtung zu geben mit seinem Wort: „Ihr wisset nicht, was ihr bittet!“ und mit dem ernsten, nachdrücklichen Hinweis, daß der Weg seiner Nachfolge nicht zu irdischer Ehre führe und keine Befriedigung selbstsüchtiger Wünsche verheiße, sondern daß er zwei große heilige Forderungen an sie stelle, nämlich zu leiden und zu dienen!

Gedenken wir nun von neuem der Person und des Werkes Christi, wie beides sich in dieser Passionszeit vor unser geistiges Auge stellt, so tönt auch uns aus unseren Textesworten dieselbe Mahnung von neuem entgegen: Lernet leiden und lernet dienen!

Leiden und Dienst fordert die Nachfolge Christi. Das ist eine harte Rede, denn unser natürlicher Sinn sucht gerade das Gegenteil: er will herrschen und sich freuen. Wir sind zwar nicht abgeneigt, Leiden zu ertragen und auch zu dienen, wenn es sein muß, aber beides nur als ein vorübergehendes Mittel, um zu herrschen und zur Freude zu gelangen. Auch die Jünger sind bereit, den Kelch zu trinken und die Leidenstaufe durchzumachen, von welcher Jesus spricht, aber sie denken sich beides nicht schwer um der Ehre willen, die dann ihrer wartet. Solche Leidensbereitschaft ist es nicht, welche Jesus für sein Reich auf Erden gebraucht. Um diese kennen zu lernen, müssen wir das Bild Jesu betrachten im Gegensatz zu den Jüngern. Diese suchen ihre eigene Ehre. Er aber geht seinem Leiden und seinem Tode entgegen aus reiner, selbstvergessender, heiliger Liebe zu den Menschen und aus reinem, heiligem, selbstaufopferndem Gehorsam gegen den Willen Gottes, einer Liebe und einem Gehorsam, welche für sich selbst gar nichts gewinnen wollten, sondern nur dieser verirrten, in die Macht der Sünde und des Todes dahingegebenen Menschheit dienen zur Erlösung, zum Heil, zum ewigen Leben.

Es liegt nahe zu fragen: Wie konnte Jesus solchen Jüngern sein Werk auf Erden ruhig hinterlassen? wie konnte er jetzt schon dem Tode sich preisgeben, da doch scheinbar diese Männer viel zu

schwach waren, das Werk in seinem Geiste fortzuführen? Mußte nicht überhaupt den Hoffnungen der Jünger eine ungeheure Enttäuschung, ja eine völlige Hoffnungslosigkeit folgen, wenn ihr Meister ihnen in Jerusalem durch den gewaltsamsten Tod entrissen wurde? Gewiß ist dieser Gedanke auch in Jesu Seele aufgestiegen. Ja, er hat mit diesen und ähnlichen Gedanken, ob die Zeit seines Todes nach Gottes Willen nun gekommen sei, ringen müssen in seiner Seele, am heftigsten in dem heißen letzten Kampf in Gethsemane. Aber als ihm der Wille seines Vaters offenbar geworden war und er wußte, daß die Zeit gekommen sei, „daß er verklärt werde“, da wurde ihm auch die unerschütterliche Gewißheit zuteil, daß sein Tod und die Leidenstaufe, welche dieser Tod über seine Jünger bringen mußte, ihnen zu einem solchen Segen gereichen würde, daß sie durch die Ostererfahrung seiner Auferstehung und durch die Pfingsterfahrung der Ausgießung des heiligen Geistes zu echten Aposteln und Zeugen seines Namens und seines Evangeliums von Gott selber würden umgewandelt werden.

Und so ist es geschehen! Denn nur einer von den zwölf Jüngern ist zugrunde gegangen, als die schweren Stunden der Entscheidung kamen. Sein ungemessener Ehrgeiz und seine ungezügelte Selbstsucht wollten sich den Weg des Heils nicht zeigen lassen und führten ihn ins Verderben: Judas Ischariot! Als er sich enttäuscht sah in seinen Hoffnungen und betrogen um den Preis irdischer Größe, um derentwillen er die Entbehrungen der Nachfolge Jesu auf sich genommen hatte, da verwandelte sich seine Anhänglichkeit in Haß und Bitterkeit und er wurde zum Verräter an seinem Herrn!

Aber die anderen Jünger haben *leiden* und *dienen* gelernt von dem gekreuzigten Erlöser. Sie sind geläutert worden durch den Kelch, den sie trinken mußten, und durch die Taufe der Schmerzen, die über sie kam beim Tode ihres Meisters und beim Zusammenbruch ihrer irdischen Hoffnungen. Ergriffen und überwältigt *von der Liebe*, welche im Leiden nur ein Mittel für ihre heiligen, göttlichen Zwecke suchte und im Dienste der Menschheit unschuldig den Tod der Verbrecher starb, wurden sie umgewandelt zu neuen Menschen. Fortan war der Glaube an Christus in ihnen die mächtige Quelle jener Liebe, welche er selbst mit Wort und Vorbild zuerst der Welt gezeigt: „Niemand hat größere Liebe,

denn die, daß er sein Leben läßt für seine Brüder!" Fortan dienten sie nicht mehr sich selbst, sondern sie dienten Gott im Dienste der Menschheit, für deren Heil auch sie zu leiden und zu sterben gelernt. Darum ist die Schilderung völlig zutreffend, welche in der heutigen Epistel Paulus von ihnen gibt: „In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsal, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Arbeit, in Wachen und Fasten . . . . durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts inne haben und doch alles haben." (2. Korinth. 6, 4 ff.)

Aber, so mag man fragen, was soll diese Betrachtung von den Jüngern Christi uns lehren? Darauf antworte ich im Sinne unseres Textes: Leiden und Dienen!

Oder brauchen wir das nicht zu lernen, meine Freunde?

Wenn wir Christi Jünger sein wollen, so dürfen wir nicht sagen, daß wir weder dienen noch leiden wollen, weil das wider unsere Natur sei. Denn welche Christo angehören, in denen ist die Macht des natürlichen, d. h. hier des sündigen Menschen gebrochen und es regiert in ihnen der neue Geist der Liebe, welcher das wahre Kennzeichen der Jünger Christi ist. Und was will die Liebe anders als dienen? Ist das nicht ihr vornehmster Zug, daß sie nicht das Ihre sucht? Kann sie denn anders, als ihre Gaben und Kräfte in den Dienst ihres Herrn stellen? Und ist sein Dienst nicht ein immerwährender heiliger Dienst am Wohl der Menschen? Und wenn die Feinde des Geistes Christi sagen, das sei unwürdiger Sklavensinn und feige Schwäche, so zeigen sie nur, daß sie den edelsten freiwilligen Dienst der Liebe nicht zu unterscheiden wissen von dem erzwungenen unfreien Knechtesdienst der Furcht. Ob wir auf Erden hoch gestellt sind durch Rang und Ansehen vor den Menschen, oder ob wir zu denen gehören, deren die Welt nicht achtet — als Christi Jünger sind wir alle zu gleichem Dienst berufen. Da ist der König, wenn er seinen erhabenen Beruf im Geiste Christi begreift, so gut ein Diener am Werke Gottes wie der letzte seiner Untertanen; da wird von jedem die Erfüllung seiner Aufgaben erwartet, zu denen gerade er berufen ist nach seinen

Gaben; da macht es nichts aus, ob jemand hundert Pfund oder zehn Pfund oder nur ein einziges Pfund von Gott erhalten hat, sondern nur danach wird gefragt, ob es in den Dienst des Werkes Christi zum Heile der Menschen gestellt sei und selbst im kleinsten Kreise dazu beigetragen habe, daß die Früchte seines Geistes auf Erden sich mehren.

Natürlich soll dieser Dienst, zu welchem uns Christus beruft, ein Dienst der Tat und des lebendigen Wirkens sein. Nichts von dem, was uns in der Welt aufgetragen ist, soll davon ausgenommen werden. Jeder Verkehr, in welchem wir mit unseren Nächsten und unseren Mitmenschen stehen, ja all unser Tun soll es bezeugen, daß wir einander „mit Ehrerbietung zuvorkommen", daß uns das wahre Beste derer, welche Gott auch auf uns mit angewiesen hat, immer am Herzen liegt.

O wieviel falscher Dienst der Selbstsucht steht diesem Dienste der Liebe im Wege! Wieviel edle Kraft, von Gott verliehen, wird vergeudet im Dienste der Götzen des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Herrschsucht, der Befriedigung niedriger Leidenschaften! Und wir sollten uns nicht belehren lassen durch Christi Wort über die Notwendigkeit, daß wir und wie wir einander dienen müssen?

Aber wir stehen nicht umsonst in der Passionszeit. Denn sie erinnert uns samt unserem Texte daran, daß es neben dem Dienen durch lebendiges Wirken und Handeln auch ein Dienen gibt, welches durch Leid und Schmerzen führt; ja wir können sagen, daß der Dienst der Liebe, den Christus fordert, niemals ohne die Erfahrung von mancherlei Leiden sein kann. Ich bin weit davon entfernt einzustimmen in die Reden solcher Christen, welche nicht müde werden zu behaupten, daß der Dienst Christi auf Erden und das Bekenntnis seines Namens noch immer Verfolgungen aller Art nach sich zöge. Denn die solches behaupten, tragen an sich selbst meistens mehr Zeichen weltlicher Ehre als der Schmach, welche vorzeiten die Bekenner Christi zu tragen hatten. Natürlich gibt es auch heute, wie zu allen Zeiten solche Jünger des Herrn, die um ihrer Überzeugungen willen Leiden zu erdulden haben, und nicht bloß von den Feinden Christi, sondern auch von solchen, die sich Christi Jünger nennen, — aber sie machen davon kein großes Wesen, als widerführe ihnen etwas Besonderes, und machen sich aus solchen Leiden

nicht ein Verdienst vor Gott zurecht, sonst könnte sie das Wort des Richters treffen: Wahrlich ich sage euch, ihr habt euren Lohn dahin!

Wie reich war die Liebe des Heilandes an Enttäuschungen! Mit wieviel Verkennung und mit wieviel Undankbarkeit ist ihm begegnet worden selbst von denen, die ihm doch nahe stehen wollten, ganz zu schweigen von der Bosheit seiner Feinde! Und wir, die wir seine Jünger heißen wollen, wir möchten keine Enttäuschungen, keine Verkennung, keinen Undank erfahren! Hat seine Liebe zu den Menschen dadurch die Kraft verloren, daß sie ihn nicht annehmen wollten? Hat sie sich erbittern lassen und in Menschenhaß verwandelt? Und unsere Liebe und unser Dienst am Wohl der Menschen, die uns zugesellt oder anvertraut sind, wird so schnell und so leicht mutlos und verzagt und zieht sich erbittert zurück vor jedem kleinen Widerstand!

Und wieviel eingebildetes Leiden beschäftigt unsere Gedanken; gibt es doch Stimmungen, in denen wir uns in der Leidensgestalt gar wohl gefallen, und wo es unserer Eigenliebe schmeichelt, bemitleidet zu werden. — Und wieviel törichte Klagen über Leiden aller Art gehen unter uns um, die wir uns doch meistens selbst bereitet haben, ohne es uns einzugestehen. Wie müßten wir uns solcher Klagen schämen, wie kleinlich müßten sie uns erscheinen, hätten wir in Christi Nachfolge wirklich gelernt, wie wahres Leiden die Seelen groß und frei und rein und gut machen soll.

Die Liebe, welche ihrem Herrn und in seinem Dienst den Brüdern dienen will, erfährt andere Leiden, als unsere leidensscheue Selbstliebe. Von dem Widerstande des Undanks haben wir schon gehört: ihn überwindet sie durch noch größere Liebe, und kann sie ihn nicht überwinden, so befiehlt sie die Verblendeten noch sterbend der Liebe Gottes. Aber sie hat auch einen Widerstand im eigenen Innern zu überwinden, und nicht ohne Schmerzen und Wunden vollzieht sich dieser Kampf. Da muß unser trotziges und verzagtes Herz sich losreißen von vielem, woran es mit falscher Liebe hängt, und muß es erdulden lernen, daß die Hand unseres Gottes von uns fordert und uns nimmt, was uns ganz unentbehrlich schien. Da gibt es viel bitteres Weh und heiße Tränen des Schmerzes, bis die Liebe, welche *leiden* gelernt hat, d. h. Segen zu nehmen aus Leiden, den göttlichen Trost erkennt und ergreift:

„Ich habe dich allezeit geliebt, darum will ich dich zu mir ziehen aus lauter Güte."

Und ist nicht auch die gläubige Liebe, die in der Nachfolge Christi nach dem ewigen Leben trachtet, am meisten dem Leiden ausgesetzt, welches die eigene Unvollkommenheit uns bereitet? Jenem Schmerze, da wir erkennen, daß wir noch ungeläutert sind vor unserem Gott, daß wir in unserer Seele noch behaftet sind mit etwas, was sie entstellt? In solchem Leid gibt es keine Zuflucht bei Menschen, keine Rettung durch die eigene Macht allein, sondern nur ein demütiges, aus rechter Selbsterkenntnis und tiefer Sehnsucht nach Erlösung emporsteigendes Rufen zu Gott: Vergib uns unsere Schuld! Erst wenn in solchem Leiden der alte Mensch zum Sterben geht, wird der neue Mensch in uns lebendiger und kräftiger; da erblüht aus dem Leiden Heil und Frieden, aus dem Tode neues Leben im Dienste der Liebe.

Jesus zieht mit seinen Jüngern „hinauf nach Jerusalem". Nach jenem Jerusalem, das seinen Retter hinausgestoßen und gekreuzigt hat. Zu jenem Tempel, welcher bald darauf mitsamt Jerusalem in Schutt und Trümmer fiel.

Aber derselbe Jesus Christus, welchen sie dort auf Golgatha hingerichtet haben am Holz des Fluches, hat ein anderes Jerusalem und einen neuen Tempel gebaut in der Welt, die keine Macht zerstören kann, ein neues Zion, in welchem er selber regiert mit seinem heiligen Geist. Das ist das Zion, welches er das Reich Gottes nennt, ein unsichtbarer geistiger Tempel, zu dem noch immer hinaufziehen alle, die seine Jünger sind. Auch wir ziehen nach dieser Gottesstadt, auch wir wollen Kinder dieser Geistesheimat sein und Genossen seines Reiches. Wohlan! wie er uns heute wieder auffordert, ihm zu folgen, so wollen wir aufs neue von ihm lernen, was einst seine Jünger lernen mußten: Leiden und Dienen! Amen.

Meine Seele ist stille zu Gott.

Passionspredigt.

„Hier ruht in Gott.“ So lesen wir auf Grabsteinen und denken dabei an Grabesruhe und Todesschlaf. Es hat ja einen schönen, frommen Sinn, wenn wir auch den Staub oder die Asche der Toten uns eingebettet denken in Gottes Schoß, denn auch die Erde ist ein Teil von dem ewigen Hause Gottes, in welchem nichts verloren geht.

Aber es gibt für uns Menschenkinder doch noch eine andere Ruhe in Gott, als das Ruhen des Leibes in der Friedhofserde, eine Ruhe, die nichts mit dem Tode gemein hat, sondern volles und reiches Leben ist.

Wo Leben ist, da ist Entwickelung und Werden, Kampf und Fortschritt, Tat und Arbeit, denn Gott hat uns mit dem Triebe der Entfaltung geschaffen, und wohin die Entfaltung unseres inneren aus Gott geborenen Triebes strebt, das sagt uns Augustins tiefes Wort: „Du hast uns geschaffen, o Gott, zu dir hin, und unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruhet in dir.“

Das soll nicht heißen, daß unsere Unruhe dauern müsse, bis unsere Herzen im Tode zu schlagen aufhören, sondern daß wir zu einer inneren Ruhe kommen können, die bei aller Unruhe des Lebens und Strebens, in allen wechselnden Schickungen unseres Erdendaseins ihren festen Ankergrund in Gottes Liebe und Weisheit gefunden hat und in der festen Zuversicht auf die Herrlichkeit, Größe und Zuverlässigkeit dieser Liebe und Weisheit spricht: „Meine Zeit in Unruhe, meine Ruhe in Gott!“

So hat unter anderen auch der Dichter des 62. Psalms gedacht, als er unter Feindschaft und Not, Verfolgung und Unruhe sprach, Psalm 62, 2:

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“

Sollte dies Psalmwort nicht schon manchem von uns in Passionszeiten des eigenen Lebens ein Stecken und Stab gewesen sein?

Sollten nicht andere den herzlichen Wunsch haben, solche Ruhe in Gott einmal wirklich für das unruhige eigene Herz zu gewinnen?

Und wenn wieder andere wehmütig meinen, das sei wohl ein schönes Ziel, aber erreichbar sei es ihnen nicht: —

So laßt uns jetzt einmal miteinander den Sinn und den Wert dieses frommen Bekenntnisses betrachten, besonders aus den Zeugnissen der Bibel. — Dann werden wir vielleicht inne, daß es für uns alle möglich und nötig sei, es uns zu eigen zu machen.

---

1. Der Sinn und Wert unseres Textwortes besteht nicht darin, daß es „ein schöner Bibelspruch" sei. Es gibt eine Art von Christentum, welchem die Bibel eine Sammlung von Bibelsprüchen zu gelegentlicher Benutzung ist.

Aber die Bibel gibt uns niemals bloß Worte, sondern sie zeigt uns Menschen, sie enthält nicht bloß Lehren, sondern sie stellt vor unser Auge lebendige Gestalten. Und wenn wir sie betrachten mögen, dann bemerken wir, daß diese Menschen, so weit ihre Zeit auch hinter uns liegt, uns doch nahe verwandt sind, Fleisch von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist.

Will Hochmut und Bildungsdünkel uns einreden, wir seien durch den gewaltigen Fortschritt menschlicher Kultur hoch erhaben über jene armen Leute, die noch nicht einmal ahnten, daß die Erde eine Kugel ist, und deren Wissen, verglichen mit dem unsrigen, zu einem Nichts zusammenschrumpft, dann zeigt uns ein Blick in ihr Leben und ihre Schicksale, in ihr Denken und Fühlen, daß sie als Menschen neben uns stehen, ein Geschlecht, das uns in allem Wesentlichen gleich ist.

Denn ihre Herzen schlagen wie die unsrigen in Freude und Angst, zwischen Furcht und Hoffen; ihr Weg geht wie der unsrige durch Streben und Irren, Fallen und Aufstehen. Ihre Sehnsucht geht, wie die unsrige, nach oben, und ihr Fragen nach Gott ist so dringend und ernst, ihr Suchen nach Heil und Wahrheit so aufrichtig, daß es oft ihr ganzes Denken und Wollen beherrscht. Der Unfriede der Gottlosen und der selige Friede der Gotteskinder; die Angst des bösen Gewissens und die Freude des begnadigten

Sünders; die Verhärtung des selbstgerechten wie des ungerechten Herzens gegen Gottes barmherzige Liebe, und die demütige Hingabe des frommen Gemüts an die göttliche Hilfe; die Verzweiflung der unfruchtbaren Reue und die Seligkeit des reinen Herzens —, das alles klingt in immer neuen Tönen an unser Ohr und drängt sich in immer neuen Gestalten vor unser Auge.

So kommt es denn — und darin bezeugt sich die göttliche Macht des Bibelwortes —, daß wir immer von neuem den Eindruck haben: Hier ist nicht von längst vergangenen Zeiten und längst verschollenen Menschen die Rede, hier ist die Rede von uns und unsern Herzen, von unserm Leben und unserm Geschick, von unsern Mängeln und unserer Hoffnung, von unsern Sünden und unserer Rettung.

So ist auch unser Textwort nicht der beliebige Ausspruch eines uns fremden Mannes, sondern es ist ein Wort von ewigem Gehalt, ein Bekenntnis jedes frommen Menschenherzens, das in der Unruhe des Erdenlebens Ruhe gefunden hat an seines Gottes Herzen.

So ist es auch durchaus kein Wort des alten Bundes nur; es gehört zu den schönen Psalmworten, die im Judentum wie im Christentum gleich wertgehalten sind. Und wenn jemand meinen sollte, das sei doch eigentlich die Sprache eines matten und trägen Geistes, und zieme sich nur für Leute, die vom Leben nichts mehr zu hoffen haben, nicht aber für frohe, tätige, gesunde Menschen, dann dürfen wir darauf hinweisen, daß es zwar ein Wort voll Demut und Ergebung, aber auch zugleich ein Wort voll Trost und Kraft und Überwindung ist. Wahrlich jene Dichter und Propheten des Alten Testamentes, welche so oder ähnlich ihre Zuversicht auf Gottes Hilfe aussprachen, waren keine weichlichen Menschen. Ein Mann des Feuereifers, wie Elias, lernt es unter der Zucht der gewaltigen Schickungen, zu merken auf die köstliche Offenbarung, daß Gott nicht mit Feuer, Sturm und Erdbeben über die Erde fährt, sondern im stillen, sanften Sausen. Ein Jesaias lernt es selbst und sucht es dem betörten Volke zu zeigen: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen: Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein!“ (Jes. 30, 15.)

Und der größte Zeuge göttlicher Hilfe, der in sich alle Demut und alle Glaubenskraft vereinigt, hat er es nicht überall bewährt und bewiesen: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“?

In die Wüste führt ihn der Geist. Die Aufregung der Zeit und die Erwartungen des Volkes, die Hoffnungen Johannis des Täufers selbst, der ihn soeben getauft hat, drängen sich an Jesus und alles fordert Entscheidung: „Bist du, der da kommen soll?“ Bist du der Gottessohn, auf den die Frommen warten, dann tritt auf in der Gestalt des starken Helden und Helfers, den die Propheten verkündigen! Schaffe Brot durch die Zaubermacht des Wortes! Zeige der Menge durch Wundertaten, wer du bist und was sie von dir erwarten kann! Mache es, wie die Klugen der Welt, welche nach dem äußern Erfolg und dem Beifall der Menge jagen; bete den Geist an, der seine Diener zu leichten und schnellen Siegen führt!

Was schützt das Herz des Mannes, der zu großem Werke von Gott berufen ist, in den Entscheidungsstunden des Lebens vor solchen Stimmen der Versuchung, die von außen kommen? Lodert im Innern der Ehrgeiz und die Sucht der Selbstverherrlichung, dann ist er verloren; nicht zwar verloren für Taten nach dem Geschmack einer beifallsfrohen Menge, wohl aber verloren für Gottes Werk.

Doch Jesus trägt in sich und befestigt in diesem Kampfe die unüberwindliche Kraft des in Gott ruhenden Herzens. In jener Stunde hat er sie gewonnen, als es ihm gewiß wurde, er sei von Gott bestimmt zur Rettung seines Geschlechtes. Da „nahm er die Gottheit auf in seinen Willen, und sie stieg von ihrem Weltenthron“ zu ihm hernieder. Da hörte er in der kindlich gläubigen Seele, was kein anderer vernehmen konnte, die göttliche Versicherung: „Du bist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“

Dem versuchenden Geiste setzt er die ruhige Zuversicht entgegen: Das Werk Gottes, das mir aufgetragen ist, leidet keine äußeren Ehren, kommt nicht mit äußerlichen Gebärden und nicht mit weltlicher Gewalt. Eins aber fordert es unbedingt: hingebenden Gehorsam! Es mag durch Enttäuschung und Verkennung, durch Haß und Verfolgung, durch Leiden und Tod gehen: Der Weg des Erlösers muß ein Weg des Gehorsams sein!

Und er ist ihn gegangen. Wie fein die Fühlfäden waren, durch welche die Kindesseele Jesu verbunden war mit dem Willen des Vaters im Himmel, das können wir nicht entschleiern, sondern nur ahnen. Aber sehen können wir aus seinem Leben, daß er dahingeht mit der Ruhe des in Gott festen Herzens, welches der

Versuchung und der Feindschaft, der Gefahr und dem Tode entgegensetzt: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!

Oder was war es anders, als dieses Stillesein des eigenen Willens vor dem Willen des Vaters, was ihn so stark gemacht hat? Keiner von allen Helden, welche die Geschichte preist, hat größere Seelenstärke gehabt als Jesus. Er war so stark, daß er alle Widerstände, welche der eigene Wille etwa dem Willen Gottes entgegensetzen wollte, in sich überwand durch eine Selbstverleugnung, die schwerer ist, als manche groß gepriesene Tat. Denn es handelte sich dabei um die freiwillige Übernahme von Tod und Leiden von seiten eines völlig Unschuldigen, weil dieser unschuldige Tod nach Gottes heiligem und ewigen Gesetz eine Notwendigkeit war, um die neuen sittlichen und religiösen Kräfte des Gottesreiches wirklich in die Welt der Sünde hineinzutragen. Darum trifft das Wort unseres alten deutschen Dichters auf niemandem in größerem Maße zu, als auf Jesus: „Wer schlägt den Leu'n, wer schlägt den Riesen, wer überwindet jenen und diesen? Das tut einer, der sich selbst bezwinget!"

Es klingt uns so einfach, wenn er dem Vater dankt, daß er den Unmündigen geoffenbart, was den Weisen und Klugen verborgen blieb. Aber was für Schmerzen es seiner Seele gekostet, ehe er so sprechen konnte, das mögen wir wenigstens ahnen, wenn wir den Zusatz seiner Dankesworte hören: „Ja, Vater, denn also ist es wohlgefällig gewesen vor dir!" (Luk. 10, 21.) — Als Erlöser war er für alle gekommen und als Heiland wollte er alle retten. Davon waren natürlich die Klugen und Weisen und Mächtigen nicht ausgeschlossen. Daß er auf sie verzichten mußte, weil „sie nicht bedachten zu ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden diente, und nicht erkannten die Zeit ihrer Heimsuchung", das wurde dem großen Herzen Jesu so schwer, daß er, der niemals Mitleid mit sich selber hatte oder für sich selber forderte, die Tränen nicht zurückhalten mochte beim Anblick der Stadt Jerusalem und beim Gedanken an das selbstverschuldete Verhängnis, das über dies Geschlecht kommen würde.

Aber Gottes Werk mußte seinen Weg gehen nach Gottes Ordnungen und nicht nach Menschengedanken. Diese Erkenntnis wird dem Erlöser in jeder Erfahrung neu bestätigt. Und wenn es Gott

gefiel, „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Vornehme zu erwählen, sondern was töricht und schwach und verachtet ist von der Welt“ (1. Kor. 1, 26—27), dann war die Stunde, als Jesus die Notwendigkeit auch dieses göttlichen Weges erkannte, eine Freudenstunde für ihn, und wir verstehen die Worte des Evangelisten bei diesem Berichte: „Zu der Stunde freute sich Jesus im Geist“ (Lukas 10, 21). Er hatte die bittere Erfahrung von der Blindheit der Führer Israels überwunden; darüber freute er sich im Geist, so schmerzlich ihm jene Erfahrung selber war. Nun war seine Seele auch hierin stille geworden zu Gott, der ihm half.

Es ist ein Stück Passionsgeschichte des Herrn, was wir da betrachtet haben. Es ist ja jetzt Passionszeit, und wenn wir betrachten wollen, was Jesus gelitten hat, so gehören die Leiden seiner Seele in allererster Reihe mit dazu.

Es ist das Schicksal der Großen auf Erden, daß sie einsam sind. Je überragender der Geist eines Menschen sich erhebt über seine Zeitgenossen, desto weniger wird er verstanden, desto einsamer ist er. Auf die Zukunft muß er rechnen, für die Zukunft säen und bauen. Von der Gegenwart aber Verkennung, Haß und Verfolgung erwarten. Wer hätte das in reicherem Maße, als Jesus, erfahren? Als er von Nazareth aufgebrochen war, um sein Gotteswerk zunächst am See Genezareth zu beginnen, da kamen seine Mutter und seine Brüder ihn zu holen, denn sie meinten, „er sei von Sinnen“.

Daß die feindseligen Pharisäer und Schriftgelehrten in ihm einen Gegner der Ordnung und des Gesetzes, einen Aufrührer und Gotteslästerer sahen, und daß der hohe Rat ihn als solchen zum Tode verdammte, das war, wie wir schon sahen, eine geschichtliche Notwendigkeit. Aber daß auch seine Jünger ihn so wenig verstanden, daß sie bis zu seiner Gefangennahme auf seinen irdischen Sieg über seine Gegner hofften, das war einer der bittersten Tropfen in seinem Leidenskelche. Sie waren wirklich noch die Unmündigen, denen zwar Großes offenbart war, da sie in Jesus den Messias erkannten, aber nicht minder Großes blieb ihnen noch verborgen, nämlich, daß der Weg des Messias durch Leiden zum Siege, durch den Tod zur Auferstehung ging. Erst nach dem Hingang des Meisters sind sie in der Schule seines Geistes mündig geworden.

Jesus hatte nichts unterlassen, sie zu bilden, zu erheben, zu läutern, und doch ließen sie ihn allein in der Stunde der bittersten Seelennot in Gethsemane, und als er ergriffen wurde, flohen sie davon, ja einer, weil er sich in seinen ehrgeizigen Plänen getäuscht sah, verriet seinen Herrn.

Es wäre Unrecht zu glauben, daß Jesus diese furchtbare Einsamkeit nicht gefühlt hätte. Gerade in der Nacht, da er verraten ward, hat er sie am tiefsten und schmerzlichsten empfunden. Die Einsetzung des Gedächtnismahles, die Fußwaschung und die letzten Reden des Herrn hatten sicher einen mächtigen Eindruck auf die Jünger gemacht, der dann auch nach seinem Tode voll zur Geltung gekommen ist; aber im Garten Gethsemane schlafen sie, während ihr Herr im Gebete mit Gott ringt um die Gewißheit, ob es der Wille des Vaters sein könne, daß er jetzt schon sein Erdenwerk verlassen und in die Hände dieser Schlafenden legen soll. Sie merken es nicht, daß diese Stunde der Nacht eine Entscheidungsstunde bedeutet für ihren Herrn, für sie selbst, für die Zukunft der Menschheit.

Da macht sich die schmerzliche Bewegung des einsamen Kämpfers offenbar in der vorwurfsvollen Frage: „Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?"

Aber gerade in der Einsamkeit Gethsemanes wird der entscheidende Sieg des Herrn erstritten. Gott erhört das Flehen seines Kindes! Den Kelch der Leiden und des Todes muß der Zeuge der göttlichen Wahrheit trinken, und er „muß den Übeltätern gleich gerechnet werden". Aber den Kelch der Unruhe und des Zitterns und Zagens nimmt Gott von ihm und gibt ihm neue Stärke und neue Seelenruhe. Der Einsame, von den Seinen Verlassene, ist nicht allein. Was er schon zuvor seinen Jüngern gesagt hat, erfüllt sich hier: „Es kommt die Stunde —, daß ihr mich allein lasset; aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir." (Joh. 16, 32.)

Zu dem staubbedeckten Kämpfer, „dessen Schweiß wie Blutstropfen zur Erde rann", zu dem Sohne, der dreimal das Gelübde seines Gehorsams erneuert mit den Worten: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst," — steigt der Engel der Erquickung hernieder und segnet ihn mit all der Kraft und all der Erkenntnis, die der Erlöser für die bevorstehenden letzten Kämpfe und Wege nötig hat.

So geht er denn fest und aufrecht, wie sie ihn stets gesehen, dem Verräter entgegen und gibt sich in die Hände seiner Verfolger. Kein noch so leiser Zweifel trübt ihm die Gewißheit: Auch dieser Weg den ich gehe, ist Gottes Weg; „meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“.

So steht er vor dem hohen Rat und vor Pilatus und Herodes, und sein freies, klares Bekenntnis, ebenso wie sein Schweigen vor falschen Zeugen und ungerechten Richtern sagen uns deutlich: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“

Er wird verurteilt, verspottet und gegeißelt; er geht den Weg der Schmach nach Golgatha; er trägt sein Kreuz; er nimmt das aufdringliche Mitleid der Weiber, die da mitlaufen, in die Zucht der Wahrheit; er wird zwischen Mördern hingerichtet; er fühlt unter den Körperqualen noch einmal die Schrecken des Zweifels an Gottes Hilfe, aber im Tode übergibt er seine Seele in die Hände des Vaters, und sein Messiasweg endigt, wie er begonnen, mit dem Bewußtsein: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“

Gib du auch uns, o Vater, daß wir lernen stille zu werden zu dir. Laß uns im Bilde unseres Erlösers die Kraft des Gehorsams erkennen, welcher nach deinem heiligen und gnädigen Willen ohne Aufhören fragt und handelt. Laß uns nicht stille sein und schweigen vor Menschen, wenn es gilt zu zeugen von Wahrheit und Recht, wider Ungerechtigkeit und Sünde. Aber unserer Seele gib die Ruhe in dir, o Gott, welche mitten in Arbeit und Unruhe, unter Anfechtungen und Versuchungen, in Leiden und Entbehrungen und endlich im letzten Kampfe mit demütigem Gehorsam und zugleich mit gläubiger Zuversicht sprechen kann: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft! Amen.

Gott über euch, in euch und durch euch!

Am Palmsonntag bei der Taufe der erwachsenen Jugend*).

Die Jahre der Kindheit liegen nun hinter euch, meine lieben Täuflinge. Was sie euch gegeben haben und welchen mannigfachen Segen ihr aus diesen Jahren mit in euer künftiges Leben nehmt, das wird euch jetzt noch nicht im ganzen Umfang klar und deutlich sein.

Geboren in christlicher Familie, erzogen in christlichem Hause und christlicher Gemeinde, unterwiesen in Schulen, welche sich auf christlicher Gesittung erbauen, habt ihr bisher, halb unbewußt, an den reichen Gaben der Geistesbildung, der Herzensfrömmigkeit und der edleren Sitten teilgenommen, welche auf dem Boden des Christentums erwachsen sind. Von jetzt an aber sollt ihr euch bewußt werden, warum ihr Christen seid, welche Freude und welcher Segen damit verbunden ist, diesen Namen tragen zu dürfen. Eure eigene reifere Erkenntnis soll es euch sagen, daß für euer persönliches Leben und für das Leben in der menschlichen Gemeinschaft kein festerer Grund des Fortschritts und der Wohlfahrt, der Tüchtigkeit und des Heils gelegt werden kann, als der Grund, den Jesus Christus gelegt hat. Und euer eigener geläuterter Wille soll euch treiben, das Gute zu tun, nicht aus blindem Gehorsam gegen Menschengebote, sondern aus Liebe zu Gott und aus freudiger Zustimmung zu den herrlichen Offenbarungen seines heiligen und gnädigen Gotteswillens.

Das ist der Sinn eurer Taufe. Sie soll euch kein bloßes äußeres Werk sein, das nach Gewohnheit kirchlicher Sitte an euch vollzogen wird, sondern ein ernstes und schönes Sinnbild von dem Bunde eurer Herzen und eures Lebens mit Gott, und von eurem nicht erzwungenen, sondern selbstgewollten Eintritt in den Bruderbund der christlichen Gemeinde.

---

*) Die Taufe wird in unserer Gemeinde nach vorbereitendem Unterricht und vorheriger Prüfung einmal im Jahr, am Palmsonntag, mit ungefähr zwanzig Täuflingen von der Gemeinde gefeiert. Die Täuflinge müssen das fünfzehnte Lebensjahr überschritten haben, sind aber gewöhnlich sechzehn bis siebzehn Jahre alt und darüber.

In dieser weihevollen Stunde laßt mich noch einmal zu euren empfänglichen Herzen sprechen von den wahren Grundlagen eures Glücks und von der Richtschnur und dem Zweck eures Lebens.

Die Worte der Bibel, an die ich dabei anknüpfe, sind euch wohlbekannt: Epheser 4, 3—6:

> „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über euch allen und in euch allen und durch euch alle!“

Zur Einigkeit im Geist seid auch ihr berufen, geliebte Täuflinge. Einigkeit im Geist soll euch mit Gott und mit der Gemeinde Christi verbinden. Denn was nützen äußere Bande, wo die Gemeinschaft der Herzen fehlt, wo kein inneres Band des Friedens, keine gemeinschaftliche Hoffnung, kein gemeinsamer Beruf, kein einigender Glaube die Geister verbindet?

Den schönsten und letzten Grund aller Einigkeit im Geist spricht der Apostel, nachdem er den Charakter dieser Einigkeit selbst geschildert hat, in den Worten aus: „Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und in euch allen und durch euch alle.“

Nehmt diesen Ausspruch mit in euer Leben hinaus; er rufe euch heute und allezeit zu:

1. Gott über euch: Das sei eures Lebens fester Halt!
2. Gott in euch: Das sei eures Lebens wahrer Wert!
3. Gott durch euch: Das sei eures Lebens heiliger Zweck!

---

1. Als ihr zuerst die Hände falten lerntet um ein Kindergebet zu sprechen, wie Vater und Mutter es euch vorsagten, da zog die kindliche Ehrfurcht in eure Herzen hinein vor dem Gott, den man nicht sieht und zu dem man doch sprechen darf, weil er alles hört und alles sieht und alles weiß. Vor den Augen Gottes, der über euch ist, seid ihr durch die Fluren der Kindheit geschritten und der Gedanke an den Vater im Himmel hat euch bis in diese Stunde begleitet. Gott war über euch mit seinem Schutz und seinem Segen;

Gott führte euch durch Gefahren, die ihr selbst nicht kanntet, bis zum heutigen Tage. Gott war über euch in der Treue der Elternliebe, die euch gehegt und aufgezogen hat und schenkte euch Freuden aller Art und fröhliche Spiele der Kindheit, die niemals wiederkehren.

Gott war über euch mit seinen heiligen Geboten, welche die Schule euch lehrte, und auch ihr habt in eurem Gewissen seine Stimme gehört, die durch die Jahrtausende mit unverändertem Ernst dem Menschenkinde zuruft: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!"

Gott war über euch, wenn ihr an den schönen Festen der Christenheit in Haus und Kirche die frohe Botschaft von dem Heiland der Welt vernahmt, der die himmlische, göttliche Liebe auf die Erde gebracht und ihr in Menschenherzen ein Reich bereitet hat. Gott war über euch in diesen verflossenen Monaten der Vorbereitung, und sein Wort kam zu euch, um eure Herzen zu gewinnen für seine Wahrheit und für die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

Gott ist über euch in dieser Stunde und hört die Bekenntnisse eurer Lippen und segnet die Entschlüsse eures Willens. Er reicht euch die Hand zum Bunde und gibt euch seinen Geist. —

Und Gott wird über euch sein euer Leben lang. Das sei und bleibe eures Lebens fester Halt.

Ihr braucht diesen Halt. Noch freilich erscheint es wohl manchem von euch genügend für ihr Wohlergehen, daß sie den Halt des Elternhauses haben, und im Willen der Eltern mögt ihr noch Gottes Willen verehren. Aber wie lange leitet und hält er euch noch? Ihr könnt und sollt nicht immer als unselbständige Kinder durch das Leben gehen, und ihr werdet auch an euren liebsten Menschen die Erfahrung machen, daß sie von euch genommen werden, wenn ihre Zeit gekommen ist:

„Alles schwindet, Herzen brechen, denen ihr euch hier ergabt,
Und der Mund hört auf zu sprechen, der euch oft mit Trost gelabt;
Und der Arm, der euch zum Stabe und zum Schilde ward, erstarrt,
Und das Auge schläft im Grabe, das euch sorgsam einst bewahrt."

Ihr müßt selbständig dem Leben zu begegnen lernen, und selbständig euer Leben gestalten. Das läßt sich mancher freilich nur zu gerne sagen und denkt bei der Selbständigkeit an eine ungebun-

dene Freiheit, die der Gesetze spotten möchte; an jene Freiheit, in die auch der Sohn im Evangelium hinauszog, um sein Gut umzubringen mit Prassen. Oder wenigstens an eine Freiheit, die keinen Herrn über sich haben möchte. Eine solche Freiheit gibt es auf Erden nicht! So gewiß wir niemandes Knechte sein sollen in dem Sinne, daß wir unsere Menschenwürde und unsere Christenfreiheit unterdrücken lassen, ebenso gewiß sind wir und bleiben abhängig von Gottes Gesetz, und der Drang, sich davon loszumachen, führt zur Gottlosigkeit.

Eure Herzen erschrecken vor dem, was dieses Wort besagt, lieben Kinder. Aber die Versuchung Gott abzusagen, wird sich an euch in mancherlei Gestalten herandrängen. Gott hat es uns gar nicht so leicht gemacht, unter allen Umständen uns festzuhalten an seinen Ordnungen. Er verlangt von uns oft genug ein Vertrauen, das im Widerspruch zu stehen scheint mit den Dingen, die wir sehen und hören, und einen Gehorsam, der uns schwere Opfer des Eigenwillens und des sinnlichen Wohlergehens zumutet.

Da ist es denn wirklich kein zu großes Wunder, daß viele ihre eigenen Wege gehen und ihre eigenen Herren sein wollen. Aber ihre Wege führen nicht zum Glück. „Die Gottlosen haben keinen Frieden“ (Jes. 48, 22), und die ohne Gott mit dem Leben fertig werden wollen, haben in den Zeiten der Entscheidung, wenn ihre irdischen Stützen brechen, keinen Halt.

Es ist etwas Trauriges um einen haltlosen Menschen, der zuerst im Übermut pochte auf seine Gesundheit, seine Jugend, seinen Reichtum, seine Stärke, dann aber haltlos zusammenbricht, sobald ihm genommen wird, worauf er so trotzte.

Folgt niemals den Stimmen, die euch lösen wollen von eurem Gott, geliebte Täuflinge; mögen diese Stimmen aus eurem eigenen Innern oder mögen sie von außen kommen. Laßt das Gotteswort nicht aus euren Herzen kommen, das an allen Orten und zu allen Zeiten den Menschen eine so heilsame Mahnung war: „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich kenne und wisse, daß ich der Herr bin!“ (Jeremias 9, 23. 24.)

Unserer besseren Natur ist es ja ein Bedürfnis aufzuschauen nach einem Horte, der über uns ist; das ist uns allen von dem

Schöpfer selbst eingepflanzt. Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er sich in Ehrfurcht beugt vor dem, was unbedingt erhabener, reiner, vollkommener ist als er. Darauf beruht alles Suchen nach neuen Göttern, wenn der Glaube an die alten verschwunden ist. Darauf beruht alle liebende und anerkennende Verehrung, welche die Menschen einander entgegenbringen. Aber wie leicht wird diese zur Menschenvergötterung, wenn man vergißt, daß auch die größten und edelsten Menschen nur Werkzeuge der göttlichen Hand und des göttlichen Geistes sind.

Wir brauchen einen ewigen Halt, und, Gott sei gelobt! wir haben ihn. Gott ist über uns! Vor ihm allein beugt euch in Ehrfurcht, denn er ist euer Herr! Sein Gesetz ist die Ordnung der Welt und auch eures kleinen Einzellebens. Alle natürliche und alle sittliche Ordnung ist seines Willens Offenbarung.

Wer es unternimmt, aus diesen Ordnungen herauszutreten, sie frevelnd zu übertreten, der muß es früher oder später wider seinen Willen spüren, daß Gott über ihm ist, mit der Macht seiner Gerechtigkeit, die sich nicht spotten läßt. —

Ja, Gott ist über euch mit seinem Gesetz! Das sei eures Lebens fester Halt! Dann wißt ihr was ihr tun sollt. In seinem Worte gibt er euch seinen Willen kund, und wenn ihr dem gehorsam seid, dann wandert ihr auf festem, sicherem Wege durch die Welt.

Freilich nicht immer durch grüne Auen und lachende Fluren, sondern oft auch über dornige Stege und durch wüste Strecken. Aber auch da ist Gott über euch. Er beugt euch ja nicht nur unter sein Gesetz, er hebt euch auch das Haupt freudig empor und läßt euer Herz fröhlich sein. Das erfüllt euch mit Dank, wenn ihr rüstig fortschreiten dürft auf Pfaden des Glückes, und das erfüllt euch mit Zuversicht, wenn es durch dunkle Täler des Unglücks geht. Und wo im Sturm des Lebens oder in der Nacht der Trübsal andere verzagen, weil die Luftgebäude ihrer irdischen Herrlichkeit eingestürzt und die Quellen ihrer irdischen Hilfe versiegt sind, da könnt ihr mit unerschüttertem Mute und mit kindlichem Vertrauen emporblicken zu dem Gott, der euer sicherer und ewiger Halt ist und könnt von Herzen sprechen: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich an deiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ (Psalm 73, 23. 24.)

2. So ist euch Gott, der über euch ist, kein ferner und fremder Gott, an den ihr nur mit Angst und Schrecken denken müßtet. Er ist euch nahe in seinem heiligen Wort und mit dem starken Geleit seiner göttlichen Hilfe.

Doch er will euch noch näher kommen, denn er will in euch wohnen und wohnt schon in euch! Gott in euch! so rufen wir euch zu, das sei eures Lebens wahrer Wert.

Es hängt so unendlich viel davon ab, meine jungen Freunde, wie ihr den Wert der Dinge dieser Welt und den Wert eures eigenen Lebens anseht, besonders, ob ihr euch gewöhnt, den Wert der Menschen in dem zu suchen, was sie um sich her haben, oder in dem, was sie in sich tragen. Laßt euch in eurem Urteil nicht gefangen nehmen durch den äußeren Schein; laßt euch nicht täuschen durch das, was vor Augen ist! Sonst kommt ihr bald dahin, daß ihr auch den Wert eures eigenen Lebens in den Dingen sucht, mit denen ihr nach außen hin Eindruck machen könnt; und ihr gewöhnt euch, wie so viele Tausende, nur in einer Welt des äußeren Scheins zu leben, wo einer dem andern einen Wert vorzutäuschen sucht, den er nicht hat. Haltet es stets für unwürdig, teilzunehmen an dieser Komödie des Lebens, hinter der so viel Unwahrheit und innere Hohlheit steckt. Sie läßt sich vor dem tieferen Blick der Besseren nicht aufrecht erhalten; einmal muß von jeder Täuschung die Maske abfallen, und was wird dann das Urteil und das Ende sein?

Suchet den wahren Wert des Menschenlebens in dem, was im Menschen ist, und ringet danach, daß euer innerer Mensch vor dem Auge des Ewigen das Gepräge seiner göttlichen Abkunft trage!

Gott in euch! Das ist das leuchtende Siegel eurer Menschenwürde, eures Christenstandes, das euch gewonnen und erworben ist durch Jesus Christus. Der fromme Jude kannte nur den Gott, der über allen Kräften thront und beugte sich in Ehrfurcht vor dem Heiligen und Allmächtigen. Aber den Gott, der in uns und durch uns sein will, den hat erst Christus der Welt offenbar gemacht. Er selber trug ihn in sich, und was er selber in sich trug, das wollte er den Menschen seiner Nachfolge vermitteln.

Solche Menschen seiner Nachfolge wollt auch ihr sein, meine lieben Täuflinge. Mit eurem Glauben an Gott bekennet ihr heute in der Taufe auch euren Glauben an Christus, und der Kern

dieses Bekenntnisses steht in den Worten: „Gott war in Christo!“ (2. Kor. 5, 16.)

Schaut hinein, wie ihr es gelernt habt, in das Leben Jesu Christi; hört seine Worte, werdet ergriffen von der Macht seiner Liebe, von der Hoheit seiner Gedanken, von der Größe seiner Ziele, von der Reinheit seines Willens, von der Kraft seines Glaubens; werdet hingerissen von seiner Persönlichkeit wie die Jünger, die alles verließen und ihm folgten — und empfindet und bekennet: Gott war in Christo!

Und dieser Gott will auch in euch sein! Verstehet das recht: Er will nicht in euch sein wie ein totes Bild oder wie ein Lehrbegriff eures Verstandes, sondern als der lebendig wirkende Geist, der euch selbst zu Gottes Bilde erneuert.

Eure Taufe bringt euch das besonders nahe; denn die symbolische Handlung unserer Wassertaufe ist nur ein Bild von der Geistestaufe, die Jesus meint, wenn er spricht: „Ihr müßt von neuem geboren werden aus dem Geist!“

Daß die Menschheit darauf angelegt ist und daß auch eure Seelen von Gott dazu bestimmt sind, Wohnstätten des Geistes Gottes zu sein, das gehört zu den großen Erkenntnissen, mit denen Christus die Seinen über die Knechtschaft der Sinne erhoben und zur Freiheit der Kinder Gottes berufen hat. Einen größeren Wert könnt ihr für euer Leben und für eure Seele nicht finden. Darum höret nicht auf, wie ihr heute den Vater bittet, euch zu taufen mit seinem Geiste, höret nicht auf, euch zur Wohnstätte Gottes zu bereiten. Ihr werdet stets nur so viel wahren Wert besitzen, als ihr Göttliches in eure Gedanken, euer Empfinden und euern Willen aufgenommen habt. Laßt Leib und Seele heute in einer segensvollen Tauffeier zum Hause Gottes geweiht werden, damit es von euch allen mit Wahrheit gesagt werden könne: „Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen und mit ihnen wandeln, und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein.“ (2. Kor. 6, 16.)

3. Geheiligt zur Wohnstätte des Geistes, wird euer Leben auch einen neuen heiligen Zweck gewinnen.

Gott durch euch! so heißt dieser Zweck. Der Gott, der euch im Busen wohnt, regt als lebendig wirkende Kraft auch eure

Hände und gibt eurer Arbeit und all eurem Tun hier in der Welt den rechten höheren Zweck. Ihr werdet einen Beruf ergreifen oder habt es auch schon getan; ihr werdet viele verschiedene Einzelzwecke haben und mit Eifer verfolgen. Aber über allen besonderen Zwecken des Einzellebens und der Einzelarbeit muß *ein* großer heiliger Zweck eures Daseins stehen, und diesem müssen sie alle dienen. Durch ihn müssen sie vergeistigt und erhoben werden, damit euer Leben nicht in nutzloser Mühe verkümmere und die Frucht eures Wirkens nicht lauter loser Schutt sei.

Gott will durch euch wirken. Seine Zwecke in der Menschheit und die Ziele seines Reiches können nur erreicht werden, wenn sich viele Menschen finden, welche für sie arbeiten. Welcher Art Gottes Ziele und Zwecke sind, wißt ihr und lernt es immer von neuem durch Christi Wort und Beispiel. Und welcher Art eines jeden Mitarbeit dabei sein soll, das sagt euch der Geist des Herrn durch euer Gefühl und euer Gewissen. Es bedarf keiner „verdienstlichen Werke", die gibt es im Reiche Gottes gar nicht; sondern es bedarf nur, daß ihr euch immer bewußt seid: Gott braucht unsere Herzen und Hände, und alle unsere Aufgaben und Pflichten, klein und groß, können und müssen in seinem Dienste getan und in seinem Geiste verrichtet werden.

Laßt es euch eine Ehre und eine Freude sein, geliebte Täuflinge, daß auch ihr berufen werdet in die große und heilige Mitarbeit Gottes. „Seid nicht träge, was ihr tun sollt!" Seid nicht zufrieden damit, im Staube der Sinnlichkeit und der kleinlichen Selbstsucht, oder gar im unlautern Dienst der Sünde selber staubig und unrein zu werden.

Gott durch euch! Das erfülle eure Herzen mit der frohen jugendlichen Begeisterung, die wir so gerne vom Antlitz der Jugend leuchten sehen. Erhebet die Blicke zu eurem Gott! Seine Augen stehen offen über eurer Gegenwart und eurer Zukunft. Erfüllet eure Herzen, so groß sie sind, mit dem heiligen Geiste Gottes, der in euch wohnen will, und dann schreitet voll Demut und Zuversicht ins Leben und in die Welt hinaus als solche, die es in Gesinnungen und Worten und Taten beweisen: *Über uns, in uns und durch uns ist Gott!* Amen.

Der Bund mit Gott.

Am Palmsonntag, bei der Tauffeier.

Es gibt in unserem Leben Weihestunden, in denen die Seele sich emporgehoben fühlt über diese Erdenwelt mit ihrem Sein und ihrem Schein, mit ihrer Lust und ihrer Last, mit ihren Irrungen und Wirrungen — Weihestunden, in denen wir von Gottes Nähe heilig berührt und tief ergriffen werden.

Eine solche Stunde war es für euch, teure Eltern dieser Täuflinge, als ihr einst vor Gottes Angesicht den Bund für das Leben schlosset, mit welchem ihr eurer Ehe und euers Hauses Glück begründet habt. Eine Stunde der Weihe war es auch, als Gott euch diese Kinder schenkte und ihr dem Vater im Himmel dafür danktet und ihm gelobtet, sie treu zu hüten an Leib und Seele. Und eine Weihestunde ist auch jetzt für euch gekommen, da ihr eure lieben Kinder bei ihrem Übergang von der Kindheit zum Jugendalter hierher begleiten dürft, um mit freudigen und dankbar bewegten Herzen Zeugen ihres Christen-Bekenntnisses und ihres Christen-Gelübdes zu sein.

Für euch aber, geliebte Täuflinge, ist diese Stunde die weihevollste, die eurem jungen Leben bisher geschenkt wurde; eine Stunde voll ernster und entscheidender Eindrücke für euer Gemüt und euren Willen, so daß ich nicht anders kann und darf, als euch im Namen Gottes und im Namen der Gemeinde noch einmal herzlich und dringend daran erinnern.

Was ich euch dabei zu sagen habe, ist euch nichts Neues mehr, ich habe es euch in den Stunden der Vorbereitung oft gesagt; doch möchte ich das, worauf es für euch bei eurer Taufe ankommt, jetzt noch einmal kurz zusammenfassen.

Ihr kennt unter den Zeugnissen des Neuen Testaments über die Taufe auch das Wort aus 1. Petri 3, 21:

„Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott.“

Anschließend an dieses Schriftwort rufe ich euch jetzt zu:

1. Schließet diesen Bund als einen Bund der Liebe!
2. Haltet diesen Bund als einen Bund der Treue!

---

1. Zu einer Feier voll tiefer, bleibender Bedeutung habt ihr heute dieses Haus betreten, meine lieben Täuflinge. Ist es doch, als wenn die Stimme Gottes euch riefe: „Gib mir, mein Kind, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen!" Ist es doch, als wenn an euer Gewissen die Mahnung schlüge: „Siehe, ich lege dir heute vor den Weg des Lebens und den Weg des Todes, daß du das Leben erwählest!" (1. Mose 30, 19.)

So ist es natürlich, daß ihr mit Gefühlen einer Herzensandacht hier herkommt, welche heute besonders tief durchdrungen ist von dem Gefühl: „Wie heilig ist diese Stätte, hier ist wahrlich nichts als Gottes Haus und die Pforte des Himmels." (1. Mose 28, 17.)

Möchte dies Gefühl euch jetzt empfänglich machen für alles, was diese Feier euch sagen will. Und möchte es nicht flüchtig vorüberrauschen wie diese festliche Stunde. Denn ihr sollt mehr von hier mitnehmen als die freundliche Erinnerung an eine Feierstunde: Die Richtung eures künftigen Lebens auf das Ewige, der Wille zum Guten, das Streben nach Erkenntnis und nach Veredlung, soll hier den kräftigsten und bleibendsten Antrieb erhalten.

Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott! Das soll jetzt von euch mit Herz und Mund bestätigt werden, und dann das Siegel der Weihe empfangen, das uns Christus hinterlassen und anbefohlen hat.

Wollen eure Herzen erschrecken bei dem Gedanken an einen Bund mit Gott? Will die furchtsame Frage sich regen, ob denn wir armen Menschenkinder mit all unserer menschlichen Kleinheit, Unwürdigkeit und Schwachheit es wagen dürfen, vor das Angesicht des Heiligen zu treten und einen Bund mit dem Gewaltigen zu schließen, der Himmel und Erde in seinen allmächtigen Händen hält und das All' mit seinem Geiste durchdringt?

Ja gewiß, wir müßten vor einem solchen Bund erbeben, wenn wir nur einen Gott kennen und anbeten gelernt hätten, dem man

nicht anders zu nahen wagt, als mit Furcht und zitternder Angst; wenn wir nur von einem zürnenden und richtenden Gott wüßten, den der sündige Mensch höchstens durch Gebetssteuern und Opferrauch von Zeit zu Zeit gnädig und milde stimmen könnte. Den Bund mit einem solchen Gott schließen, das würde heißen sich in die Knechtschaft eines Despoten begeben und sich ein Joch der armseligsten Dienstbarkeit auferlegen. Denn keine Knechtschaft ist trauriger und entwürdigender, als die Knechtschaft der Seele vor einer eingebildeten oder vorgespiegelten göttlichen Tyrannei.

Der Bund der Taufe aber ist kein Bund zwischen Gewalt und Furcht, sondern er ist ein Bund der Liebe zwischen Gott und dem Menschenherzen. — Ihr habt von Kindheit an das Evangelium Jesu Christi gehört, und diese Freudenbotschaft von der Liebe Gottes hat euch unablässig eingeladen Liebe und Vertrauen zu fassen zu dem Gott, der euer Vater sein will, dessen freundliche Stimme durch die Jahre eurer Kinderzeit hindurch bis zu dieser Stunde zu euch dringt: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

Habt ihr das nicht schon manchmal gefühlt, meine jungen Freunde, daß die Liebe Gottes, die im Christentum den Menschen verkündigt wird, eine lebendige Macht ist, die auch zu euch gekommen ist mit ihrem Segen? Wofür jeder einzelne von euch dieser Liebe heute im besonderen zu Dank verpflichtet ist, das weiß ich nicht, das bringt ihr still vor Gottes Angesicht; aber das weiß ich, daß ihr alle ohne die Liebe Gottes nicht leben könnt, und daß ihr das Beste, was ihr nach Leib und Seele besitzt, dieser Liebe verdankt.

Was ist dann aber natürlicher, als daß ihr euch hingezogen fühlt zu dieser Macht der Liebe und euch mit ihr verbünden möchtet für euer ganzes Leben.

Wenn aber dennoch heute ein Gefühl natürlicher Bangigkeit euch beschleicht, wenn ihr angesichts der göttlichen Aufgaben und des göttlichen Segens, womit der Herr euch entgegenkommt, zweifeln möchtet, ob ihr euch den Aufgaben gewachsen und des Segens würdig erweisen könnt, dann soll diese Stunde euch nochmals sagen und die Erinnerung an diese Feier soll es euch stets wiederholen, daß es allein die Liebe Gottes ist, welche euch zum seligen Lebens- und Herzensbunde einladet, und daß es nichts Beglückenderes, nichts Erhebenderes geben kann, als die Ge-

wißheit: Gott würdigt uns, Menschen seines Geschlechts zu sein; Gott beruft uns im Bunde mit ihm zu leben, seinen göttlichen Zwecken in der Menschheit zu dienen und dahin zu wirken, daß alles Gute und Wahre, alles Schöne und Edle, alles was dem Fortschritt des göttlichen Reiches in der Menschheit dient, in uns und um uns her gepflegt und gemehrt wird.

Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott. Wer mit Furcht und Schrecken an Gott denkt, der hat kein gutes Gewissen. Ihr aber, geliebte Täuflinge, dürft mit gutem Gewissen vor eures Gottes Angesicht treten. Denn wenn etwa die innere Stimme beim Gedanken an die jetzt entschwundene Kinderzeit euch leise, doch vernehmlich anklagen will, daß ihr nicht immer gewesen seid, wie ihr hättet sein können und sollen, wenn ihr euch erinnert manches Ungehorsams, mancher Lieblosigkeit, manches sündigen Tuns, auch mancher Unterlassung des Guten, das ihr leicht hättet tun können, — o sehet, die Menschen, welche ihr betrübt habt, sind ja mit euch hierhergekommen und haben euch längst vergeben und haben nur Gedanken und Gebete der Liebe für euch und euer Glück. — Und Gott, der eure Herzen kennt und der die Liebe ist, sollte euch nicht auch vergeben, ihr solltet nicht fühlen, daß er euch gnädig anschaut und die Zeit eurer Unwissenheit übersehen will, wenn ihr aufrichtigen Herzens vor ihm eure Sünde bekennt? Dann müßtet ihr ja das Evangelium von der göttlichen Gnade umsonst gehört haben, und eure Herzen müßten von den Bedingungen eures Heils, von Buße und Glauben, nichts wissen.

Aber so ist es ja nicht! Ihr dürft den Bund mit Gott schließen. Nicht durch euer Verdienst, sondern aus freier Gnade bietet Gott euch den Friedens- und Segensbund seiner Liebe an. Und ihr solltet euch besinnen ihn anzunehmen? O nein, eure Herzen schlagen ihm entgegen voll Liebe und Glauben, und mit gutem Gewissen und aufrichtigen Sinnes tretet ihr herzu, um zur Weihe dieses Bundes die Taufe zu empfangen, das köstliche Sinnbild seiner Bedeutung.

Denn im Wasser der Taufe seht ihr beides: Die Gnadengaben, welche Gott euch zur Erquickung darbietet, und die Herzensreinheit, mit welcher ihr euch Gott zum Opfer darbringt.

So rufe ich euch denn zu: Schließet den Bund der Liebe mit eurem Gott! Weihet euer Herz und Leben voll

dankbarer Liebe ihm zum Dienst und Eigentum, der es euch gegeben hat!

2. Wo ein Bund geschlossen ist, da bedarf es der Treue, damit das Bundesgelöbnis gehalten wird. Darum rufe ich euch ferner zu: Haltet euren Bund! Seid getreu eurem Gelübde!

Denket euch das nicht zu leicht, geliebte Täuflinge. Das Leben liegt noch vor euch. Manchem erscheint es vielleicht wie eine lachende Flur, wie ein blütenreicher Garten; aber manchem, der des Lebens bittern Ernst schon früh erfahren hat, mag es vielleicht als ein Acker voll Dornen und Disteln erscheinen. Beides trifft nicht das Rechte. Das Leben wird euch allen ganz bestimmt den Wechsel von Freude und Schmerzen nahe bringen, aber in diesem Wechsel, so fühlbar er sich uns auch macht, besteht des Christen Leben nicht. Das ist nur unseres Lebens äußerer Gang. Die wahre Gestalt christlichen Lebens zeigt sich in der treuen Erfüllung unserer göttlichen Aufgaben. Da gilt es nun, daß die frohe Begeisterung, die heute eure Seelen erfüllt, nicht verglühe und verglimme unter dem kalten Anhauch feindlicher Gewalten. Da gilt es, daß das Herz fest werde in unerschütterlicher Zuversicht auf Gottes Treue und dann Treue mit Treue erwidere und also den geschlossenen Bund heilig halte ohne Wanken.

Es wird euch vieles begegnen, was euch irre machen will an der Treue eures Gottes. Erfahrungen des Lebens, traurige und schreckliche Ereignisse, böse Taten der Menschen, welche über Wahrheit und Recht zu triumphieren scheinen, endlich auch die Stimmen der Versuchung, die aus dem eigenen Herzen stammen. Darum gilt dies zuerst: Werfet euer Vertrauen nicht fort; werdet niemals irre an Gottes Treue! Sprechet nicht, wenn es euch gut geht: Wozu brauche ich die Hilfe und Treue Gottes, wozu soll ich mich binden an einen Mächtigeren? Ich will mein eigener Herr sein und mir allein mein Glück verdanken! Solcher Übermut ist nur ein Zeichen menschlicher Verblendung und kommt vor dem Fall. „Über ein Kleines" und derselbe Mund, der so ruhmredig den Bund mit Gott verachten und seine Treue entbehren konnte, ruft in der Not um Hilfe und Beistand zu demselben Gott. Darum weiset mit starkem, treuem Willen die Versuchung zum Abfall von eurem Bunde zurück, die in glücklichen Tagen so leicht das Herz beschleicht! — Aber auch,

wenn es euch schlecht geht nach der Meinung der Menschen, lasset euch dadurch nicht irre machen an Gottes Treue! Glaubet nur, auch wenn er euch auf rauhe Wege führt, so will er euch dennoch segnen. Wer daran von ganzem Herzen festhält in allen Wechselfällen des Lebens, der hat einen köstlichen Schatz, welcher besser ist, als alle Erdengüter. Und wenn ihr erfahren werdet — was euch noch fern liegt —, welch eine Macht das Böse unter den Menschen besitzt, wenn ihr seht, wie oft Unrecht und törichter Wahn das Gute zu hindern, ja zu unterdrücken scheinen, so werdet dennoch nicht irre an Gottes Treue. Seine Wege gehen durch manches Dunkel, das wir mit irdischem Auge nicht durchdringen können, aber endlich führen sie doch zum Licht. Darum haltet fest an der Zuversicht: Die Bösen können wohl einmal herrschen über die Guten, aber das Gute und den endlichen Sieg des Göttlichen in der Welt können sie nicht unterdrücken.

Habt ihr diese Zuversicht zu Gott, dann werdet ihr auch fest bleiben in eurer Treue. Meinet aber nicht, daß ihr zur Bewährung eurer Treue ganz besonderer Gelegenheiten bedürftet! Ihr könnt Gottes Aufgaben nur erfüllen als Menschen unter Menschen. Darum schließt ihr ja heute nicht nur einen Bund mit Gott, sondern auch einen Bund mit der christlichen Gemeinde. Zunächst zwar tretet ihr ein in diese sichtbare Gemeinde, der eure Eltern angehören, aber dieselbe erweitert sich für euch zu der großen, unsichtbaren Gesamtgemeinde aller wahren Christen auf Erden, jener echten Geistesgemeinde, die durch keine Schranken der Konfession getrennt, eins ist in dem Streben nach menschlichem Fortschritt und nach dem Ausbau alles wahrhaft Menschlichen auf dem Grunde, welchen Gott durch Christus in die Menschheit gelegt hat. Wohin ihr in der Welt auch kommen werdet, überall werdet ihr Menschen finden, mit denen ihr euch eins fühlen könnt im Geiste lebendigen Christentums, wenn auch die äußeren Formen der Gottesverehrung verschieden sind. Ihr selbst aber übernehmt heute die heilige Pflicht, euch überall zu beweisen als Glieder jener Geistesgemeinde, und euch zu bewähren als echte Jünger des Meisters, welcher die Seinen nicht an Namen oder Zeremonien erkennen will, sondern an den Früchten ihrer Gesinnung und an dem Glauben, welcher durch die Liebe tätig ist.

Haltet auch in diesem Bunde mit den Menschen die Treue, welche ihr heute gelobt, und denket daran, daß Jesus sagt, die Treue seiner Jünger sei eine Treue im Großen und im Kleinen. Darum wartet nicht auf die großen Gelegenheiten, sondern übt die Treue im kleinen dort aus, wo Gott euch eure täglichen Pflichten unter den Menschen angewiesen hat. Es kommt schließlich auch in eurem Leben darauf an, daß ihr Menschen werdet nach Gottes Bilde und daß die herrlichen Güter des göttlichen Reiches, nämlich Gerechtigkeit, Friede und Freude durch euch gepflegt werden. Dazu aber bietet jeder Tag und dazu bietet der bescheidenste Kreis von irdischen Pflichten euch hundertfache Gelegenheit. Je mehr euch vielleicht in der Gegenwart wieder der Irrtum begegnen wird, als wenn der Beweis unseres Christentums „in äußerlichen Gebärden" bestehe, desto fester haltet an der Gewißheit der Worte Jesu: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch!" (Lukas 17, 20. 21.)

So steht nun am Eingang eurer Lebensbahn mit fröhlichem Herzen und schaut mit hellem Blick in die Zukunft! Die Bahn ist offen, die zum Ziele führt! Über euch leuchtet die Sonne der Liebe Gottes, vor euch wandelt die Lichtgestalt des Menschensohnes, der euch zu seiner Nachfolge beruft, in euch waltet der heilige Geist des Herrn und erinnert euch allezeit: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!"

Amen.

Vorbereitung zur Abendmahlsfeier*).

Am Gründonnerstage.

1. Korinther 11, 26: „So oft ihr von diesem Brote esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.“

Wenn sich die Gemeinde Christi zur Gedächtnisfeier seines Todes vorbereitet, so versteht es sich von selbst, daß jeder von uns mit ernstem, gesammeltem Gemüte hierherkommt. Die Schatten und Schauer Golgathas ragen wieder so gebietend in unser Dasein hinein, daß auch oberflächliche Menschen von dem gewaltigen Ernst der Ereignisse ergriffen werden, die sich einst dort zugetragen haben. Und wie sollte solche Erschütterung nicht uns allen heilsam sein, die wir so leicht unsere besten Seelenkräfte zersplittern in rastloser Unruhe des Erwerbens oder des Genießens und in der selbstsüchtigen Sorge um die kleinlichsten persönlichen Dinge!

Aber der rechte Zweck der Feier, auf welche wir uns jetzt vorbereiten wollen, ist doch nicht, Furcht und Schrecken zu verbreiten, sondern Trost und Frieden. Das Evangelium, welches am Weihnachtsfeste die Nacht mit seinem Freudenlichte erfüllt, bleibt auch im Dunkel Golgathas die lichte Freudenbotschaft, die am Kreuze zwar Zeugnis gibt von der Sünde unseres Geschlechts und uns mahnt an unsere Sünde, aber zugleich auch von der Macht der Überwindung: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden.“ Darum hat unsere stille Gedächtnisfeier im Karfreitags-Abendmahl der Gemeinde nichts an sich, was uns mit

---

*) Die Feier des Abendmahls ist bei uns eine Gemeindefeier, die am Karfreitag und am Buß- und Bettage gehalten wird. Am Karfreitag versammelt sich die Gemeinde mit den am Palmsonntag Getauften, so daß etwa 400 Abendmahlsgäste die Kirche füllen. Die Feier ist nicht vom übrigen Gottesdienst getrennt, sondern bildet mit ihm ein Ganzes. Am Tage vorher findet eine kurze vorbereitende Andacht (keine Beichte) statt.

Schrecken erfüllen müßte*), sondern sie ist durchdrungen und getragen von dem Verlangen, die Liebe Gottes anzuschauen und anzubeten, welche sich uns in Christo offenbart, und uns in herzlicher Bruderliebe zu vereinigen im Geiste unseres Erlösers.

Zur würdigen Vorbereitung laßt uns jetzt das verlesene Wort unserer heutigen Epistel betrachten und zu Herzen nehmen, wie wir den Tod Jesu verkündigen sollen.

Wenn wir sonst den Tod eines geliebten Menschen verkündigen, so tun wir es mit Trauer und Schmerzen. Wenn aber die christliche Gemeinde den Tod ihres Herrn verkündigt, so tut sie es mit dem dankbaren Gefühl, daß dieser Tod die unerschöpfliche Quelle neuen Lebens für die Menschheit und die Grundlage unseres Heils geworden ist.

Jesus mußte sterben für sein Werk und — für das Volk! Er mußte sterben zum Heil für unser ganzes Geschlecht. Im Ratschluß Gottes, nach welchem die Geschicke des einzelnen wie der Menschheit sich vollziehen, war es also bestimmt.

Wenn er im Anfang seiner Tätigkeit hoffte, durch sein Wort und sein Wirken allein Israel erlösen zu können, so mußte diese Hoffnung, wie wir wissen, bald dahinsinken vor der Feindschaft jener einflußreichen Kreise, die sich von ihm nicht zur Umkehr wollten rufen lassen. Und wie der Wille Gottes seinem reinen Herzen mit jedem Schritte deutlicher wurde, so hörte er bei seinem letzten Gange nach Jerusalem die göttliche Weisung immer klarer, daß er sein Lebenswerk vollenden müsse durch einen freiwilligen Opfertod.

Christi Tod war eine göttliche Notwendigkeit. Gott hat diesen Tod gewollt. Nicht als Sühnopfer für sich; er bedurfte eines solchen Opfers nicht!

Gott hat diesen Tod gewollt als ein Brandmal der Schmach für das Geschlecht jener Tage, als ein blutiges Mal des Gerichts über die Sünde der Menschen, als ein heilig-ernstes Wahrzeichen für unsere Gewissen. Dahin also führt mit unerbittlicher Notwendigkeit die Menschenfurcht und der Haß gegen die Wahrheit, dahin die heuchlerische Frömmigkeit, dahin die Selbstgerechtigkeit und die Ungerechtigkeit, dahin führt — mit einem Worte — die

*) Kein Mysterium tremendum.

Herrschaft der Sünde, daß der Unschuldige hingerichtet wird durch die Schuldigen, daß der Reine hinausgestoßen wird wie ein Verbrecher aus der Gesellschaft derer, die sich selbst für gerecht und gottwohlgefällig halten und sich vom Geiste Gottes nicht wollen strafen lassen.

Wenn wir den Tod Jesu verkündigen, dann verkündigen wir dies zuerst.

Das soll auch unsere Gewissen aufwecken und soll uns erinnern, daß wir die Gedenkfeier dieses Todes nicht mit Anklagen gegen die Juden erfüllen, welche Jesus gekreuzigt haben, sondern mit der ernsten Prüfung, ob und wieweit wir heute, sei es alle miteinander, sei es einzeln, teilhaben an den sündigen Zuständen unserer Zeit und unseres Geschlechts, durch welche die Wahrheit verachtet, die Unschuld verfolgt, die Gerechtigkeit verletzt wird. Denn in allen diesen Stücken wird Christus immer von neuem durch schwache Jünger verleugnet, durch falsche verraten, und durch die Blindheit, das Vorurteil und die Gleichgültigkeit — nicht der Juden und Heiden, sondern seiner eigenen Bekenner gemartert und gekreuzigt.

Gott hat aber den Tod Christi auch gewollt als Bestätigung der Wahrheit des Evangeliums, als die volle Hingabe des Lebens für das, was unendlich viel höher ist als dies Erdenleben. Darum ist das Kreuz auf Golgatha nicht nur ein Denkmal menschlicher Sünde, sondern viel mehr noch ein Denkmal der Liebe, die größer ist als alle Sündenmacht.

Jesus hätte, äußerlich angesehen, dem Tode entrinnen können, aber hätte er es getan, dann hätte er die göttliche Wahrheit preisgegeben, dann wäre er nicht Christus gewesen! Darum mußte er und darum wollte er sterbend sein Werk vollenden und bezeugen, daß „niemand größere Liebe hat, als daß er sein Leben läßt für seine Brüder".

Er hat den Tod nicht über sich ergehen lassen, wie jemand, der einem bittern Schicksal nicht entrinnen kann; sondern er hat ihn erwählt und in seine Seele aufgenommen als Erfüllung seiner göttlichen Aufgabe, und zugleich als Mittel die Wahrheit zu verkündigen und als die neue Quelle, aus welcher die Menschheit schöpfen sollte zu ihrem Heil.

Es ist nicht schwer nachzuweisen, wie der Tod Jesu das Leben der Seinigen geworden ist. Aber das ist heute nicht unsere Auf-

gabe. Ostern wird uns das von neuem zeigen, wie seine treuen Blutzeugen durch seinen Tod geläutert worden sind und dann diesen Tod verkündigt haben.

Heute verkündigen *wir* den Tod unseres Herrn. Und wenn wir ihn zuerst verkündigt haben als eine ernste Mahnung an unsere Gewissen, so verkündigen wir ihn nun ferner als den wunderbaren Quell des Trostes und der Vergebung, des Friedens und der Erquickung für alle Angefochtenen und Betrübten, für alle Schuldbewußten und Bußfertigen, für alle, die nach der Gerechtigkeit und nach dem Leben in Gott hungern und dürsten.

Das Abendmahl bildet uns die Gottesgaben der Liebe, welche Christus, lebend und sterbend, der Welt verkündigt hat, in seinen Zeichen ab. *Brot und Wein gibt er den Seinen.* Er bezeichnet beide beim Abschiedsmahl als Sinnbilder seines Todes, nachdem er sie längst zuvor schon als Sinnbilder des ewigen Lebens bezeichnet hat, das er in sich trug und den Menschen bringen wollte.

Nach den Gaben und Gütern seines Lebens strecken wir unsere Herzen aus, wenn wir die Hände ausstrecken, Brot und Wein des Abendmahls zu empfangen. Und die Verkündigung des Todes Jesu durch die stille Karfreitags-Gemeinde wird wie von selbst zur Verkündigung seines Lebens in unseren Seelen.

Meine lieben Brüder und Schwestern, wir werden uns morgen, eine Schar von mehreren Hunderten, hier zusammenfinden, um den Tod unseres Herrn zu verkündigen. Wir sind verschieden an Alter und Geschlecht, Stand und Beruf, Gaben und Aufgaben, Erfahrungen und Bedürfnissen. Aber in dem Einen sind wir alle gleich, daß die Früchte des Lebens und des Todes Jesu in uns allen und durch uns alle kund werden sollen.

Steht das noch vor uns wie eine unverstandene Sache? Gewiß nicht! Wir schauen zum Kreuze empor und unsere Herzen werden neu entzündet von Liebe zu dem Manne der Schmerzen, der dort sterbend sein Werk vollbringt. Hat der Tod auch sonst wohl eine reinigende, zum Ewigen emporziehende Macht, wie viel mehr der Tod des Einen, der für alle gelebt hat und gestorben ist.

Hier sollen wir alle uns vereinigen in dem Gelübde, daß in uns sterben soll, was nicht aus Gott geboren ist, aber leben und wachsen das Bild des Gottesmenschen, das die Züge Christi trägt. Hier sollen wir alle mit glaubenden und liebenden Herzen von

Christus empfangen Brot des Lebens und lebendige Geisteskraft des Weines. Hier soll das Alter und die Jugend, der Glückliche und der Leidende, der Reiche und der Arme, der Mann und das Weib, — die Genossen eines Hauses, wie die Glieder eines Gemeinwesens sich vereinigen und den Tod ihres Herrn verkündigen mit dem Bekenntnis:

Dein sind wir, Herr, und bleiben dein,
Wir können keines andern sein,
Du hast uns dir erworben;
An deiner Liebe haften wir,
Dir leben und dir sterben wir,
Der du für uns gestorben;
O wir wissen: Ew'ges Leben
Willst du geben allen Deinen,
Willst dich ganz mit uns vereinen.

Amen.

Hast du mich lieb?

Bei der Abendmahlsfeier am Karfreitag.

Liebe Gemeinde! Der stille Freitag breitet wieder seinen Gottesfrieden über die Erde aus. Und weil wir alle heute an diesem Gottesfrieden herzlichen Anteil haben möchten, so finden wir uns hier zur stillen Festfeier zusammen und richten unsere Blicke zum Kreuze empor, von welchem uns der Mittler und Träger solches Gottesfriedens segnend grüßt.

Hier möchten wir stille Rast und Einkehr halten, um kräftiger und wirksamer als im gewöhnlichen unruhigen Lauf des Lebens, die Nähe Gottes zu empfinden und dankbar die Macht seiner Liebe anzubeten, die sich in Christo offenbart.

Denn das ist unser Karfreitagsfeier tiefer Sinn, — nicht, daß wir unsere Erinnerung haften lassen an den Bildern menschlicher Verkehrtheit und sündiger Verworfenheit, nicht daß wir meinen, ein vergangenes Geschlecht richten zu sollen, von welchem Jesus selber sagt: „Sie wissen nicht was sie tun!" — auch nicht, daß wir dem Haupt voll Blut und Wunden Tränen des Mitleids widmen, — sondern daß wir in dem Gekreuzigten den Sieg der göttlichen Liebe über alle Mächte der Finsternis mit dankbarer Freude erkennen und auf rechte Weise liebend verehren.

Dazu möge eine kurze Betrachtung unsere Herzen vereinigen, welche wir anknüpfen wollen an Johannis 21, 16.

Da richtet Jesus zum öfteren an Petrus die Frage: „Hast du mich lieb?" und der Jünger antwortet ihm: „Ja Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe."

Nehmen wir heute an, daß der Herr bei dieser Gedächtnisfeier seines Todes auch zu uns allen käme und zu jedem einzelnen spräche: „Hast du mich lieb?" was wollen wir antworten?

Lasset uns antworten:

1. Ja Herr, denn deine Liebe ist unseres Lebens Kraft.
2. Ja Herr, denn deine Liebe ist unserer Herzen Trost.

---

1. Solange Jesus selbst seinem Volke predigen konnte, hat er sein Evangelium verkündigt als die frohe Botschaft von der Liebe Gottes.

Sobald er aber hinweggenommen war, haben seine Jünger und Apostel dieses Evangelium Jesu Christi naturgemäß erweitert zu einem Evangelium von Christo, d. h. sie haben die frohe Botschaft von der Liebe Gottes verbunden mit der Freudenkunde, daß diese Gottesliebe in ihrem Meister eine Gestalt angenommen hätte, von welcher sie unsichtbare Kräfte eines neuen seligen Lebens empfingen.

Und in dieses Evangelium von Christo gehört auch die Predigt von seinem Kreuzestode mit hinein. Denn sie vollendet erst das Bild der Liebe, von der wir im Liede singen:

Liebe, die mich hat gebunden,
Daß ich nun ihr eigen bin;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herz nahm ganz dahin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Darum nennt Paulus nicht nur das Evangelium eine Gotteskraft zur Seligkeit, sondern noch besonders auch die Predigt vom Kreuze. Mag sie den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit sein, — „uns, die wir selig werden," so ruft er aus „ist sie eine Gotteskraft".

Was diese Gotteskraft in den Aposteln wirkte, das war ja nichts anderes als das neue Leben der Liebe, die sich selbst dahingibt an das Werk Gottes zur Erlösung, Befreiung und Beseligung der Menschen.

Wenn Paulus die Triebkraft seines Wirkens bezeichnen will, so ruft er aus: „Die Liebe Christi dringet mich also!"

Wenn Johannes das Wesen der von Christus ausgehenden neuen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit nennen soll, so sagt er: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt."

Und auch wir wollen und können nicht anders, wir müssen bekennen: Herr, wir haben dich lieb, denn deiner Liebe danken auch wir unseres Lebens Kraft!

Oder irre ich mich, meine Freunde, wenn ich annehme, so in euer aller Namen sprechen zu dürfen?

Lasset uns doch in dieser Stunde der Gedächtnisfeier seines Todes uns recht lebendig vor die Seele stellen, was diese Liebe Christi uns erworben und gewonnen hat.

Daß wir nicht mehr unter den Schrecken einer Religion erzittern, bei welcher die Gottheit nur durch blutige Opfer gnädig gestimmt werden kann; daß wir frei geworden sind — wenn wir es nur sein wollen — von dem Gewissensdruck herrschsüchtiger Priester; daß wir nicht mehr zu einem verschlossenen Himmel und zu einem weltenfernen Gott aufschauen, zu dem man sich kein Herz fassen kann, zu dem man nicht kommen darf mit dem Glücksverlangen der Seele, mit dem glühenden Dank für empfangene Wohltat, mit der demütigen Bitte um Vergebung der Schuld; — daß wir vielmehr Gott als unsern Vater kennen, daß wir ihn lieben und ihm vertrauen dürfen und nicht in ängstlicher Sklavenscheu ihm dienen, sondern in kindlichem Gehorsam, — das danken wir Christus, unserm Herrn.

Daß wir in eine Menschheit hineingestellt sind, in welcher trotz allem Streit und aller Gewalt gottfeindlicher Gesinnungen und Taten, doch die Liebe eine unüberwindliche Macht geworden ist, — das danken wir ihm.

Daß wir nicht ziel- und planlos unsern Lebensweg zu gehen brauchen und mit den Fragen nach dem Woher und Wohin unseres Seelenlebens nicht ohne Antwort bleiben, — das danken wir ihm!

Und wie könnte ich mich vermessen, ausdrücken zu wollen, was ihm jeder einzelne von uns im besonderen verdankt; wie jeder wohl das Beste, was er in seiner Seele trägt, auf irgendeine Weise an des Erlösers Worten, an seinen Taten, an der Macht seines Beispiels entzündet und genährt hat!

O wie schön ist es, daß wir das alle bei der Erinnerungsfeier dieser Stunde bekennen dürfen, wenn wir es auch nicht alle mit den gleichen Worten oder in einerlei Formen tun. Denn nicht das entscheidet über unsere Zugehörigkeit zur Gemeinschaft Christi, daß wir sie mit Worten auszusprechen wissen, sondern nur das, *daß wir ihn lieben!*

Das ist die Kraft des neuen Lebens, an welchem wir Anteil haben. In dieser Gotteskraft können wir die Menschen lieben mit

der Liebe, mit welcher wir geliebt sind; können „wirken, solange es Tag ist“, können „Gutes tun und nicht müde werden“, können einen guten Kampf kämpfen und „das Böse überwinden mit Gutem“.

Wohl uns, meine Brüder und Schwestern, wenn wir vor der Frage des Gekreuzigten: „Habt ihr mich lieb?“ heute nicht verstummen, sondern demütig und doch freudig antworten können: Ja, Herr, wir haben dich lieb; denn deine Liebe ist unseres Lebens Kraft! und dankend ausrufen:

„Preis sei dir, Heiland und Befreier,
Du Menschensohn voll Lieb' und Macht,
Daß du ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht!“

2. Die Predigt vom Kreuze ist aber nicht nur eine Gotteskraft des Lebens für alle, die wirken, schaffen und kämpfen dürfen, sondern auch eine Gotteskraft des Trostes für alle Mühseligen und Beladenen, Angefochtenen und Traurigen.

Und so gewiß solche überall vorhanden sind, so auch ohne Zweifel hier in unserer Versammlung; ja in irgendeinem Sinne gehören wir alle dazu, wenn auch der eine mehr, der andere weniger. Denn keinem bleiben die Anfechtungen fremd, welche uns die Ruhe der Seele rauben und uns innerlich unsicher, verzagt und unglücklich machen wollen. In hundert verschiedenen Gestalten kommen sie und rühren die schwächsten Stellen unseres Charakters, unseres Glaubens und unserer Liebe an, um sich dort festzusetzen.

Wie manches tragen wir wohl alle heute mit hierher, was vor dem fragenden Blick der göttlichen Liebe nicht bestehen kann! O laßt es uns demütig und voll Zuversicht vor Gott niederlegen und laßt es uns, wenn es irgend möglich ist, nicht wieder mit hinausnehmen.

Das ist ja nicht das schwerste für ein armes Menschenkind, daß es ein Kreuz zu tragen hat, aber in Kreuz und Leiden trostlos zu sein, das ist wirkliches, tiefes Unglück.

Darum ist alle Verkündigung göttlicher Liebe und göttlichen Erbarmens auch eine Botschaft göttlichen Trostes.

„Tröstet, tröstet mein Volk! Redet freundlich mit den Betrübten!“ Das ist Gottes Auftrag an die Boten seiner Liebe.

Klagt unser Gewissen uns an, daß ungesühnte Schuld gegen Gott oder Menschen auf uns laste, o laßt sie uns heute bußfertig bekennen vor unserm Gott, und laßt uns demütig geloben, gut zu machen, soweit wir nur irgend es vermögen, was wir verschuldet haben. Vielleicht ist es noch Zeit, zu tun, was wir längst hätten tun sollen. Wenn wir es aufrichtig meinen, wird Gott unsere Herzen stärken mit dem Trost, welchen der Erlöser noch in seinen Kreuzesworten bußfertigen Sündern verkündigt hat.

Drückt uns schmerzlicher Verlust geliebter Menschen oder eine irdische Last der Sorge um unsere oder der Unsrigen Zukunft, oder fühlt jemand sich beschwert, daß zunehmendes Alter oder Krankheit des Leibes ihn hindert zu wirken, wie einst in gesunden Tagen; oder drückt uns das Wesen anderer Menschen, in das wir uns nicht finden können und mit denen wir doch leben müssen; sind wir auf dem schlechtgepflasterten Wege „guter Vorsätze“ mehr rückwärts als vorwärts gekommen; leiden wir — mit einem Worte — in unserer Seele unter einer der vielen Plagen, mit denen unser äußeres und inneres Leben hier nun einmal täglich bedroht ist: Ja, meine Freunde, dann brauchen wir Trost, damit wir nicht Schaden leiden an unserem besten Teil, und in uns die Lebensquelle des fröhlichen Mutes, des herzlichen Vertrauens und der hingebenden Liebe nicht allmählich verschüttet werde.

Wohl uns, daß wir diesen Trost am rechten Orte suchen! Denn im Anschauen dessen, der eine Welt voll Anfechtung durch seine Liebe überwunden hat, empfinden wir, daß auch wir standhafter im Leiden, treuer im Entsagen, geduldiger gegen unsere Nächsten, zufriedener und darum glücklicher in allem Unglück sein können, wenn wir die Gotteskraft der Liebe vollkommener in uns tragen, welche doch das Kennzeichen der Kinder Gottes sein soll.

Wenn wir das erkennen, dann wird es in dieser Stunde unsere heiligste Sorge sein, daß an der Liebe Christi, die wir verehren, unsere Liebe sich neu entzünde, damit wir durch den Trost dieser Liebe dulden und vergeben, tragen und überwinden lernen.

Wer kann ermessen, meine Brüder und Schwestern, welch’ ein Strom von Segen vom Kreuze des Herrn ausgegangen ist in trostbedürftige Menschenseelen! Was sind alle Trostesquellen, aus denen wir sonst Erquickung schöpfen mögen, in den Stunden wirklicher innerer Seelennot wert, da wo nur die Hand der gött-

lichen Liebe uns retten und der Mund des göttlichen Erbarmens uns trösten kann!

Darum treten wir vor den gekreuzigten Heiland, den Bürgen dieser Liebe, und sprechen einmütig:

Was wär' ich ohne dich gewesen,
Und ohne dich, was würd' ich sein?

Köstlicher Segen der Abendmahlsfeier unter dem Kreuz des Karfreitags! Auch unter dem Gefühl der Schuld, auch unter der Last von mancherlei Sorgen, auch unter Leid und Schmerzen, bekennen wir vor dem Herrn: *Ja, Herr, wir haben dich lieb, denn deine Liebe ist unserer Herzen Trost!*

Möchten wir alle miteinander eine so gesegnete Feier halten und dann, von hier hinausgehend, in unserem künftigen Leben *erfüllen*, was Christus in seinem schönen Worte fordert: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten!" — und *erfahren*, was er in demselben Worte verheißt: „Und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm machen!" (Johannes 14, 23.) — Amen.

Der Tatbeweis der Liebe.

Abendmahlsfeier am Karfreitag.

„Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“ spricht Christus.

Wir dürsten nach Liebe! nach jener Liebe, in welcher einer für den anderen lebt und stirbt. Warum sucht das verlassene Menschenkind weinend die Stätten auf, wo man seine Liebe begrub? Warum sind wir unruhig in uns, wenn der Sonnenblick der Liebe sich umwölkt mit den trüben Nebeln des Mißverständnisses? Warum erscheint uns das Leben der Einsamen und Verbitterten, der Selbstsüchtigen und Harten so arm, die keinem Liebe schenken und von niemand Liebe empfangen?

Weil in der Menschenseele ein Drang und ein Durst nach Liebe ist, meine Freunde. Wir dürfen das mit vollem Recht als ein Kennzeichen unserer göttlichen Herkunft nehmen. In der Liebe entfaltet und vollendet sich das Höchste, was von Menschen geahnt und empfunden werden kann. Darum ist sie das wahrhaft Göttliche auf Erden und in den Menschenseelen, jene Liebe meine ich, die ihr Leben hingibt für die Geliebten.

Sagt uns der Karfreitag, sagt uns unsere Abendmahlsfeier etwas anderes? Beide rufen uns heute wieder zu, 1. Joh. 3, 16:

> „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns eingesetzt hat; und so sollen auch wir das Leben für die Brüder einsetzen.“

Aus der Verkündigung und aus der Forderung dieses Wortes wollen wir jetzt entnehmen: Unsere Karfreitagsfeier eine Feier der Liebe! und zwar:

1. der Gottesliebe, die wir anbeten,
2. der Menschenliebe, die wir in uns stärken wollen.

---

1. „Gott ist die Liebe." So sprechen wir in gemeinschaftlichem Bekenntnis an jedem Sonntag; und so oft wir das mit den Lippen bekennen, so oft geht es uns durchs Herz wie heilige Freude an diesem unserem seligen Bekenntnis: „Gott ist die Liebe."

Aber woher wissen wir denn, daß Gott die Liebe ist? Wir wissen das nicht, meine Freunde, wie man eine Tatsache der sichtbaren Welt mit den Kräften des Verstandes weiß und begreift, sondern wir glauben es! Ist es doch der Inhalt der frohen Botschaft, welche aus Jesu Munde zu uns spricht und aus seinem Leben uns entgegenleuchtet. Und die wendet sich ja nicht an den Verstand, sondern an die Herzen.

Und unser Glaube ist eine Herzensüberzeugung „eine gewisse Zuversicht dessen, was wir glauben und nicht zweifeln an dem, was wir nicht sehen".

Oder ist er das nicht? Ist er nur eine zweifelnde Zustimmung zu einem halbverklungenen Zeugnis, dem wir mehr als ein Fragezeichen beifügen? Es wird vielleicht manchen so gehen. Sie haben gegen den Glauben an die Liebe Gottes allerlei laute oder stille Einwendungen zu machen. Da soll es der Liebe Gottes widersprechen, daß Menschen schuldlos leiden müssen, daß oft viele Menschen durch schwere Unglücksfälle umkommen und vor allen Dingen, daß es ihnen selbst durchaus nicht immer so geht, wie die Unzufriedenen es meinen von der Zuneigung eines Vaters erwarten zu dürfen. Als wenn die Liebe Gottes dasselbe wäre, wie die oft so kurzsichtige und selbst blinde Zärtlichkeit der Menschen. Welch ein falsches Bild von der Größe und Weisheit Gottes wohnt doch so oft selbst in Christenherzen! Daß man darauf das Wort anwenden möchte: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zu Spott!"

Wenn irgend einmal etwas der Liebe Gottes scheinbar völlig widersprochen hat, so war es der Kreuzestod Jesu. Auf diesen Standpunkt stellen sich ja auch seine Feinde, indem sie ihn verhöhnen: „Er steige herab vom Kreuz, wenn er Christus ist." Für sie war Jesus durch das Schicksal seiner Hinrichtung von Gott gebrandmarkt und verworfen.

Wahrlich, wenn die gewaltigen Widersprüche, welche in den Geschicken der Apostel und der ersten Christen gegen die Botschaft von der Liebe Gottes zu zeugen scheinen, diese Männer irre ge-

macht hätten in ihrem Glauben: das Christentum hätte niemals die Welt und die Menschheit erneuern können.

Aber sie suchten die Erfahrung von der Liebe Gottes nicht zuerst in ihren äußeren Lebensschicksalen, wie wir es so gerne tun, sondern in ihrem innern Leben. Da wurden sie der Liebe Gottes gewiß und ruhten mit ihrem Glaubensmut so sicher in der Hand dieser Liebe, daß ein Paulus mitten unter den ungezählten Anfechtungen seines Lebens, unter Not und Verfolgung, Gefangenschaft und Krankheit ausruft: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo ist!" (Röm. 8, 38.) Oder im Hinblick auf die Wechselfälle des Erdendaseins: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen." (Röm. 8, 28.)

Das ist gewisse Zuversicht des Glaubens an die Liebe Gottes. Und der Apostel hatte für diese Zuversicht keinen andern Bürgen, als auch wir ihn haben, nämlich Christus, und keine andere Gewähr, als auch wir sie haben können, nämlich die Erfahrung des eigenen Herzens.

Daß von einem Gotte, den das verirrte Auge in weiten Himmelsfernen auf einem goldenen Throne sucht, irgendwo gesagt wird, er sei die Liebe, wen soll das überzeugen? Erst der Gott, der sich im Bewußtsein der Menschen widerspiegelt und dessen Geist aus dem Denken, Fühlen und Tun der Menschen hervorleuchtet, wird der Menschheit wirklich offenbar. —

So offenbarte sich der Gott der Liebe in Christus den Menschen. Aus dem Bilde des Menschensohnes, dessen Leben und Sterben wir heute wieder in stiller Gedächtnisfeier vor unsere Seelen stellen, leuchten uns die Züge einer Liebe entgegen, die ihren Ursprung nicht im Staube hat, sondern aus Gott geboren ist. An dieser menschlichen Erscheinung der Himmelskraft göttlicher Liebe hat sich der Glaube der Apostel und ihrer Gemeinden entzündet. Christi Leben und Tod war ihnen der Tatbeweis der Liebe Gottes: „Daran haben wir erkannt die Liebe Gottes, daß er sein Leben für uns eingesetzt hat."

Christus hat sein Leben eingesetzt, um die Menschheit zu gewinnen für den Vater im Himmel. Das verkündigt auch uns heute wieder der Karfreitag. Und wenn wir in so großer Zahl hierher-

gekommen sind, so bezeugen wir ja damit, daß auch wir die Liebe Gottes anbeten, die sich in Christus der Welt offenbar gemacht hat. Stehen wir auch noch nicht alle auf der Höhe jenes Glaubens an die göttliche Liebe, aus welchem heraus die Apostel reden, so ist das Verlangen nach der göttlichen Liebe doch in uns allen lebendig. Wir können ja nicht alle jene tiefe Erfahrung und jene reife Erkenntnis besitzen, aus welcher sie sprechen: Wir wissen, daß uns alle Dinge zum Besten dienen müssen. Darum sollen wir uns wohl hüten, ein so großes Wort leichtherzig nachzusprechen, denn in Wahrheit wissen das nur die Bewährtesten, die im Kampfe des Lebens und im Feuer der Trübsal geläutert sind, wie reines Gold.

Aber Gott bietet seine Liebe und Gnade allen, auch den Ärmsten an, die danach hungern und dürsten.

Höret das, ihr Mühseligen und Beladenen, die ihr unter Entbehrungen und Schmerzen seufzt! Und ihr Traurigen, die ihr nach Trost und Frieden euch sehnt, die keine Macht der Erde euch geben kann. Höret es alle, die ihr unter dem Gefühl der Schuld ein tiefes Verlangen nach Vergebung und Versöhnung im Herzen tragt!

Höret es auch, ihr Glücklichen, denen reiche Menschenliebe das Leben köstlich schmückt! Danket Gott voll Demut, daß er euch seine Liebe so freundlich kundtut durch Menschenherzen, und vergesset nicht von seiner Gnade zu erflehen, was euch keine Menschenliebe geben kann: Bewahrung der Seele vor Übermut, Vergebung der Sünde und ein festes Herz für die Stunden, in denen ihr erfahren müßt: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden."

Ja, laßt uns das alle miteinander in dieser Stunde, da unsere Herzen so empfänglich sind, wieder hören aus dem Munde dessen, der seine Person und sein ganzes Leben auch für uns eingesetzt und uns den Weg zum Herzen des Vaters, zum Verständnis und zum Empfang der großen, reichen, unerschöpflichen Liebe Gottes frei gemacht hat. Laßt uns anbetend schöpfen aus dieser Quelle des ewigen Lebens.

2. „Wir haben erkannt die Liebe!" so bezeugen wir mit dankbarem Herzen bei unserer Abendmahlsfeier. Und mit dem Apostel der Liebe fügen wir hinzu: „Wir sollen auch das

Leben für die Brüder einsetzen!“ So wird aus der Feier der Gottesliebe, die wir anbeten, zugleich eine Feier der Menschenliebe, die wir in uns stärken wollen.

Wir treten heute, jeder einzelne für sich, vor unseres Gottes Angesicht, und jede Seele hat mit ihrem Gott allein, gleichsam unter vier Augen Zwiesprache zu halten, die sonst niemanden angeht. Aber wir sind zugleich eine große Abendmahlsgemeinde, und unsere Feier ist eine Kommunion, d. h. eine Verbindung der Herzen mit dem Herrn und zugleich eine Verbindung untereinander im Geiste des Herrn.

Dürsten unsere Seelen nach der Liebe Gottes und nehmen wir alle diese Liebe für uns in Anspruch, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Frucht der erfahrenen und empfangenen Gottesliebe sich in unserem Leben äußern muß als Menschenliebe. In Christi Leben und Sterben ist der Tatbeweis solcher göttlichen und menschlichen Liebe der Welt vor Augen gestellt; nun ist es an uns den Tatbeweis zu führen, daß diese Liebe nicht umsonst erschienen ist; und beim Abendmahl kommt niemand an der Frage vorbei, wie weit sein bisheriges Leben ein solcher Tatbeweis der Liebe war.

Wir sollen das Leben einsetzen, einsetzen für unsere Liebe! Das haben in der Nachfolge Jesu seine Apostel im eigentlichsten Sinne des Wortes getan. Ihnen war das zeitliche Leben überall der Einsatz, um Menschenseelen zu gewinnen für Christus und sein Reich. „Wer sein Leben verlieren wird um meinetwillen, der wird es finden.“ Dies Wort des Meisters, das ihnen einst so dunkel schien, jetzt verstanden sie es völlig.

Es gibt auch heute in der Welt eine Opferfreudigkeit der Liebe, welche das Leben einsetzt, um dem Drang des Herzens zu folgen. Die Zeugnisse dieser aufopfernden, selbstverleugnenden Liebe haben in der Menschheit niemals gefehlt. Im Kampfe für hohe Güter der Wahrheit und des Rechts, in der Verteidigung von Haus und Herd und Vaterland, im Ringen für das Wohl der Menschen und den Fortschritt des Guten in der Welt, in treuer, hingebender Arbeit für die Wissenschaft, im Dienste der Elenden, in der Pflege der Kranken und in der Heilung von Wunden, und in so mancher Tätigkeit, oft von Menschen gepriesen und gesegnet, öfter vor der Welt verborgen, vielfach verkannt oder gar verachtet, hat die Liebe das Leben eingesetzt und hat es bis auf den heutigen

Tag mit der Tat bezeugt: „Niemand hat größere Liebe, als die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Den göttlichen Funken, der in Jesus zur Flamme geworden ist, die alle erwärmen und erleuchten kann, hat Gott auch in andere Herzen hineingelegt, als hingebenden Liebesdrang, und dieser zeigt sich uns in mancherlei Gestalten:

„Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das träumende sorgt?
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?"

Wer kann sie alle nennen, die Zeugnisse der Liebesmacht, die schon aus natürlichem Liebesdrang der Herzen entspringen? Und das Feuer der Liebe Christi sollte und müßte nicht glühen in Tausenden, die als seine gläubigen Nachfolger sein Wort im Herzen und Gewissen tragen, daß sie nur am Zeugnis ihrer Liebe als die Seinen erkannt werden können?!

Und doch, meine Brüder und Schwestern, und doch werden wir mit vollem Recht gemahnt:

„Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
So geize nicht und gib ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist doch an Liebe gar so leer."

Und auch das Gedächtnis der Liebe, das wir heute feiern, fragt uns so eindringlich nach den Früchten und den Tatbeweisen unserer Liebe.

Es ist ja hoffentlich niemand unter uns, dessen Herz für die Liebe keinen Raum hat, denn wie könnte ein Christ am Tische des Herrn erscheinen ohne Gedanken der Liebe? Man vereinigt sich doch gerade an solchem Tage besonders herzlich mit den Seinigen, in Gedanken auch mit denen, die räumlich von uns getrennt sind. Auch die einsam geworden sind in der Welt, denken mit neuem Dank an vergangene Zeiten der Liebe und an die Teuren, die der Tod hinweggenommen hat. Aber christliche Liebe ist nicht so eng, daß sie nur an den Allernächsten haftet und nur für das eigene Fleisch und Blut ihr Denken und Wollen einsetzt.

Christliche Liebe reicht die Hände und öffnet das Herz allen, denen sie Segen bringen kann.

Sie tilgt den Streit und räumt die Gründe des Haders hinweg, der Menschen mit Menschen entzweite; und ehe sie die Sinnbilder der Versöhnung am Tische des Herrn in die Hände nimmt, geht sie hin und versöhnt sich mit dem Bruder, der etwas wider sie hat. Am Bilde des Gekreuzigten erfüllt sie sich mit neuen Lebenskräften der Langmut und Freundlichkeit und Geduld, und verlernt es, zu eifern, sich ungebärdig zu stellen und sich erbittern zu lassen.

So neugekräftigt im Glauben an die Liebe Gottes geht die christliche Menschenliebe hinaus und dient den Werken der göttlichen Liebe. Ist sie in uns nicht zu besonderen Heldentaten der Aufopferung berufen, wie in den auserwählten Zeugen des Herrn, so geht sie ihren Weg mit dem stillen Segen, der auch vom unscheinbarsten Leben ausgehen kann. Was sie hat und geben kann, das setzt sie ein, um Streit und Habsucht und Eigennutz zu überwinden und die Forderungen Christi zu erfüllen, welcher spricht: „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Ist unsere Liebe von solcher Art?

O laßt uns jetzt alle demütig und beschämt unsere Herzen beugen vor der Fülle der Liebe, die wir erfahren haben; laßt uns Gott um Vergebung bitten für so viel Undank und für so viel Kälte unserer Herzen, um Vergebung für alles, womit wir die Liebe verletzt, gekränkt, versäumt haben! Und dann laßt uns beten um die starke, heilige Liebe, damit wir nicht mehr lieben „mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und in der Wahrheit". Amen.

Die Auferstehung und das Leben.

Am 1. Ostertag 1882.

Wenn der Herbst nach und nach alles Leben in der Natur zu Grabe getragen und dem Winter die Erde zubereitet hat, dann feiern wir hier das stille, ernste Fest der Toten.

Heute aber, wo ringsumher in Gottes Schöpfung neues Leben sich aus der Erstarrung löst, heute feiern wir das Fest der Freude und des Lebens.

Bilder der Auferstehung umgeben uns. Die Frühlingsblumen im Garten und das sprießende Gras auf den Wiesen, die ersten zarten Blättchen an den Sträuchern und Büschen und die Vögel in den Lüften: Alle reden zu uns von neuerwachtem Leben und Auferstehen.

Ein Bild der Auferstehung ist es, wenn aus den Samenkörnern, die der Landmann jetzt in die Furchen seines Ackers streut, in wenigen Tagen sich ein neuer Keim mit neuem Leben ans Licht drängt und wächst und grünt. — Ein Bild der Auferstehung, wenn in diesen ersten wärmeren Tagen der Kranke nach langem Schmerzenslager zum erstenmal wieder das hellere Licht der Sonne schauen und die mildere Himmelsluft mit durstigen Zügen einatmen darf.

Aber keins dieser Gleichnisse aus der Natur und dem Menschenleben ist imstande völlig auszudrücken, was das Wort Auferstehung im Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens uns sagen will.

In diesem Worte, wie es uns am Osterfeste in der Gemeinde Christi grüßt, spüren wir den Ewigkeitshauch; und Ewigkeitsgedanken sind es, die es in uns wachruft. Da lösen sich die Herzen aus dem Banne der Alltäglichkeit und erheben sich in Dank und Freude zu dem lebendigen Gott.

Jesus selbst ruft uns die rechte Osterbotschaft für unsere Herzen zu, wenn er spricht Johannes 11, 25:

> „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“

Das ist das alte und immer neue Osterwort des Herrn, in dessen Lichte wir miteinander betrachten wollen:

Ostern, das Fest der Auferstehung und des Lebens.

1. Es zeigt uns Christus, den Auferstandenen und Lebendigen.
2. Es fordert uns auf, mit ihm aufzustehen und in seinem Leben mit ihm zu wandeln.

---

1. Die Leidensstunden Golgathas sind vorüber und das Schmerzgefühl des Karfreitags ist verdrängt von dem Ostergefühl der Freude und der Hoffnung. — Als der Erlöser sein Haupt neigte und verschied, als der Todesfriede sich auf seinen gequälten Leib herabsenkte und man ihn dann zur Grabesruhe gebettet hatte, da wurde es allmählich stiller und stiller rings umher. Der laute Strom des Lebens, der zwischen den Festtagen in Jerusalem rauschte, trieb nur noch leise Wellen. Die Ruhe des Sabbaths fing an, sich vorzubereiten. Zudem lag über vielen Menschen, die auf Golgatha gesehen hatten, wie Jesus litt und starb, ein beängstigender Druck, wie von einem nahenden unbekannten Unheil, das einer großen Freveltat folgen müßte. War doch der Eindruck von dem Sterben Jesu so groß, daß selbst der heidnische Hauptmann in lautem Zeugnis bekannte: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!", und wir müssen nach den spärlichen Berichten unserer Evangelisten annehmen, daß wohl nur wenige die Todesstätte ohne tiefe Erschütterung verlassen haben, denn bei Lukas lesen wir (Luk. 23, 47. 48): „Und alles Volk, das dabei war, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um."

Und wenn auch dieser Eindruck bei den meisten nur das Gefühl wachrief: Wir haben einen Unschuldigen getötet, einen Gerechten hingerichtet! Wie mußte das die Gewissen solcher ängstigen, die selbst die verhängnisvolle Entscheidung zwischen Christus und Barrabas getroffen hatten! So lag nun eine bange Stille über Jerusalem, aber keine Ruhe und kein Friede.

Doch wo waren denn die Männer, mit denen Jesus in Jerusalem eingezogen war, und die mit ihm aushalten wollten bis ans Ende? Wo waren seine Jünger?

Wo waren Johannes und Jakobus, welche noch vor wenigen Tagen den Herrn gebeten hatten, daß er ihnen in seinem neuen Königreiche in Jerusalem die Ehrenplätze zur Rechten und zur Linken seines Thrones geben möchte, und dabei ihre Leidensbereitschaft gerühmt hatten?

Wo war Thomas, der ausrief: „Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben!" Wo war Petrus, der Felsenmann, der sich hoch und teuer vermessen hatte: „Und wenn sie sich alle an dir ärgern, so will ich mich nicht an dir ärgern, und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verlassen?"

Das wenige, was wir über die Jünger wissen, mochten sie nun in Jerusalem geblieben oder nach Galiläa geflohen sein, ist dieses, daß sie in tiefer Mutlosigkeit über die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage nachsannen, in denen alle ihre Hoffnungen so ganz durchkreuzt und vernichtet schienen.

Aus dieser Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit wurden sie herausgerissen durch die Osterbotschaft: Der Herr ist auferstanden und lebt! Welchen Eindruck das auf sie machte, sagt uns der erste Brief Petri, wo es heißt: „Gott hat uns wiedergeboren aus der Hoffnungslosigkeit zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Christi."

Die Jünger sind die einzigen, von denen uns berichtet wird, daß der Auferstandene sich ihnen offenbart hat, aber was diese Offenbarung für sie bedeutete, das zeigen uns die Worte des Petrus. Ihnen war Ostern selbst eine Auferstehung aus einem Zustande des Todes zu einem neuen, unvergänglichen Leben, ihnen war die Kunde von der Auferstehung des Herrn die Rettung aus der tiefen Not ihres Karfreitages, zur seligen Freude des Ostermorgens. An den Jüngern und in den Jüngern zeigt uns Ostern zuerst und am klarsten den auferstandenen und lebendigen Christus.

Aber Jerusalem und das Volk Israel? Nun mußten sie doch überzeugt dem Herrn zu Füßen sinken und ihn anerkennen als den Sohn Gottes!? Es geschah nichts dergleichen, meine Freunde. Die das göttliche, ewige Leben in Christus nicht geahnt oder begriffen hatten, während er unter ihnen lehrte und wandelte, — die seine Stimme nicht vernommen hatten, weil sie nicht aus der Wahrheit waren, wie hätte denen der Auferstandene offenbar werden können?

Keiner von diesen hat ihn geschaut. Sie vernahmen zwar anfangs mit Staunen und Schrecken, er solle auferstanden sein, aber da sie ihn nicht leiblich vor sich sahen, so verfolgten sie mit Hohn und Spott die Zeugen Christi. Ja, als Stephanus ihnen den lebendigen Christus verkündigte, hoben sie Steine auf und töteten ihn.

So meinten sie den Geist und das Leben aus Gott dämpfen zu können, indem sie seine Träger kreuzigten und steinigten.

Der greise Simeon hatte einst von Jesus gesagt: „Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler in Israel.“ Und wahrlich, wie er seinen Jüngern und denen, die ihrer Predigt glaubten, zum Auferstehen geworden ist, so ward er Jerusalem und seinen Gewalthabern zum Fall. Schon wenige Jahrzehnte später erfüllte sich schrecklich, was er dieser Stadt vorausgesagt hatte, die nicht zu ihrer Zeit bedenken wollte, was zu ihrem Frieden diente.

Christus ist erstanden und lebt! Das tönt auch aus dem Untergang Jerusalems zu uns herüber. Der alte Tempel sinkt in Trümmer, wie Jesus verkündigt hatte, aber der Mann, welchen sie dort gekreuzigt und begraben hatten, der baute sich einen neuen Tempel in den Herzen der Seinigen, einen Tempel, in welchem nicht mehr die Satzungen des alten Bundes und die Vorschriften der Priester galten, sondern wo das Evangelium von der Liebe und der Versöhnung Gottes herrschte, einen Tempel, in welchem der lebendige und auferstandene Christus der alleinige Hohepriester war.

Von Israel, das ihn verworfen hatte, ist der Auferstandene zu den Heiden gegangen. Ach überall, wohin sein Wort und sein Geist von seinen Boten getragen wurde, fand er tiefen Verfall. Da war unter all den Völkern, die einst Träger der Kultur gewesen waren, kein einziges, das noch aus eigener Kraft hätte auferstehen können zu wirklichem Leben. Doch unter dem Schutt des sittlichen Verderbens keimten noch Reste des göttlichen Lebens, das der Schöpfer in die Menschen gelegt hat und das auch in Zeiten des Verfalls niemals in allen erstirbt. Lag es auch gefesselt unter der Herrschaft der Sünde, so sehnte es sich doch nach Befreiung und Erlösung von diesem Bann, nach Auferstehung vom Schlafe.

Christus hat diese Befreiung vollbracht. Er ist durch die seufzende und ringende Menschheit gegangen und hat sie aufgerichtet von ihrem Fall. Jede Hand, die sich nach Hilfe ausstreckte, hat er

ergriffen und hat alle, die seines belebenden Geistes Hauch in ihre Brust aufnahmen, zu sich emporgezogen und gerettet.

Wie gewaltig der Widerstand war, den die Macht des römischen Weltreiches dem Vordringen der Macht Christi entgegensetzte; wie oft in blutigen Verfolgungen Juden und Heiden den Auferstandenen aufs neue kreuzigen und ins Grab legen wollten, so ist er dennoch siegreich weitergeschritten und hat unter dem Panier der selbstverleugnenden Liebe und des starken unerschütterlichen Gottvertrauens die Seinigen gesammelt. Und als seine Kirche groß und mächtig geworden war auf Erden und nun selber vom Geiste ihres Meisters abfiel, da ist der Auferstandene dennoch lebendig geblieben in der Welt, und immer wieder den Gewalttätigen zum Fall, seinen wahren Zeugen aber zur Aufrichtung geworden.

So zeigt Ostern uns Christus, den Auferstandenen und Lebendigen, wenn wir zurückschauen in die vergangenen Zeiten.

2. Aber wir sind Kinder einer anderen Zeit, Menschen der Gegenwart. Gilt der lebendige Christus, den Ostern verkündigt, auch heute noch als eine Macht der Auferstehung? Laßt uns als Christen diese Frage, die ja so oft aufgeworfen und so manches Mal verneint wird, umwandeln in die Mahnung, daß auch wir *mit ihm auferstehen und in seinem Leben wandeln sollen.*

Denn besser als alle Beweise und Gegenbeweise der Schriftgelehrten ist der Beweis der Wirklichkeit, daß Christus in den Seinen und durch die Seinen lebendig ist als eine Macht des Glaubens und der Liebe, welche auch heute befreiend und erlösend, rettend und aufrichtend wirkt vor allen anderen Mächten, die man an ihre Stelle setzen will.

Christus mahnt uns immer zu achten auf die Zeichen der Zeit, d. h. uns ein offenes Auge zu bewahren für ihre Schäden, aber auch zugleich ein offenes Herz für ihre Bedürfnisse.

Gibt es nun heute, an diesem Osterfeste, wenn wir Umschau halten unter unserem Geschlecht, in unserem Volke, in unserer Gemeinde, in unseren Häusern und Familien und in unserem eigenen Innern nirgend eine Spur von Verfall; nirgend daniederliegendes geistliches und sittliches Leben, das der Auferstehung bedürftig wäre? Würde der Herr in unserer Gegenwart keine Ver-

anlassung finden, solchen, die seinen Namen tragen, an vielen Orten zuzurufen: „Ihr habt den Namen, daß ihr lebet, und seid tot!“?

Gibt es nicht heute, wie im alten Rom, viele Tausende, die irre geworden sind am Glauben der Väter, und nun haltlos dahinleben, sich entweder beherrschen lassen von Leidenschaften, die sie ihre Natur nennen, und die doch nur ein Zerrbild aller Natur sind, oder in allerlei trostlosem Aberglauben ihre Befriedigung suchen? Gibt es nicht wie damals viele, denen kein froher Glaube an Gott und an das Gute die Augen zum Himmel emporrichtet, kein Glaube an das ewige Leben, das in der Menschenbrust wohnen soll, das Dunkel dieses zeitlichen Lebens erleuchtet, kein Gefühl der Verantwortung vor einem göttlichen Richter die Gewissen schärft, kein ernstes Pflichtbewußtsein die Hände zur Arbeit regt, kein Streben nach innerer Freiheit die Herzen weit macht?

In der Gesellschaft, die sich doch christlich nennt, gibt es da nirgend Hochmut der einen und Kriecherei der andern? Nirgend Eigennutz und Hartherzigkeit, Neid und Haß, Lüge und Heuchelei?

Und wenn jeder von uns hineinblickt ins eigene Leben, gibt es da kein Daniederliegen von Glauben und Liebe, von Hoffnung und Geduld, von Gerechtigkeit und Frieden? Blühet drinnen in den Herzen der Frühling des ewigen Lebens, wie jetzt draußen der Frühling in der Natur?

Alle solche Fragen legt uns das Osterfest heute vor, und ihr habt sie auch beantwortet, während ich sie ausspreche, meine Freunde. In ihrer rechten Beantwortung aber liegt neben der Erkenntnis unseres Schadens auch die Erkenntnis unserer Bedürfnisse.

Womit könnte denn wohl das tiefste Bedürfnis alles dessen, was um uns her und in uns matt und krank ist, besser ausgedrückt werden, als mit dem Worte: Auferstehung zum Leben!?

Ostern, das Fest des Lebens, mahnt uns, aufzustehen und mit Christo in seinem Leben zu wandeln. Christus, der Auferstandene, tritt zu uns und spricht auch zu uns, wie einst zu seinen Jüngern: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“

Dürfen wir seinem Rufe trauen? Dürfen alle, die noch ein Verlangen tragen, aus jeder Art des Todes zum Leben hindurchzudringen, hier das Leben suchen, das ihnen fehlt? Dürfen wir allen, die es nicht mehr suchen, dieses Leben als einen Spiegel vorhalten,

in welchem sie ihr Bild in seiner wirklichen Gestalt erkennen und mit Schrecken sehen, wovon sie abgefallen sind?

O gewiß, wir dürfen es. Denn der zu allen Zeiten der Vergangenheit mit seinem Leben den Tod überwunden hat, der kann und will es auch heute und allezeit.

Damit dies kein leeres Wort für uns bleibe, lasset uns wieder einmal klar zu erkennen suchen, wie denn das Leben beschaffen ist, welches Christus bringt, und in welchem wir mit ihm leben sollen.

Zunächst steht dies Leben in keinem Gegensatz zu dem wirklich natürlichen Leben der Menschen, in einem Gegensatz steht es nur zu dem Tode. Darum besteht es nicht in Weltflucht und finsterer Abtötung der natürlichen Triebe, sondern es nimmt dies ganze von Gott uns gegebene natürliche Leben völlig unter die Herrschaft der von Gottes Geist erleuchteten Vernunft.

Solches Leben bringt Christus den Menschen, indem er ihnen zuerst den rechten göttlichen Lebens*zweck* aufschließt. Was so viele Menschen lebendig-tot erscheinen läßt, ist dies, daß sie keinen rechten Zweck ihres Lebens haben und kennen. Was so viele andere unstät und planlos durchs Leben jagt, ist eine Fülle verschiedener Zwecke, von denen keiner die Seele wirklich befriedigt.

Christus spricht: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!“ und gibt uns damit den höchsten Lebenszweck, der alle einzelnen berechtigten Zwecke unseres Daseins völlig in sich einschließt. Denn das Reich Gottes ist der Bau, zu welchem die ganze Menschheit sich auferbauen soll, aus der Tiefe zur Höhe fortschreitend. Die Arbeit an diesem Reiche sich zum Lebenszweck setzen, das heißt den Fortschritt der Menschheit zum Ziele haben.

Zeigt uns Christus diesen Zweck, so zeigt er uns auch die Mittel, ihn zu erreichen und gibt uns die rechte Lebenskraft, die wir dazu gebrauchen. Die Mittel aber sind Achtung vor uns selbst als berufenen Mitarbeitern Gottes und Achtung vor der besonderen Aufgabe, die jeder hat; vor allem aber Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, dessen Gesetz uns in der Natur wie in der sittlichen Weltordnung und in unserem eigenen Gewissen überall entgegenleuchtet. Dann verschwinden die Unterschiede der menschlichen Berufsarten und die Unterschiede von hohem und geringem Stande in dem allgemein menschlichen Beruf, der uns alle vor Gott einigt.

Und Christus bringt uns endlich auch den wahren Lebensmut, der zum Leben so unentbehrlich ist, das rechte, siegesfrohe Gottvertrauen, daß unser Werk, im Dienste Gottes getan, nicht vergeblich ist, so unscheinbar es vor Menschen aussehen mag.

Scheint es uns wohl der Mühe wert, mit Christus in solchem Leben zu wandeln? Dann, meinde Freunde, laßt uns aufstehen und unsere Blicke emporheben zu den Zielen, die er uns, die er der Menschheit steckt! Laßt uns unsere Kräfte prüfen, ob wir sie nicht von neuem getrost in seinen Dienst stellen können! Laßt uns aufwachen von aller Trägheit und Gedankenlosigkeit und von allem Kleinmut! In der Nachfolge unseres Herrn und in der Arbeit für sein Reich gilt unverbrüchlich sein Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch das genommen, was er hat.“

Ostern ist gekommen! Möge es denn für jeden von uns ein wirkliches Ostern sein voll Auferstehung und Leben. Alles, was uns dazu erweckt und stärkt, ist eingeschlossen in dem Osterrufe Christi, mit ihm in seinem Leben zu wandeln. Nun laßt uns hingehen und die schlichte und doch so große, unentbehrliche Mahnung begleite uns in unsere täglichen Pflichten hinein:

„Mach dich auf und werde licht,
Gottes Werk zu treiben.
Alles lebt, da darfst du nicht
Unter Toten bleiben.
Nur wer strebend Kräfte übt,
Sagt mit Recht, er lebe.
Nur der Zweig, der Trauben gibt,
Haftet an der Rebe.
Strebe, ringe, weil du lebst,
Edles tun heißt leben;
Wenn du ringend aufwärts strebst,
Wird Gott Größres geben.
Und dort oben wirst du dann
Mit verjüngten Händen,
Was auf Erden klein begann,
Groß und schön vollenden.“

Amen.

Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?

Osterpredigt 1896.

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher —
Es muß doch Frühling werden."

„Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne."

So haben wir wohl in diesen Tagen manches Mal gedacht, wenn wir dem Streit um die Herrschaft zusahen, der zwischen den winterlichen Mächten und dem herannahenden Frühling draußen recht unfreundlich tobte. Denn in uns allen lebt die Gewißheit, daß keine Macht des Todes imstande ist, die Auferstehung zu hindern, die sich alljährlich in der Natur vollzieht. Und wenn das Osterfest kommt, dann blühen unsere Herzen auf in Freude und Hoffnung, mag es draußen auch noch kalt und rauh sein.

Wie manches Osterfest wir auch schon erlebt haben und wie oft wir uns schon zur Osterfeier hier vor Gott vereinigt haben, doch öffnet uns jeder neue Ostertag von neuem die Herzen und macht sie uns weit und frei. Mögen auch zuvor schwere Steine der Sorge oder schmerzlichen Leidens uns bedrückt haben, unter dem Hauche der Osterbotschaft werden sie abgewälzt oder doch leichter getragen.

Das geschah ja schon am ersten Osterfeste, welches die Welt gesehen, am Osterfeste der Jünger Christi. Nur wenige Tage waren sie in die tiefste Traurigkeit versenkt durch den Tod ihres Herrn, dann erfüllte sich an ihnen, was Jesus kurz zuvor gesagt hatte: „Es ist noch um ein Kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen; aber ihr sollt mich sehen, denn ich lebe, und ihr sollt auch leben." (Johannes 14, 19.)

In den Jüngerkreis führt uns jede christliche Osterfeier zuerst und von da zurück zu unserm gegenwärtigen Ostern. So auch unsere Ostererzählung aus Lukas 23, 55 bis 24, 8:

„Es folgten aber die Weiber nach, die mit ihm gekommen waren aus Galiläa und beschauten das Grab und wie sein Leib gelegt ward. Sie kehrten aber um und bereiteten Spezerei und Salben; und den Sabbath über waren sie stille nach dem Gesetz.

Aber am ersten Tage der Woche sehr frühe kamen sie zum Grabe und trugen die Spezerei, die sie bereitet hatten und etliche mit ihnen. Sie fanden aber den Stein abgewälzt vom Grabe, und gingen hinein und fanden den Leib des Herrn Jesu nicht. Und da sie darum bekümmert waren, siehe da traten zu ihnen zwei Männer mit glänzenden Kleidern. Und sie erschraken und schlugen ihre Angesichter nieder zur Erde. Da sprachen die zu ihnen: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen! Und sie gedachten an seine Worte."

Was ist natürlicher, meine Freunde, als daß die Jünger und besonders die Frauen aus der Umgebung Jesu, sobald sie konnten, zum Grabe ihres Meisters gingen? Daß die Frauen dabei den Männern voran waren, wundert uns nicht. Am Freitag abend hatten sie am Grabe nur wenige Augenblicke weilen können, denn mit Sonnenuntergang brach der Sabbath an, und an dem Tage durften sie den Leichnam nicht anrühren. Wenn man weiß, wie strenge die Juden ihren Sabbath hielten, dann versteht man das Wort unserer Erzählung sehr wohl: „Und den Sabbath über waren sie stille nach dem Gesetz." Aber am Sonntag, ihrem ersten Werktag der Woche, da hielt es sie nicht mehr; schon in der Frühe des Morgens machten sie sich auf, um den Leichnam mit Spezereien zu schmücken nach dem frommen Brauch ihres Volkes. An der Stätte der Toten suchen sie ihren toten Herrn.

In dem allen ist nichts Ungewöhnliches. Geschieht es doch auch bei uns, daß die Gräber der Toten aufgesucht werden von den Lebenden. Wo ein frisches Grab aufgeschüttet ist, da zieht es die liebenden Herzen immer wieder hin, da tritt die Gestalt der Entrissenen am deutlichsten vor die Seele. Und zumal die Frauen sind es heute wie damals, die mit ihrem zarteren Empfinden für den freundlichen Schmuck der Gräber Sorge tragen. Die Frauen und nachher die Jünger, die zum Grabe Jesu gehen, suchen ihren Herrn bei den Toten, aber sie finden ihn nicht; den Suchenden begegnen fremde, glänzende Gestalten und sprechen zu den ängstlich Blickenden: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier; er ist auferstanden.

In dieser Erzählung, die sich mit mannigfachen Abweichungen bei mehreren Evangelisten wiederholt, und in allen andern Ostererzählungen hat die älteste christliche Überlieferung die erste Ahnung und die erste Erfahrung der Jünger und Jüngerinnen Jesu von seiner Auferstehung zum Ausdruck gebracht. Laßt uns ihrem Sinne und ihrer Bedeutung für den Jüngerkreis noch etwas nachdenken und uns dann fragen, was solche Ostererzählung auch uns und unserem Geschlechte zu sagen hat.

Die Liebe, welche zum Grabe geht, um dort zu weinen und dem Toten noch Zeichen der Anhänglichkeit und des treuen Gedenkens zu bringen, ist erfüllt von tiefem Schmerz über den unverhofften und unersetzbaren Verlust. Aber sie ist auch erfüllt von Sehnsucht nach dem Verlorenen. Sie möchte noch einmal die lebendige Rede seines Mundes hören, sie möchte ihm noch vieles sagen, was das Herz in seinen Tiefen bewegt, möchte ihm danken für alle seine Liebe und um Verzeihung bitten für so manches, was man an dem Lebenden versäumt hat und nun an dem Toten nicht mehr erfüllen kann. So taucht hinter dem Bilde des schmachvoll Gemarterten und Getöteten wieder das Bild des Lebendigen empor, der mit ihnen gewandelt ist und sie mit Wort und Tat so reich gesegnet hat. Sie fangen an, nachzudenken über die Zeit, die seinem Tode voranging. Sprach er nicht in Galiläa selbst von seinem bevorstehenden Tode, wies er nicht darauf hin, daß er leiden müsse und gekreuzigt werden? Und hatte er nicht ein dunkles Wort von seiner Auferstehung gesprochen? Und sie

hatten das alles nicht verstanden und nicht begreifen können, was er damit meinte.

„Und sie gedachten an seine Worte“, sagt unser Text und deutet durch die „Gestalten in glänzendem Gewande“ an, daß ihre Erinnerung sich immer mehr mit Licht und Glanz erfüllt, bis ihre Herzen ganz bereitet sind für die frohe Osterbotschaft: Der Herr ist auferstanden! Je mehr sie daran denken, je mehr sie davon reden, was sie alles vor dem Karfreitag aus Jesu Munde gehört und mit ihm zusammen erlebt haben, um so gewisser wird es nicht nur diesen Frauen, sondern den Jüngern allen, einem nach dem andern: Unser Meister ist auferstanden und lebt! Was sollen wir den Lebendigen suchen an der Stätte der Toten? Das Grab ist eine leere Gruft für alle, die mit Petrus zur Erkenntnis kommen: „Er ist getötet nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist.“ (1. Petri 3, 18.)

Und als erst der Auferstehungsglaube bei ihnen zur jubelnden Gewißheit geworden, da sahen sie alsbald auch den Auferstandenen. Denn nur dem Glauben, der „nicht siehet auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare“ (2. Kor. 4, 18) und der Liebe, welche von ganzem Herzen den Heiland sucht, und der Sehnsucht, die nach seiner Gemeinschaft ein so herzliches Verlangen trägt, macht sich der auferstandene Christus offenbar.

Da gehen ihrer zwei am Ostertage von Jerusalem nach Emmaus; all ihr Denken und Reden haftet am Tode Jesu und an der neuen Kunde des heutigen Tages. Ihre Erinnerung und ihre Hoffnung beschäftigt sich nur mit dem Einen. Bei den Toten haben sie ihn nicht mehr gefunden, nun sinnen sie halb freudig, halb zaghaft den kommenden Dingen nach. Da wandelt der, nach welchem ihre Seele sich sehnt, bereits unsichtbar und unbekannt neben ihnen, und es bewährt sich an ihnen ein Wort, das er unlängst gesprochen: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Matth. 18, 20.)

Und als allmählich alle Jünger sich wieder zusammengefunden haben — nachdem sie zuvor unter den Schrecken des Karfreitags entflohen waren — und nun wieder nichts anderes unter ihnen zu Worte kommt, als was ihre Herzen bewegt: die bittere Reue, daß sie ihren Herrn verlassen, ja verleugnet haben, die tiefe Beschämung, daß sie ihn nicht besser verstanden haben, die Ahnung, daß sein

Leiden und sein Kreuzestod keine Verstoßung von Gott, sondern eine Vollendung seines Messiaswerkes nach dem Willen Gottes bedeute, — da steht der Verklärte mitten unter ihnen und grüßt sie mit dem gewohnten freundlichen Segensgruß: Friede sei mit euch!

Wer den Auferstandenen also erschaut und seine Nähe und Gegenwart erfahren hat, der sucht den Lebendigen nicht mehr bei den Toten. Das Grab des Herrn kümmert seine Jünger nicht mehr; aus der Felsengruft, wohin man den Leichnam Jesu von Nazareth gelegt hatte, ist der lebendige Christus auferstanden, der fortan „bei ihnen sein wird alle Tage bis an der Welt Ende".

In der Kraft dieses Osterglaubens und dieser Ostergewißheit sind sie die Zeugen und Apostel ihres Herrn geworden, die mit der Geistesmacht seines Wortes es unternehmen konnten, einer Welt gegenüberzutreten und sie zu neuem Osterleben aufzuwecken.

Es gehört mit zu unserer christlichen Osterfeier, daß wir uns in die Ostererfahrungen der ersten Jünger versenken. Wir können und sollen daran unsern eigenen Osterglauben stärken und sollen uns auch unsererseits mahnen lassen: Suchet den Lebendigen nicht bei den Toten!

Wenn wir nicht zu den „Toten gehören, welche ihre Toten begraben", wenn uns unser christlicher Osterglaube auch an die Gräber unserer Toten begleitet, dann werden wir auch schon ähnliche Ostererfahrungen gemacht haben, wie einst die Jünger und Jüngerinnen Jesu. Haben wir einen Menschen zu Grabe getragen, dem wir viel Liebe schuldig geblieben sind, ein Menschenkind, dessen Erdenleben für uns eine Fülle von Segen in sich barg, dann geht es uns wohl ähnlich wie jenen. Es zieht uns an die Gräberstätte, und wir möchten mit stillen Tränen noch dem Geschiedenen danken, möchten ihm noch sagen und geben, was wir vielleicht ihm zu sagen und zu geben versäumt haben, solange er noch bei uns war. So sucht unser Schmerz den Toten bei den Toten.

Aber siehe da, unser Glaube und unsere Hoffnung, die von dem ersten Trennungsschmerz zurückgedrängt waren, werden wie von unsichtbaren Händen wieder aus der Tiefe des Herzens heraufgeholt, und unsere Augen werden vom Grabe des Staubes aufwärts gerichtet zu Gottes Licht und ewigem Leben, und in diesem Licht und Leben sehen wir die verklärten Gestalten unserer Ge-

liebten, und vernehmen die trostvolle Frage: Was suchet ihr bei den Toten die, welche leben? Und es zieht in unsere Seele die Gewißheit, daß sie trotz Tod und Grab unser geblieben sind und uns nahe bleiben mit dem Besten, was sie in sich trugen und mit dem Segen, der von ihnen ausging. Sie sind auferstanden in unseren Herzen und leben nicht nur bei Gott in seinem Lichte, sondern auch in unserm Denken und Handeln.

Das ist eine Ostererfahrung, die unsere Liebe und unser christlicher Auferstehungsglaube an jedem Grabe machen sollte, in das wir Menschen hinabsenken, die nicht umsonst gelebt haben in der Welt.

Doch wir werden jetzt wieder alle an Christi Grab geführt und als eine christliche Gemeinde, welche Ostern feiert, werden wir gemahnt! Suchet den Lebendigen nicht bei den Toten!

Geschieht das wohl heute noch? Denkt daran, meine Freunde, wie man die vermeintliche Stätte der Grablegung Christi mit Kirche und Altären und allen erdenklichen Zeichen einer äußeren prunkvollen Verehrung geschmückt hat; denkt daran, daß viele Tausende dorthin wallfahren, und mit abergläubischen Zeremonien den Auferstandenen anbeten wollen; und sagt, ob das nicht heiße, den Lebendigen bei den Toten suchen.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Wirkungen des lebendigen Christus gebunden wären an besondere heilige Örter und heilige Zeichen. Haben die Jünger, nachdem sie den Auferstandenen gesehen hatten, sich nie mehr um sein Grab gekümmert, wie sollten wir diesem Orte des Todes eine göttliche Kraft zuschreiben? Nein, wir sagen mit unserm Dichter:

„O zieh nicht aus mit Hut und Stabe
Zu Christi Wieg' und Christi Grabe!
Kehr' ein bei dir und suche da
Dein Bethlehem und Golgatha!"

Wir bilden uns aber auch nicht ein, der lebendige Christus sei überall zu finden, wo Menschen seinen Namen tragen. Es gilt noch immer vom Suchen und Finden des Herrn was das Lied uns kündet:

„Der du in der Nacht des Todes,
Christ, erschienst ein helles Licht,
Im Palaste des Herodes
Sucht' ich dich und fand dich nicht.
Fand nur Glanz und eitles Prangen,
Augenlust und Fleischeslust,
Doch nach dir blieb mein Verlangen
Ungestillt, und leer die Brust."

Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Es gibt immer noch Häuser — sie brauchen keine Stätten offenbarer Greuel zu sein, wie das Haus des Herodes — und in diesen Häusern gibt es Herzen, die niemals wahrhaft berührt wurden von dem Hauch des Lebens, das Christus bringt. Ihre Freuden sind leer, denn sie sind ohne Gott, ihre Trauer ist hoffnungslos, denn sie ist ohne Trost. Das Glück macht sie übermütig, und das Unglück stürzt sie in Verzweiflung. Was bleibt da vor den Blicken, welche Leben suchen, als eine Stätte des Todes?

„Weiter zu den Schriftgelehrten
Ging ich, suchend meinen Herrn,
Doch den Klugen und Verkehrten
War verborgen Jakobs Stern.
Zwar sie sprachen gleich den Blinden
Von dem aufgegang'nen Licht,
Aber unter ihnen finden
Konnt' ich den Erlöser nicht."

Wie notwendig ist Schriftgelehrsamkeit in jenem Sinne, den Christus meint, wenn er spricht: „Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt." (Matth. 13, 52.)

Aber wie unnütz ist Schriftgelehrsamkeit, die den Geist austreibt und dann um den Buchstaben streitet; die den Verstand anstrengt, um Gott zu begreifen und in Formeln zu fassen, aber das Herz mit seinen Bedürfnissen nach Glauben und Liebe leer und arm macht und das Verlangen nach Leben und Seligkeit tötet! In solchen Totenschreinen ist der Auferstandene nicht, und hätte man hundertmal mit goldenen Lettern seinen Namen darauf geschrieben.

Aber zu den Tempeln seiner Anbetung laßt uns gehen, die allerorten die Erde füllen:

„Aus dem Tempel sah' ich scheinen
Opferfeu'r und Pracht und Licht,
Ahnen konnt' ich hier den Einen,
Doch ihn selber fand ich nicht."

So ruft unser Lied. Freilich es meint den jüdischen Tempel zur Zeit Jesu; aber wie, wenn die Gottesdienste in christlichen Gemeinden auch also zur leeren Form geworden wären, wenn eine tote Werkgerechtigkeit sich ihrer bemächtigt hätte, welche sich einbildet, mit äußerlichem Lippendienst und geistloser Buchstaben-Verehrung könne man den lebendigen Gott anbeten? Glichen dann nicht auch christliche Kirchen den leeren Gräbern, aus denen der lebendige Christus entwichen ist?

Suchet den Lebendigen nicht bei den Toten! Das heißt in all' diesem Sinne: Suchet ihn nicht dort, wo ihr keine Früchte der Gerechtigkeit und des Geistes seht. Hingegen suchet ihn an allen Stätten wirklichen fruchtreichen Lebens und hütet euch mit engherzigem Richten das Leben Christi abzusprechen solchen, die ihn nicht mit euch in denselben Formen verehren. Er selbst hat das große Wort gesprochen: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns!" und mit vollem Recht werden wir im Anschluß an dies Wort gemahnt:

„Was wehret ihr den Brudernamen
Dem Jünger, der mit euch nicht geht?
Was lästert ihr den guten Samen
Den eure Hand nicht ausgestreut?
Ein großer Herr braucht manches Knechtes,
Viel Hände kämpfen für sein Reich,
Und im Gedränge des Gefechtes
Ist für euch, wer nicht wider euch." *)

Man sagt wohl, wir sollten den Lebendigen suchen in der Schrift! Ja, meine Freunde, das ist richtig; hat er doch selbst gesagt: Suchet in der Schrift, denn sie zeuget von mir! „Ja, der Herr ist in der Schrift, aber er ist mit seinem ewigen Leben nicht

*) Karl Gerock.

darin als Buch oder Buchstabe, sondern er ist in dem sich selbst auslegenden, Geist und Leben atmenden Worte seines Mundes, er ist in der mit seinem Geiste belebten, aus Glauben gepredigten, mit dem Leben der Christenheit verwachsenen Schrift. Das ist der Bereich, wo man den Lebendigen suchen soll."

Im Bereich dieses seines Wortes, der unendlich viel weiter hineinreicht in das Leben der Völker und der einzelnen, als wir sehen können und als die Gegner Christi zugeben mögen — da entfalten sich die lebendigen Früchte der Wahrheit und der Gerechtigkeit, des Glaubens und der Liebe.

Wollen wir an ihrer Hervorbringung und an ihrem Segen Anteil haben, dann müssen wir das Leben Christi in uns tragen.

Ostern erinnert uns daran heute von neuem und möchte aus jedem Schlafe unsere Seelen aufwecken zu diesem Leben; es ruft uns eindringlich zu: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten." (Epheser 5, 14.)

Noch ist viel Streit auf Erden, wo denn Christus wirklich sei. Die Parteien und die verschiedenen Kirchen oder Sekten rufen wider einander: „Hier ist er! Hier ist er!" In solchem verwirrendem Lärm bestehe das Osterbekenntnis der Seinigen darin, daß sie mit ihren Gesinnungen und ihrem Leben beweisen: Er ist inwendig in uns. Amen.

Die Friedensfeier.

Predigt zum fünfundzwanzigjährigen Gedenktage des Friedensschlusses.
10. Mai 1896.

Zum drittenmal ruft die Erinnerung an die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren unser deutsches Volk zu festlicher Feier vor Gottes Angesicht. Drängt sich doch die Bedeutung einer großen Vergangenheit für die Nachwelt immer in die Feier der wichtigsten Ereignisse und ihrer Gedenktage zusammen. So rief uns der 1. September des vergangenen Jahres, ein friedlicher, stiller Sonntag, den größten Sieg der deutschen Waffen ins Gedächtnis, und mit allen unsern Volksgenossen, welche noch aufwärts schauen zu einem göttlichen Horte, durften wir unsern Dank und unsere Bitten und unsere Gelübde Gott darbringen. Und wieder am Sonntag den 19. Januar konnten wir hier in einer Nachfeier des vorhergehenden Tages der Wiederaufrichtung des einigen Deutschen Reiches, dieser herrlichen Frucht großer Kämpfe und Siege, vor dem allmächtigen Gott gedenken. Da rief uns das Psalmwort zu: „Der Herr wird seinem Volke Kraft geben, der Herr wird sein Volk segnen mit Frieden" (Ps. 29, 11), und weckte in unserer Brust den Widerhall: „Gott *war* mit uns, sein war die Kraft, sein war der Sieg; Gott *wird* mit uns sein und wird uns segnen mit Frieden, wenn wir sein Volk sind und bleiben."

Heute ist der 10. Mai, *und wieder ist es ein Sonntag*, der uns daran erinnert, wie Gottes Friedensverheißung sich vor 25 Jahren erfüllte, als der ehrenvollste Friede geschlossen wurde, welchen unser Volk jemals nach heißem, blutigem Kampfe sich erstritten hat. Dessen wollen wir vor Gott gedenken, anknüpfend an das Bibelwort Sir. 50. 24—26:

> „Nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden; der uns von Mutterleib an lebendig erhält und tut uns alles Gute. Er gebe uns ein fröhlich Herz und verleihe immer Frieden zu unserer Zeit, und daß seine Gnade stets bei uns bleibe, und erlöse uns, solange wir leben."

Auf dem Grunde dieser Textesworte erbaue sich unsere Friedensfeier vor dem Angesicht unseres Gottes

1. in dankbarem Rückblick auf die Vergangenheit;
2. in demütiger Einkehr bei uns selbst;
3. in freudiger Aufrichtung zu Gott.

---

1. Als vor bald 250 Jahren der schreckliche Dreißigjährige Krieg endlich seinen Abschluß fand, da schlug der fromme Martin Rinkart, Pfarrer zu Eilenburg in Sachsen, welcher alle furchtbarsten Kriegsgreuel an sich und den Seinigen erfahren hatte, die Bibel auf, und die eben verlesenen Worte des Jesus Sirach gestalteten sich ihm wie von selber zu dem herrlichen Liede: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge tut an uns und allen Enden." Dies Lied wird in unserem deutschen Volke niemals vergessen werden; ist es doch in Wahrheit zu einem geistlichen Volksliede geworden, und wo seither in deutschen Landen die Friedensglocken läuteten, da ist es in Kirchen, Schulen und Häusern aus Millionen dankbarer Menschenherzen wie ein mächtiger Lobpsalm zum Himmel gedrungen. Und was wäre denn auch natürlicher? O schönster Tag, wenn endlich die Sonne des Friedens leuchtend über den Völkern aufgeht und sie „ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen"! Wer kann die überströmende Fülle von Dank und Freude aussingen und aussagen, welche da auf vielen Tausenden von Altären, laut und öffentlich oder still und verborgen, als heilige Opferflamme zu Gott emporsteigt! Wahrlich, meine andächtigen Freunde, an der Erinnerung entzünden sich auch unsere Herzen wieder zum Dank gegen Gott, zum feurigen Dank, daß er einst unserem Volke einen solchen Frieden ermöglicht und geschenkt hat, und mehr noch, daß er nun seit fünfundzwanzig Jahren uns den Frieden gnädig erhalten hat.

Wohl hat auch der Krieg seine großen Erinnerungen. Wir haben sie in den letztvergangenen Monaten neu durchlebt, und niemand soll uns die großen Taten dieses mit Gott vollbrachten Kampfes schmähen, aber Krieg bleibt Krieg, und auch der gerechteste Krieg ist ein furchtbar blutiges, wildes Schrecknis. Es

ist schon manches Mal dagewesen, daß eine stürmische, tatendurstige Jugend, sich entzündend an großen Ereignissen der Vergangenheit, den Krieg herbeigewünscht hat, nicht ahnend seinen Jammer und seine Schrecknisse. Aber das ist niemals dagewesen, daß ein edeldenkendes und warmschlagendes Menschenherz im Kriege selbst nicht das Verlangen nach Frieden mächtiger und mächtiger in sich empfunden hätte! Die besten Helden unseres Volkes und unseres Heeres, allen voran Kaiser Wilhelm der Siegreiche und sein edler Sohn, haben in allen herrlichen Erfolgen, die ihnen Gott vor fünfundzwanzig Jahren verlieh, dies am höchsten gepriesen, daß dadurch dem Kriege schneller ein Ende gemacht werden konnte. Und sicherlich ist bis zum Letzten und Geringsten im deutschen Heere keiner gewesen, der nicht mit Dank und Freude an die Heimkehr dachte, als die Kunde sein Ohr erreichte: „Der blutige Kampf ist aus, der Friede ist gekommen!“ Und wieder alle, die zu Hause gesorgt und gebangt und gebetet hatten für ihre kämpfenden Väter, Gatten, Brüder, Söhne — o, wer kann den jubelnden Dank ermessen, der in ihren Herzen laut wurde bei der Botschaft: „Es ist Friede!“

Doch wer sind jene, die uns bei diesem Rückblick plötzlich das Bild der Freude und des Dankes trüben? Ich sehe sie wieder im Geist vor mir, die dunkeln Gestalten in der Witwentracht und gebeugte, greise Eltern und verwaiste Kinder und vereinsamte Bräute; ich sehe sie wieder rinnen, die ungezählten Tränen des bittern Grames; ich sehe sie wieder bluten, die brennend heißen Wunden des Schmerzes um die Gefallenen, die nimmer heimkehrten mit den fröhlichen Siegern. Heute freilich sind auch diese Wunden längst geheilt; der Trost der Liebe Gottes hat ihnen Balsam bereitet und hat den Gebeugten die Hand aufs Haupt gelegt und gesagt: „Sehet die Opfer, die ihr dem Vaterland und seiner Zukunft und seiner Größe gebracht habt — sie sind geheiligt und gesegnet für alle Zeit!“ Und dieselbe Liebe Gottes hat ihnen die ungezählten Genossen ihres Leides gezeigt und sie gelehrt, daß alle Tropfen eigenen Wehs verströmen im großen Meer des allgemeinen Leidens.

Und auch wir gedenken heute aller jener Opfer voll reinen Dankgefühls. Dank schulden wir allen, die ihre teuersten Schätze dem Vaterlande dahingegeben haben, Dank vor allen den

Toten, die im Kampfe geblieben sind. Wir suchen im Geiste ihre Gräber im fernen Lande auf und sprechen darüber:

„Ruhet sanft, ihr Geliebten, von eurem Blute begossen
Grünet der Weinstock, es keimt fröhlich die köstliche Saat!"

So soll jede Erinnerung im Rückblick auf den Tag des Friedens vor fünfundzwanzig Jahren heute in Dank ausklingen.

2. Aber, meine andächtigen Freunde, von jenem Tage trennen uns jetzt fünfundzwanzig Jahre, und unsere Gedanken können nicht bei dem 10. Mai 1871 stehen bleiben, sie kehren durch den Zeitraum, welcher dazwischen liegt, allmählich in die Gegenwart zurück. Haben diese fünfundzwanzig Jahre von nichts anderem zu sagen, als von Freude und Dank eines beglückten Volkes?

Gott hat uns gesegnet mit Frieden, aber haben wir diesen Segen begriffen und ergriffen? Ist uns der Friede durchaus zum Segen geworden? Solche Fragen drängen sich uns heute vor dem Angesichte Gottes auf, und unser Rückblick wird nun zum Blick nach innen, zur Einkehr bei uns selbst. Das ist das Zweite, was uns unsere Friedensfeier bringt.

Wehe unserem Volke, wenn alle die großen Erinnerungszeiten, die wir jetzt erlebt haben, ihm zu nichts anderem dienen würden als zur Selbstverherrlichung und zum Übermut! Wahrlich, wir haben von den Folgen solchen Taumelgeistes zu gewissen Zeiten genug erlebt, daß wir davon geheilt sein könnten; auch ist doch immer, gottlob, der Gesamtcharakter unseres christlichen Volkes zu ernst, um von solchem Geiste gänzlich überwältigt zu werden. Aber wenn wir heute vor Gottes Thron kommen mit dem Dankopfer auf den Lippen, daß er uns die Jahre des Friedens gnädig geschenkt hat, so kommen wir an der Frage nicht vorbei, die uns wie eine Gottesfrage ins Gewissen schlägt: Wie seid ihr mit dem heiligen Gut des Friedens umgegangen, das euch gegeben ward?

Zwar, daß wir genötigt sind, immerfort in einem bewaffneten Frieden zu leben, wie man es mit Recht nennt, das ist unsere Schuld nicht, und dankbar können wir zu den Herrschern und Führern unseres Volkes aufschauen, welche gerüstet auf der Wacht stehen, nicht um Krieg zu führen, sondern um den Frieden zu schützen. Aber wenn wir auf den Gesamtzustand unseres Volks-

lebens hinblicken, gibt es da nur Früchte des Segens und trifft das Psalmwort für uns zu, „daß in unserem Lande allerorten Ehre wohne, daß Güte und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Frieden sich küssen?"

Unser Gott fordert ja durchaus nicht, daß in einem Lande, welches er mit Frieden segnet, die Ruhe eines Friedhofes herrsche; er will nicht auf Totengefilde schauen, sondern auf lebendiges Streben und Schaffen. Auch hat er den Streit der Kräfte nicht untersagt, wenn sie nur das Beste im Wettkampf erproben und erreichen wollen, wenn es von ihnen heißen kann:

„Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit; Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten von einem Gefühl glühend ein einziges Herz."

Aber wo ist der Geist der Eintracht und des eifrigen Wettstreits, welcher auch in unserem Volke und in unserer Zeit das Größte schaffen könnte und sollte unter den Segnungen des Friedens? Überall richtet man mit geschäftiger Hand Schranken über Schranken auf; schärfer als je scheiden sich die Stände und die Berufsarten, die Konfessionen und die Parteien. Und wo der Geist der Versöhnlichkeit und des gegenseitigen Verständnisses und Entgegenkommens Segen stiften möchte, da sieht man den Geist der Selbstsucht oder des Neides an der Arbeit, um Unfrieden und Haß zu säen, oder der giftige Spott verdächtigt und verleumdet die edelsten Absichten. Und anstatt das Übel an der Wurzel zu fassen und bei sich selber anzufangen, hat jeder Stand und jeder Beruf meist nur Klagen und Anklagen gegen die andern bereit.

Ach, ist da der Geist der Bruderliebe, an welchem wir als Christen erkannt werden sollen, jener Liebe, welche langmütig und freundlich ist, sich nicht erbittern läßt und nicht das Ihre sucht? Und fordert etwa ein solcher Krieg im Frieden keine Opfer? Wo jene menschliche Selbstsucht regiert, die keine anderen Götter neben sich selber kennt und nach dem Wohl und Wehe des Nächsten nichts fragt, da messen sich die Kräfte im Vernichtungskampfe, bis der Schwächere verblutend am Boden liegt. Das sind düstere Bilder, meine andächtigen Freunde, aber sie sind wahr. Möge unsere Friedensfeier uns mahnen, daß wir von der Selbstsucht, die uns

alle gefangen hält, lassen und in der Hingabe an das Wohl und den Fortschritt des Ganzen in unserem Denken, Streben und Handeln Güte und Treue und Gerechtigkeit beweisen!

3. Darf denn dieser Tag nicht vorübergehen, ohne uns zur Einkehr und zur Umkehr zu mahnen, so gottlob auch nicht ohne Trost der Hoffnung für die Zukunft! Meine Freunde! So trübe oft das Bild der Gegenwart dem nachdenkenden Menschenfreunde erscheinen will, so ist doch für uns kein Grund vorhanden, deswegen an der Zukunft irre zu werden. Sind auch viele schöne Blüten abgefallen, so ist doch auch manche schöne Frucht der Gesittung und des Fortschritts in den letzten fünfundzwanzig Jahren reif geworden, und der stille und starke Geist, welcher voll Gottvertrauen und voll Selbstvertrauen den Sieg der Wahrheit und des Guten fördert, weil er an diesen Sieg glaubt, der ist von unserem Volke und aus unserer Zeit noch nicht gewichen. Damit wir aber seine Früchte sehen und fördern helfen, ist es nötig, daß wir von den Bildern, die uns das Herz beklemmen und verwirren, den Blick in die Höhe heben, und mit einem solchen Ausblick und Aufblick wollen wir endigen.

Unser Text legt uns zum Schluß drei köstliche Bitten in das Herz und auf die Lippen. Wohlan, so laßt uns von ganzem Herzen bitten: „Gott gebe uns ein fröhliches Herz!“ Daß heißt doch ein Herz, welches durch keine Furcht verwirrt, durch keinen Unfrieden zerrissen, durch keine Bitterkeit zusammengezogen wird, sondern frei und weit sich seines Gottes freuen kann und alles dessen, was Gott gibt, und es zu gebrauchen weiß zum eigenen und zu des Nächsten Heil und zu Gottes Dienst und Ehre.

Laßt uns ferner mit unserem Texte bitten: „Er gebe uns immer Frieden zu unserer Zeit!“ und laßt uns dabei mit aufrichtigem Herzen geloben, daß wir niemals Zwietracht und Streit säen wollen, sondern uns des teuren Gutes des Friedens würdig zu machen und es nur zum Segen zu benutzen bestrebt sein wollen.

Laßt uns endlich, wie Jesus Sirach, beten und bitten, „daß Gottes Gnade bei uns bleibe und erlöse uns, so lange wir leben“. Ja, das ist es, was wir brauchen: Erlösung, Befreiung! Nicht von so manchem wirklichen oder eingebildeten kleinen Übel,

das unser Dasein trübt, sondern Befreiung von uns selbst, Erlösung von der knechtenden Macht unserer Selbstsucht und unserer Sünde. O, daß wir es glauben könnten und daß es alle erfahren möchten: Es gibt keine Erlösung oder Brefreiung für uns von diesem Feinde außer der Liebe und Gnade unseres Gottes. Glaube von Herzen an die Liebe deines Gottes, und die Himmelskraft dieser Liebe zieht als Erlösung in dein Herz und Leben ein und macht dich frei von Furcht und von Trotz und von Eigennutz und Härte und wandelt dich um zu einem Gotteskinde mit fröhlichem Herzen. Es geht dir dann, wie das Bekenntnis des Dichters sagt: „Lange hab' ich mich gesträubt, endlich gab ich nach; wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach. Und so lang du dies nicht hast, dieses „Stirb" und „Werde", bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde."

Meine andächtigen Freunde! Vor uns liegt Himmelfahrt und erinnert uns an das vor wenigen Wochen gefeierte Osterfest. Da steigt vor unseren Blicken der verklärte Held empor, welcher, wie kaum ein anderer je auf Erden, ein Mann des Kampfes war und doch in allem Kampfe immer der „Friedefürst" blieb. Warum konnte unser Herr und Meister den Seinigen den Frieden verkündigen? Warum klingt es über seiner Geburt „Friede auf Erden!" und warum spricht er scheidend zu denen, die an ihn glauben: „Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, nicht gebe ich, wie die Welt gibt?" Weil er die Gotteskraft der erlösenden Liebe in sich trug, welche alle Selbstsucht und alle Macht der Sünde überwindet! Geht diese Kraft, welche die Jünger von ihm empfingen, heute nicht mehr von ihm aus? Meine Freunde, wer unter uns wäre nicht schon solchen Menschen begegnet, die uns als wahre Friedensboten und Friedensbringer erscheinen, weil sie als Streiter nicht nur das Wort des Paulus erfüllen: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark", sondern auch das dazu gehörige: „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen!" (1. Kor. 16, 13 u. 14.) Das sind die von Christi Geist und Christi Gesinnung ergriffenen Menschenkinder. Wenn wir nun finden, daß in uns die Kraft des Friedens, der von Christo ausgeht, noch gering ist und daß wir so wenig zur Erhaltung und zur Vermehrung wahrer Friedensgesinnung beitragen, dann laßt auch uns von neuem aus Christi Geistesfülle diese Friedens-

gesinnung schöpfen, laßt uns seine aufrichtigen Jünger werden, dann werden wir Frieden haben und Frieden bringen auf Erden! Denn es bleibt dabei:

„Es kann nicht Friede werden
Bis seine Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt.“

Amen.

Was ist der Mensch?*)

Predigt am 6. Mai 1906.

Unsere größte Aufgabe heißt Menschwerdung. „Werde, was du bist!" Das gilt dem Menschen als Menschen. Das umfaßt unser ganzes Sein und fordert alle unsere Kräfte zur Entfaltung auf. Wie viel Unsicherheit, Einseitigkeit, Halbheit und Engherzigkeit könnte und müßte überwunden werden, wenn wir nach wahrer Menschwerdung, nach reinster und höchster Menschlichkeit streben würden.

Oder scheint es euch, meine Freunde, als sollte man in christlicher Gemeinde nur davon reden, daß und wie wir rechte Christen werden müssen. Dann laßt euch bitten, mir heute bei einer Betrachtung zu folgen, welche zu zeigen versuchen möchte, daß wahres Christentum und wahres Menschentum eins und dasselbe ist.

> Psalm 8, 4—7: „Wenn ich sehe den Himmel, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst? — Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan."

1. „Was ist der Mensch?" Das ist in unserer Zeit die brennendste aller Fragen geworden. Überall beschäftigt sie die Geister, und an ihrer Beantwortung hängt nicht nur des einzelnen Lebensrichtung, Weltanschauung, Wohl und Wehe, sondern auch die Zukunft unseres ganzen Geschlechts.

Man kann diese Frage rein wissenschaftlich behandeln, aber die wissenschaftliche Forschung und Erkenntnis kommt dabei nicht über den Menschen als Naturwesen hinaus und nicht über seinen natürlichen Zusammenhang mit allen andern Kreaturen.

---

*) Diese Predigt wurde bei einem Besuch in Crefeld in der dortigen Mennonitenkirche gehalten.

Vor der religiösen Betrachtung aber steht das Menschenkind, das mit höheren Kräften der Seele und des Geistes ausgerüstet ist, mit Bedürfnissen, die über sich selbst hinausreichen in eine höhere Welt göttlichen Lebens und göttlicher Wahrheit. Die Wissenschaft mag erklären und enträtseln, was in ihrem Bereiche liegt, darin soll und darf die Religion sie nicht stören. Aber keine Wissenschaft, enthüllt die letzten Rätsel der Menschlichkeit, deren Lösung uns hier vielleicht nie aufgehen wird. Da kann nur eine religiöse Betrachtung uns innerlich befriedigen und erheben.

„Was ist der Mensch?“ so klingt es uns auch aus unsern Psalmworten entgegen. Aber wir fühlen sogleich, daß es sich hier nicht um eine Frage menschlicher Wißbegierde handelt. Es ist vielmehr ein Ausruf andächtiger Ergriffenheit, der Ausdruck anbetender Ehrfurcht. Der Dichter blickt von der Erde hinauf zum Himmel und zu den fernen Welten, die als Mond und Sterne durch das Dunkel der Nacht leuchten, und fühlt sich klein in diesem unermeßlichen All, demütig beugt er sich vor dem Schöpfer und vor seiner Hände Werk.

Nicht wahr, meine Freunde, diese Empfindung ist uns nicht fremd und unverständlich. Wie sehr das Weltbild, das dieser fromme Mann des alten Israels in sich trug, verschieden gewesen sein mag von dem unsrigen: Wir fühlen dieselbe Andacht beim Anschauen der ungezählten Welten, die in ruhigem ewigem Kreislauf um unsere kleine Erde her ihre Bahnen ziehen. In diesem unendlichen Weltall fühlen wir unsere Kleinheit, unsere Nichtigkeit. Was ist der Mensch, dies einzelne kleine Geschöpf, was bin ich selbst in dieser ungeheuren Weite? Ein Tropfen am Eimer, ein Sandkorn am Meeresstrande. „Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir!“ so mahnt unser deutscher Dichter ganz im Sinne des Psalmisten: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!“

Das ist religiöse Stimmung, der wir uns nicht entziehen sollten. Wir sind ja so stolz auf vielerlei Fortschritte, die wir gemacht haben; wir rühmen uns so gern unserer Macht über die Naturkräfte, vor denen man sonst zu zittern pflegte. Wir haben gelernt, sie zu bändigen, in unsern Dienst zu nehmen; wir können dem Schall durch die Lüfte folgen und dem Strahl durch den Äther, wir haben „das vertraute Gesetz gefunden in des Zufalls

grausenden Wundern und den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht".

Siehe, da treten unerwartet, mit furchtbarer Plötzlichkeit mitten hinein in die Selbstüberhebung und die Sicherheit des modernen Kulturmenschen ungeheure Katastrophen, wie wir sie kürzlich erlebt haben. An weit entfernten Punkten des Erdballs fast gleichzeitig brechen sie hervor aus der Tiefe, die ungebändigten Naturgewalten, die in einer einzigen Minute zerstören können, was Menschenhände in vielen Jahrzehnten erbaut haben. Die Erde bebt und die Berge wanken, der Menschen Werke sinken in Trümmer und unter Schutt und Asche werden blühende Wohnstätten begraben, Leben und Habe Tausender wird vom Gluthauch des Todes angeweht und vernichtet.

Ja, wahrlich, da werden wir Menschen klein vor der überragenden Gewalt, die wir nicht zwingen können: „da beugt sich jede Erdengröße dem Fremdling aus der andern Welt". Da merkt es auch der Gedankenlose, wie viel noch fehlt, daß wir schon „Herren seien über Gottes Werk" und daß alles, was er „unter unsere Füße getan", schon völlig zu unserm Dienst bezwungen und überwältigt sei. Da hört es auch wohl der kalte Spötter, „daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir!"

Für Christen freilich sollte es solcher Katastrophen nicht bedürfen, um sie vor Gott zu beugen. Ihre Ehrfurcht vor dem Ewigen begleitet sie durch die mannigfachen Wechselfälle ihres Erdenlebens. Wer von uns kennt nicht in der Vergangenheit solche Stunden, in denen er gebeugten Hauptes vor der göttlichen Macht gestanden hat! Vielleicht tief gebeugt im Innern über bittere Erfahrungen und schmerzliche Enttäuschungen. War's selbstverschuldetes Schicksal und trieb die Scham und die Reue über den Mangel an Bewährung uns zum bitteren Geständnis unserer Schuld? War's Mißerfolg durch anderer Untreue und Täuschung unseres Vertrauens? War's schmerzlicher Verlust von Erdengütern, die wir doch geliebt oder gar von teuren Menschen, denen unser Herz gehörte?

Wer stand je am Krankenbett seiner Lieben und wog in ängstlich zweifelnder Seele die Möglichkeit der Hilfe und die Wahrscheinlichkeit des Verlustes gegen einander ab; — und fühlte nicht tieferschauernd die Nähe der dunkeln Todesmacht, die niemand

enträtseln kann und vor der menschliches Wissen und Können, menschliches Wünschen und Hoffen ohnmächtig verstummen muß!

Ja „daß wir Menschen nur sind!“ Wir werden alle zu unserer Zeit daran erinnert und wohl uns, wenn uns der Gedanke nicht zur Verzweiflung, nicht zur trotzigen Verbitterung, sondern zur frommen Beugung dient vor unserm Gott.

2. Wir fühlen wohl, meine Freunde, daß unser Psalmwort mit dieser Betrachtung nicht erschöpft ist, sondern daß das Beste und Wesentlichste noch fehlt. Hat der Dichter sich voll staunender Ehrfurcht vor Gott gebeugt, der sich dieses staubgeborenen armen Menschenkindes annimmt, so erhebt er sich an derselben Erkenntnis zu begeisterter Freude über die Hoheit und Würde, zu welcher der ewige Gott uns befähigt und berufen hat: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt.“ So bleibt auch unser deutscher Dichter ganz im Sinne dieser biblischen Verse nicht etwa bei der Mahnung stehen uns im Gefühl unserer Schwachheit zu demütigen, sondern er sagt:

„Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir,
Doch daß Menschen wir sind, hebe es kräftig empor!“

Mensch sein, heißt also doch etwas ganz anderes noch, als ein armes Geschöpf des Staubes sein. Wir sind nicht dazu geboren, hier ewig mit gesenkten Köpfen trübsinnig unsere Straße zu ziehen, sondern unsere Augen zu der Höhe emporzurichten, welche zu erreichen Gott uns bestimmt hat.

Denn er hat uns gewürdigt, seines Geistes Verwandte zu sein! In ihm leben, weben und sind wir. Wir sind seines Geschlechts. Dies ist Christenglaube an den Gott und Vater, welcher nach Pauli Wort nicht nur *über* uns allen ist, sondern auch *in* uns allen und *durch* uns alle sein will.

Aufwärts und *vorwärts*! ist unsere Christenlosung. Das ist nicht gar so schwer, wenn uns die Sonne des Glücks leuchtet, wenn wir gesund und fröhlich dem Leben und seinen Aufgaben gegenüberstehen. Aber unser Weg geht nicht immer über sonnige Höhen, auch durch dunkle Tiefen werden wir geführt. Und wenn die göttliche Weisheit uns beugen will in unserm Trotz, unserm Übermut, unserer Eigenliebe und Selbstverherrlichung, so will

sie doch zugleich in uns die besseren Kräfte wecken und zur Tat aufrufen.

Gewiß: die Pflichten des Lebens, die Gott uns zeigt, sind nicht immer lockend; oft fordern sie viel Selbstüberwindung und einen starken Willen sich einzusetzen mit aller Kraft. Ein Menschentum der hohen Worte und ein Christentum des äußeren Namens und Brauches schafft da nichts. Da muß der Tatbeweis geliefert werden, daß „Gott uns nur wenig niedriger gemacht hat als sich selbst“ und daß wir, was er unter unsere Füße tun will, auch wirklich unter unsere Füße zwingen. Es ist allemal eins der traurigsten Bilder, wenn wir Menschen im Unglück klanglos und ruhmlos untergehen sehen, die uns im Glück tüchtig und gut erschienen. Es kann über jeden die Macht der Trübsal hereinbrechen, denn ungewiß und schwankend ist unser aller Los. Wem aber der Gedanke, daß er ein Mensch sei, das Haupt zu Gott erhebt, der zeigt sich auch im schweren Kampfe mit feindlichen Mächten ungebrochen. Denn er ist größer als sein Schicksal. Er kann erhobenen Hauptes durch das Tal der Tränen und selbst durch das Tor des Todes gehen.

Das Lied, das wir vorhin gesungen haben, sagt: „Wenn nun kein Mensch mehr helfen kann, rufe man Gott um Beistand an!“ Das wollen viele Christen so verstehen, als müßten wir uns immer auf irgend eine Hilfe verlassen, zuerst auf die der Menschen, und wenn diese nicht mehr hilft, dann auf die Hilfe Gottes. Aber aus eigener Kraft sich und andern zu helfen, das lernt man dabei nicht. Es gibt eine Art christlicher Literatur, die das Sichverlassen auf fremde Hilfe, besonders auf die Hilfe Gottes, durch Beispiele merkwürdiger Gebetserhörung stärken und zu nähren sucht, Beispiele, bei welchen es sich stets um Hilfe aus leiblicher Not handelt, um allerlei merkwürdige Rettung aus Krankheit oder um den unerwarteten Empfang irdischen Gutes. Wir wissen als Christen den Wert des Gebets wohl zu würdigen, wir kennen seine Unersetzlichkeit in unserm Verkehr mit Gott, aber wir wissen auch durch Christus, daß die Wirkung des Gebets nicht auf äußere Gaben und Güter hinausläuft, sondern auf Seelenkraft und Glaubensstärke, die wir im Kampf am nötigsten gebrauchen! „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“ Das erscheint manchem unfromm und ist doch ein wahrhaft christliches Wort, wenn man es recht versteht. Denn Gott

will uns am meisten helfen durch die Gaben, die er in uns selbst hineingelegt hat und durch die Kräfte, die er in Not und Schmerzen in uns weckt. Durch Selbsthilfe hilft uns Gott! Und rechtes Gottvertrauen ist auch eins mit dem wahren Selbstvertrauen des in Gott zur Ruhe gekommenen Menschenherzens.

Wir haben kürzlich ein merkwürdiges Schauspiel erlebt. Im Süden des sonnigen Italiens hat der alte Vesuv seine Krater geöffnet und rings umher Tod und Verderben unter die Menschen gesandt. Und was taten diese Menschen? Von abergläubischen Priestern geführt, suchte die abergläubische Menge mit Heiligenbildern und Zaubersprüchen die Mächte der Natur zu bannen! Auf den Häusern Neapels lag die Asche so dicht, daß die Dächer einzustürzen drohten, aber es fehlte an Händen die Asche hinwegzuräumen. Wohl waren Tausende von Obdachlosen und Arbeitslosen in den Mauern der Stadt zusammengedrängt, Hände genug um zu helfen, aber die mußten, Kerzen tragend, in Bittprozessionen ihre Heiligen anrufen.

Fast gleichzeitig hat ein Erdbeben fern im sonnigen Westen Amerikas eine große Stadt zerstört. Aber da waltet unter den entkommenen Bewohnern ein anderer Geist. Kaum ist der erste Schrecken überwunden, da regt sich die Selbsthilfe und die gegenseitige Hilfe, und wunderbare Kräfte entfalten sich, zu retten, was zu retten ist, dem Raub und dem Unrecht zu wehren, und aus Trümmern Neues zu schaffen, so bald es geht! Ich brauche nicht zu fragen, welcher Geist uns als der bessere, menschlichere, christlichere erscheint!

„Was ist der Mensch?" Zu der Frage unseres Eingangs kehren war am Schlusse noch einmal zurück. Und sie erweitert sich uns ganz von selbst zu der Herzens- und Gewissensfrage: Was sollen wir als Menschen sein, was können wir werden nach Gottes Willen? Ein Gewirr und Geräusch von mancherlei Stimmen drängt sich in der Gegenwart um uns her, und jede will uns das Neueste und Gewissseste vom Menschen erzählen.

Aber sie nehmen uns nicht gefangen. An den Traum von Übermenschen hat sich allgemach so viel Menschliches, Allzumenschliches angehängt, daß er seinen Reiz und Glanz verloren hat. Die Lehre vom Tiermenschen befriedigt nur niedere und flache Geister. Aber wir kennen ein Menschenbild, das in allem

Wechsel der Zeiten und der menschlichen Meinungen in unveränderter Größe und Schönheit leuchtet, das ist das Bild des Gottesmenschen, das der Welt aufgegangen ist in Jesus Christus.

„Menschen Gottes zu werden", dazu hat er uns berufen. Sind wir in dieser edelsten Menschwerdung schon zu der Höhe gekommen, wo alles unter unsere Füße getan ist, was uns von unserer Bestimmung scheidet?? —

Wenn nicht, dann wollen wir darum nicht verzagen oder ermatten! sondern auf den Spuren des Geistes Jesu wollen wir vorwärts schreiten, damit wir durch Streben und Irren, durch mancherlei Beugung unter die heilige Macht Gottes aber auch durch immer neue Erhebung zu seiner Weisheit und Liebe, durch das „Stirb und Werde" einer nie ruhenden sittlichen Erneuerung, durch Kampf und Stille innerlich emporwachsen und der Menschheit Christi ähnlicher werden. Amen.

Himmelan geht unsre Bahn.

Predigt am Himmelfahrtsfeste 1902.

Das Himmelfahrtsfest stellt uns noch einmal an den Abschluß der irdischen Wirksamkeit Jesu. Im geschichtlichen Sinne war freilich das Werk seines Erdenlebens beendigt, als er am Karfreitag sterbend sprach: „Es ist vollbracht!“ Oder doch am Ostertage, als den Jüngern offenbar wurde, daß der gekreuzigte Meister auferstanden sei zu ewigem Leben, und zugleich „bei ihnen bleibe alle Tage bis an der Welt Ende“. Unsere Evangelien lassen Ostern und Himmelfahrt noch ganz nahe zusammenfallen, und erst die Apostelgeschichte erzählt von dem letzten Abschied des Herrn ausführlicher und zeigt uns die Gestalt des Erlösers noch einmal im Glanze der Verklärung, mit welcher der Glaube und die Liebe der Seinigen den Auferstandenen umgibt.

Die Christenheit der ersten Jahrhunderte feierte denn auch nicht Himmelfahrt, sondern nur Ostern; und erst allmählich wurden, dem kirchlichen Bedürfnisse entsprechend, die Feste voneinander getrennt und die Ordnung eingeführt, die noch heute in allen christlichen Kirchen gilt.

So feiern wir mit der gesamten Christenheit am Himmelfahrtstage noch einmal den Abschluß jenes heiligsten Lebens, das die Welt gesehen hat. Und wahrlich, wir möchten diese Feier nicht entbehren. Wie am Weihnachtsfeste beim Eintritt Jesu in die Welt, so wird uns heute bei seinem Scheiden noch einmal die Wahrheit eindrücklich, daß Himmel und Erde sich berühren in der Erscheinung des Menschensohnes. Denn nicht die Betrachtung äußerer Begebenheiten, welche noch dazu unserem Denken teilweise ganz fremd sind, sondern der in der Hülle des Himmelfahrtsberichtes verborgene, ewige Gehalt ist unserer Feier Grund und Gegenstand. Die biblischen Schriftsteller reden von den großen Dingen des Lebens Jesu in den Formen ihrer Weltanschauung — sie können das gar nicht anders —; wir betrachten dieselben Dinge äußerlich vielfach mit anderen Augen unseres Wissens, aber ihren ewigen

Sinn erfassen wir, ganz ebenso wie die ersten Christen, mit dem Auge des Glaubens. Und da sehen wir alle miteinander in Christi Himmelfahrt den notwendigen Abschluß seines Erdenlebens. Es erfüllt sich darin für uns sein eigenes Wort: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.“ (Joh. 16, 28.)

Seine Himmelfahrt hat aber für uns noch eine andere Bedeutung. Sie soll uns nicht etwa dazu dienen, ihm staunend und untätig nachzublicken, sondern sie will uns noch einmal zeigen, daß sein ganzes Erdenleben ein Himmelsweg war, und will uns den Antrieb und die Kraft geben, auch unser Leben zu einem Himmelswege zu machen. Davon hat Jesus oft gesprochen und eins dieser Worte mag uns heute Wegweiser für unsere Himmelfahrtsgedanken sein. Wir lesen Joh. 12, 32:

> „Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen.“

Diese Worte und unsere Himmelfahrtsfeier zeigen uns den erhöhten Christus, welcher die Seinen zu sich zieht.

---

1. „Wenn ich erhöhet werde von der Erde“, spricht der Herr. Das Wort hat einen zweifachen Sinn. Johannes fügt hinzu: „Das sagte er, um zu deuten, welches Todes er sterben werde.“ Danach bedeutet seine Erhöhung zuerst nichts anderes als seine Kreuzigung, das schmachvolle Emporheben des Gerichteten an den Kreuzespfahl vor den Augen einer höhnenden Menschenmenge. Doch wir wissen alle, daß für Christus zum Mittel der höchsten Erhöhung und des herrlichsten Sieges geworden ist, was in den Augen der Menschen die tiefste Erniedrigung war. Das verkündigen wir ja in jeder Karfreitagfeier, wenn wir des Herrn Tod verkündigen. Durch das Nachtgewölk, das über Golgatha lagert, leuchtet das helle Morgenrot der Ostersonne, und die blutigen Stacheln des Dornenkranzes auf dem Haupte des sterbenden Erlösers werden schon zu Blutrubinen in der Siegeskrone des Lebensfürsten. Die Menschheit hat sich längst gewöhnt, das Kreuz, das vordem ein Zeichen der

äußersten Schmach war, als ein Siegeszeichen anzusehen, eben weil Jesus am Kreuze gestorben ist.

Aber es gibt für Christus noch eine andere Erhöhung, und diese wird in seiner Himmelfahrt vollendet. Ich sage absichtlich: vollendet. Denn sie zieht sich durch sein ganzes Leben hindurch. Von dem Augenblick an, als er erkannte: „Ich muß sein in dem, das meines Vaters ist," ging sein Weg ununterbrochen aufwärts, himmelan! In dem Bilde, das unsere Evangelien uns von ihm hinterlassen haben, können wir den Himmelsweg Jesu und die Entwickelung seines inneren Lebens mit den Augen unseres Glaubens und unserer Liebe verfolgen. Er ist nicht als ein fertiger Gott in die Welt gekommen, wie es die christliche Anschauung sich wohl zuweilen vorgestellt hat, sondern als der werdende Gottmensch. Als Menschensohn ist er das Kind seiner Eltern in Nazareth, aber was in ihm „aus Gott geboren" war, das womit er „vom Vater ausgegangen war" — der Gottessohn in ihm — das entfaltete sich, den Augen der Welt verborgen, zu jener Höhe der Gottebenbildlichkeit, auf welcher er sprechen konnte: „Ich und der Vater sind eins" und „wer mich siehet, der siehet den Vater." Das sind keine Worte der Anmaßung, wie sie es sein würden im Munde eines sündigen Menschenkindes; auch will sich Jesus nicht an die Stelle des Vaters setzen, sondern wir haben hier den natürlichen Ausdruck der innern Hoheit und des erhabenen Selbstbewußtseins, womit der demütige Menschensohn über die größten Menschen aller Zeiten so gewaltig hinausragt.

Der Weg seiner inneren Entwicklung, welcher zu dieser Höhe führte, war ein Weg immer tieferer und reinerer Erkenntnis des göttlichen Willens und des unbedingten Gehorsams gegen seinen Vater im Himmel. Die feinsten Regungen seiner Seele waren beherrscht von dem Aufmerken auf die Offenbarung Gottes, und so wurde es „seine Speise, zu tun den Willen dessen, der ihn gesandt und sein Werk zu vollenden". (Joh. 4, 34.)

Auf diesem Wege der innern Entwicklung seines Gotteslebens ist ihm nach dem Zeugnis der Schrift auch sein Leiden zu einer Schule des Gehorsams geworden. Denn „obgleich er Gottes Sohn war, hat er an dem, was er litt, Gehorsam gelernt". (Hebr. 5, 8.) „Was er litt", dazu gehört neben seinem Todesleiden aller Widerstand der Sünde, den er fand, dazu gehört alles, was ihm in seiner

kurzen öffentlichen Wirksamkeit an Enttäuschung und Verwerfung, an Undank und Untreue, an Heuchelei und Lüge, alles, was ihm an stumpfer, toter Gleichgültigkeit oder an finsterem, trotzigem Haß gegen die Wahrheit begegnete. Durch all das ist er hindurchgegangen und immer nur aufwärts geschritten. Die Verkennung und Mißachtung der Menschen erniedrigt den nicht, der in der Nähe seines Gottes wandelt. Wohl fühlt er sie tief und schmerzlich, aber auch das muß ihm zur Vollendung dienen nach Gottes Rat, vor dem er spricht: „Du gibst mir den Schild des Heils, und wenn du mich demütigst, dann machst du mich groß.“ (Psalm 18, 36.)

Kann diese innere Entfaltung des Gottesmenschen in Christo wohl endigen im Dunkel des Verbrechertodes? Oder im Felsengrabe des Joseph von Arimathia? Nein! sie kann nur endigen mit seiner Himmelfahrt, mit seiner Heimkehr zu Gott! — Himmelan geht Christi Bahn.

Zu dem erhöhten Christus emporzuschauen in gläubiger und liebender Verehrung, das haben seine Jünger bald gelernt. Und sie haben ihn der Welt gezeigt, so daß manche, die ihn vordem verkannten oder verwarfen, sich vor ihm beugten und seine Zeugen wurden. Vor allen andern Saulus von Tarsus. Ergriffen von seiner Wahrheit, überwunden von seiner Hoheit, sinkt er nieder vor dem Gekreuzigten, den er zuvor verachtet und verfolgt hat. Da werden ihm die Augen aufgetan und er sieht die Wege Gottes zum Heil der Menschheit in den Geschicken des Erlösers. Den er zuvor als einen schuldigen Verbrecher ansah, von dem bekennt er nun: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.“ Den er für einen von Gott selbst Gerichteten und Verworfenen ansah, zu dem schaut er jetzt mit der Gewißheit empor: „Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich alle Kniee beugen sollen, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters!“ (Philipper 2, 8—11.)

2. „Wenn ich erhöhet werde von der Erde“, spricht Jesus, „so will ich sie alle zu mir ziehen.“

Alle! Das reicht über die kleine Zahl seiner ersten Jünger weit hinaus; es reicht weiter als die Grenzen Judäas und Galiläas, weiter als die Gebiete des römischen Weltreichs, es reicht über

die Jahrhunderte hinaus, die vor ihm lagen, und es reicht hinein in die gegenwärtige Zeit und in die jetzige Welt.

In seinen Kreuzestod hat er seine Apostel emporgezogen, und sie sind ihm in standhaftem Glauben und unerschütterlicher Treue gefolgt. Und so oft Märtyrerblut geflossen ist, von den lebenden Fackeln des Nero bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition, und wieder bis zu den Richtstätten, wo man im Zeitalter der Reformation die armen Taufgesinnten folterte und tötete: Immer haben seine Zeugen sich seines Kreuzes getröstet und sterbend an sein Wort gedacht: „Ich will sie alle zu mir ziehen."

Aber dies Wort gilt nicht nur den Blutzeugen der evangelischen Wahrheit. Es konnten doch im Verhältnis zu der unübersehbaren Menge der Christen aller Zeiten immer nur wenige emporgehoben werden zu seinem irdischen Tode. Dagegen will er alle Menschen emporziehen *in sein himmlisches Leben*.

Man hat das oft so verstanden, als wollte Jesus in den Seinigen eine schwärmerische Himmelssehnsucht wecken; als wollte er sie lehren die Erde zu verachten und zu verlassen, um dafür den Himmel zu gewinnen, oder „für den Himmel zu leben". Die Weltflucht von Einsiedlern und Klosterleuten, ebenso wie die Weltverachtung überchristlicher Kreise ist daraus hervorgegangen.

Jesus selbst hat die Erde nicht verachtet, sondern er hat sie geliebt. War sie doch seines Vaters Eigentum und sah er doch überall auf ihr die Spuren des lebendigen Gottes! Aber er sah diese schöne Gotteserde in der Hand von Menschen, die weit davon entfernt waren sie zu einem Lande zu machen, „wo Güte und Treue sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen".

War es denn nicht die Aufgabe der Menschen, die Erde zu einem Himmelreiche zu gestalten? Waren sie nicht ihrem Ursprung nach Bürger einer ewigen Gottesheimat, waren sie nicht göttlichen Geschlechts? Und sie lebten auf der Erde, als wären sie nur Kinder des Staubes, dahingegeben in die Gewalt der Sünde und des geistigen Todes? Wohl hörte man sie von Himmel und Erde reden, aber der Himmel war ihnen ein verschlossenes Gewölbe, die Wohnung eines unverständlichen Gottes, mit welchem nur Priester von Zeit zu Zeit verkehren durften; und die Erde war ihnen eine Wüste voll Mühe und Arbeit und Not, oder eine Stätte der Sinnenlust und der Grausamkeit.

Ihn jammerte dieser Menschheit. Er sah mit dem Auge des großen erbarmenden Mitleids und mit dem glühenden Herzen des Retters diese Erniedrigung der menschlichen Natur.

Da galt es zuerst ihnen den Himmel aufzuschließen und ihnen den lebendigen Gott zu zeigen, anstatt des toten Gottes, dem sie Opfer brachten. Dann galt es ihnen die Erde im Lichte des Himmels zu zeigen und sie ihnen von neuem zu übergeben mit neuen Aufgaben.

Darum predigt und bringt Jesus der Menschheit das Himmelreich. Das ist nicht jenseits der Wolken; es ist herabgestiegen in die Menschenbrust. Aus dem Auge des Heilands leuchtet es mit seiner Himmelsfreude, aus seinen Worten spricht es mit Himmelsweisheit, aus seinem Herzen strömt es wie Himmelsfriede, von seinem Leben geht es aus wie Himmelskräfte.

Wann und wo die Menschheit emporgehoben werden soll aus geistiger Knechtschaft und aus sittlichem Verfall, da muß die Erde zum Himmelreich werden. Und das kann nur geschehen, wenn das Himmelreich die Seelen in Besitz nimmt; „es kommt nicht mit äußerlichen Gebärden", spricht Jesus, „es ist inwendig in euch".

Eine Sehnsucht nach einem Gottesreiche auf Erden hat es, bei den Juden wenigstens, stets gegeben, aber sie war verworren und auf ein falsches Ziel gelenkt. Man redete von einem neuen Reiche Davids auf Erden und dachte an eine Wiederaufrichtung des alten Gottesstaates in Israel. Aber ein rein geistiges Reich, wie Jesus es verkündigte, konnte man sich nicht denken.

So war es die Aufgabe Jesu und seines Evangeliums, die Anschauung des Volkes zu reinigen und jedes Verlangen der Herzen, das über sich selbst hinausging, emporzuziehen und umzuschaffen zu einem Trachten nach dem Himmelreich und nach seiner Gerechtigkeit, seiner Wahrheit und seinem Frieden.

„Ich will sie zu mir ziehen!" das war seines Wirkens heiliger Trieb, als er unter seinem Volke wandelte. Ruft uns diese Betrachtung die bittere Erinnerung immer wieder wach an sein Prophetenschicksal, nichts zu gelten in seinem Vaterlande, und an das weit schlimmere, daß sie den Bringer des Himmelreichs töteten, so laßt uns jetzt um so ernster fragen nach dem Himmelreich in unsern Herzen und in unserer Mitte!

Unsere Blicke sind heute aufwärts gerichtet zu dem erhöhten Christus. Daß wir ihn als solchen preisen und anerkennen, ist noch kein Beweis unserer Zugehörigkeit zu seinem Reich. Sein Wort von den Leuten, die zwar Herr, Herr sagen, aber den Willen Gottes nicht tun, gilt für alle Zeiten.

Unsere Herzen müssen aufwärts gerichtet sein und unser Weg muß aufwärts gehen!

Wir sind Kinder der Erde und wollen uns dessen freuen; wir wollen den mütterlichen Boden unserer Erdenheimat nicht geringschätzen, sondern lieben, und wollen ihn pflegen und bebauen, darauf zu wohnen als Bürger der Erde. Wir wollen die Erde in Besitz nehmen und all ihr Gut gebrauchen nach den heiligen Gesetzen, die Gott ihr und uns gegeben hat.

Das alles können wir aber nur, wenn wir uns nicht der Erde zum Besitz geben, und wenn wir mehr sind als sie.

Darum vergessen wir es nicht, daß unser Geist über die Erde hinausstrebt nach einer höheren Heimat:

„Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Felsenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Diese Sehnsucht zu befriedigen ist die Erde bei all ihrem Reichtum viel zu arm. Die führt unsere Seele aufwärts zu Gott! Da findet sie ihre ewige Heimat. Kein verschlossener Himmel liegt schwer und finster über unserem Erdenleben, seit Christus allen gottsuchenden Menschenkindern den Himmel aufgeschlossen hat. Wer Gott gefunden hat, der hat den Himmel gefunden, denn Gott und der Himmel sind eins. Und wer den Himmel gefunden hat, der lernt auch das Erdendasein erst wirklich verstehen im Lichte Gottes. Er spricht:

„In Gott! o welche tiefe Wonne,
Aus diesem sel'gen Klange spricht!

Nun leuchtet erst des Himmels Sonne,
Nun wird die Erd' erst schön und licht;
Nun wird mein Leben erst zum Leben,
Nun weiß ich erst, warum ich bin,
Und all mein Tun und all mein Streben
Hat nun erst wahren, tiefen Sinn!"

Und was ist dieser Sinn des Lebens anders, als daß wir das Himmelreich in uns tragen und auf der Erde pflanzen und pflegen helfen?

Wie wir das machen sollen, meine Freunde? Zuerst: Verlieren wir niemals den innern Zusammenhang mit Gott! feiern wir von Herzen Himmelfahrt, nicht indem wir von der Herrlichkeit Christi predigen, sondern indem wir inwendig in uns seinen Himmelssinn zu gewinnen suchen.

Und dann: Suchen wir die Dinge der Erde und alle Dinge unseres Lebens mit diesem Sinn zu erfüllen, dies kleine alltägliche Dasein und die großen Aufgaben damit zu verklären! Suchen wir ihn hineinzutragen, wo es noch dunkel, kalt und gottfeindlich in uns und in der Welt aussieht!

Nehmen wir ihn mit uns in die Stunden der Not und in den letzten Kampf des Lebens und bitten wir Gott von Herzen, daß es in unserm Leben und in unserem Sterben Wahrheit werde: Himmelan geht unsre Bahn! Amen.

Der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Pfingstpredigt 1898.

Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen! Amen.

Liebe Gemeinde! „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein!“ Das Schriftwort sollte mit unauslöschlichen Zeichen eingegraben stehen über jeder Kirchentür, über jeder Kanzel, über jedem Kirchenplatz; und es sollte auch die Überschrift bilden für jeden christlichen Gottesdienst, ja für jedes Christenleben von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Wie wird unser liebloser Eifer, den wir christlich nennen, von diesem Wort verurteilt! Wie wird unser totes, gleichgültiges Namenchristentum dadurch verworfen! Aber was ist denn Christi Geist? Wir sind zur Feier des Pfingstfestes hier zusammengekommen, und wenn wir uns an das erste Pfingstfest der Jünger Jesu erinnern, dann sollte es uns nicht mehr fraglich sein, was es mit dem Geiste Christi für eine Bewandtnis hat. Doch hören wir heute eine neue Bestätigung über das Wesen dieses Geistes aus den Worten 2. Tim. 1, 7:

> „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht.“

1. Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht! Wer waren zu der Zeit der ersten Christengemeinden diese Männer, die mit freudigem Dank solche Worte ausrufen durften? Waren es etwa Leute von hohem Ruhm und glänzender Stellung unter ihren Zeitgenossen? Waren es stolze Krieger und Heerführer der weltbeherrschenden Römermacht? Waren es die Menschen hoher Weltweisheit oder irdischen Reichtums? O nein, meine Freunde, es waren jene armen Boten des Evangeliums samt ihren Anhängern, deren einer hier im Namen aller spricht: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht!“

Wunderbarer Gegensatz! Die, welche Jesus wie Schafe mitten unter die Wölfe gesandt hat, haben keine Furcht! Diese zum größten

Teil ungelehrten und einfachen Männer, welche der Herr zu seinen Aposteln erkoren hatte, treten einer Welt voll feindseliger Mächte entgegen und haben keine Furcht! Ist das verwegener Trotz des natürlichen Menschenherzens, oder ist es nicht vielmehr der heilige Geist aus Gott, der sie so furchtlos macht? Wir wissen gar wohl, daß die Jünger Jesu auch einst mit trotzigen und verzagten Herzen ihm gefolgt waren. Wie furchtsam hatten sie gezittert im Sturm auf dem See! Wie trotzig hatten sie Feuer vom Himmel herabrufen wollen auf die Städte der Samariter! Wie hatte Petrus sich überhoben in seinem fleischlichen Trotz: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, will ich dich nicht verlassen!" Und wie hatte derselbe Petrus in kläglicher Menschenfurcht seinen Herrn verleugnet! Und als Jesus gekreuzigt war, welch eine furchtsame, erschreckte Schar ohne Führer, ohne Halt stehen die Jünger am Karfreitag da!

Und dieselbe Schar überwindet die Furcht und wird mit Löwenmut ausgerüstet, sobald der Auferstandene sich ihnen offenbart und spricht: „Nehmet hin den heiligen Geist!", sobald Gott im Brausen des Pfingstfestes ihnen den heiligen Geist Jesu Christi sendet, und ihre Herzen aus diesem Geiste neugeboren werden, und sobald sie durch diesen Geist lernen, mit feurigen Zungen die großen Taten Gottes zu verkündigen.

Ja, das ist des heiligen Geistes Wirkung: *er ist kein Geist der Furcht!* O, daß wir alle fröhlich und wahrhaftig mit Paulus ausrufen könnten: „Wir haben keinen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermals fürchten müßten, sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" O, daß in der ganzen Christenheit dies Wort am Pfingstfest in den Herzen wiederklänge, damit aller furchtsame Geist der Knechtschaft aus den Herzen der Christen und aus ihrem Tun und Lassen verschwände! Denn die Macht und Herrschaft dieses Geistes ist leider noch sehr groß!

Wir wollen es oft nicht einsehen, daß das ganze Christentum darauf angelegt ist, die Furcht mit ihren traurigen Früchten aus den Menschenherzen zu vertreiben. Warum heißt denn das Evangelium die frohe Botschaft? Warum beginnt die Weihnachtskunde und die Osterkunde der Engel mit dem Zuspruch: „Fürchtet euch nicht?" Warum hören wir aus Jesu eignem Munde so oft den gleichen Zuspruch? Furcht und Angst vor der Gottheit waren die

Zeichen des Heidentums; Knechtschaft Javehs war der Ruhm Israels; aber das Christentum ist die Religion der Kindschaft! Da soll keine Furcht vor Gott, sondern wahre Gottesfurcht, d. h. tiefe, demütige, anbetende Ehrfurcht vor dem ewigen Gott die Herzen erfüllen, welche eins ist mit dem kindlichen Vertrauen zu unserem Vater im Himmel.

Selig, wer solchen kindlichen Geist empfängt und frei wird von aller lähmenden Furcht! Wovor fürchten wir uns denn noch? „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?" Wenn das wirklich unser Bekenntnis wäre, dann gäbe es keine Furcht mehr in unseren Herzen. Solange wir aber den Geist Christi nicht besitzen, solange herrscht in uns die Furcht. Nicht, als ob wir immer nur in Ängsten umhergingen. Der Geist der Knechtschaft fährt oft hoch daher mit Eigendünkel und falschem Freiheitswahn und merkt nicht immer die Ketten, die ihn belasten. Aber seine Stunden der Angst kommen zu ihrer Zeit. Da meldet sich die Furcht vor der ungewissen Zukunft; da zittert die Menschenseele vor dem kommenden Tage und vor der kommenden Stunde, und der Fluch der Furcht ist es, daß sie das Übel mehrt, statt es zu bannen. Der heilige Geist aber will uns bewahren vor dieser Not; er will Zeugnis geben unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind, der unsere Gegenwart und Zukunft in seinen gnädigen Händen hält.

Oder die Angst des Gewissens regt sich im Sünderherzen. Je trotziger gegen den Willen des gnädigen Gottes einer ist, desto verzagter vor dem Gericht des gerechten Gottes. Und doch will Gott uns retten von solcher Angst und Furcht und sendet uns den Geist unseres Erlösers und spricht auch zur sündigen Seele, die bußfertig nach seiner Gnade begehrt: „Fürchte dich nicht, glaube nur!"

Wen dieser Geist getröstet hat, der darf fröhlichen Herzens Pfingsten feiern; der streckt seine Hände empor zu seinem Gott und betet um immer reichere Gaben des heiligen Geistes und ruft mit dem Apostel: „Wir haben nicht empfangen den Geist der Furcht!"

2. Sondern wir haben empfangen den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Der heilige Geist ist nicht nur ein tröstender Gottesgeist, welcher uns von der Furcht befreien will, sondern er ist auch ein Geist, der göttliche Gesinnungen in die Herzen pflanzt und uns zu Taten begeistert. Darum heißt er der Geist der Kraft. Es gibt Menschen, welche ihre Abneigung gegen das Christentum damit begründen, daß es eine Religion für Kranke und Elende, für Arme und Schächer sei, aber für die gesunden, strebenden, fröhlich schaffenden Menschen biete es nichts. Daher erziehe es Kopfhänger, aber keine Helden.

Wir fragen diese Leute erstaunt, woher sie denn das Christentum kennen, welche Zerrbilder wahren Christentums ihnen vor Augen schweben? Wer kann einen Paulus mit seiner Kämpfertreue, mit seiner Siegesgewißheit, wer einen Johannes mit seiner Glaubenskraft, „welche die Welt überwindet", ansehen, ohne ergriffen zu werden von dem Geist der Kraft, der ihre Worte und ihre Taten durchdringt? Wenn Jesus von einem Glauben spricht, der Berge versetzt: Wahrlich, die Geschichte des Christentums ist reich genug an Beispielen, daß diese Glaubenskraft in der Welt Wunder und Taten getan hat, und wo sie vorhanden ist, noch immer Wunder und Taten tut. Wo der Geist des Herrn ist, da ist neben der demütigen Ergebung, welche sich dem Willen Gottes gehorsam unterwirft, auch die herrliche Kraft, welche zu Gott sich erhebt „mit Flügeln wie Adler" und nicht müde und matt wird. Das gehört mit zum herrlichen Wesen des Christentums, was der Dichter in die schönen Verse kleidet:

„Religion des Kreuzes, nur du vereinigst in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich."

Und dieser kraftvolle Geist, der uns verheißen ist, ist auch ein Geist der Liebe. Denn die Liebe, welche von Christus auf seine Jünger übergeht, ist nicht ein weichliches Gefühl müßiger oder schwärmerischer Seelen, sondern es ist eine starke, Welt und Tod überwindende Macht, eine Tatkraft ohnegleichen.

Wer kann die Person und das Werk Christi ansehen und fühlte das nicht? Wer kann die Apostel begleiten auf ihren Fahrten und ihrer Predigt zuhören ohne zu spüren, daß in ihre Herzen eine neue Geisteskraft eingezogen war: die herrliche Kraft der selbstüberwindenden und welterobernden Liebe? Denn nicht durch Worte

hoher Weisheit und Gelehrsamkeit haben sie die Zeitgenossen gewonnen, nicht durch den Wettstreit mit den Weisen Griechenlands, sondern durch die geisterfüllte Predigt des schlichten Evangeliums von der Liebe Gottes in Jesu Christo; und wenn sie jemanden gewinnen wollten für ihres Herrn Reich, dann fingen sie damit an, ihn zu lieben. Wie sollte auch eine Welt, die von der Himmelskraft der Liebe keine Ahnung hatte, an diese Liebe anders glauben lernen, als wenn sie ihr in lebendigen Menschen entgegentrat. Seitdem die Jünger mit Christus gestorben und auferstanden waren, wie Paulus spricht, lebte Christus in ihnen mit seiner Liebe; und so viele nach Liebe dürstende Menschenkinder diese Liebe in ihnen erkannten, so viele wurden gewonnen für Christus und lernten „anbeten die Liebe Gottes, die sich in Christo offenbart".

Ja, die Apostel hatten empfangen den Geist der Liebe. Und wenn wir ihnen ähnlich sein wollen mit unserem Christentum, dann müssen wir aufhören, die Menschen durch streitende Worte über Christus und sein Reich meistern und belehren zu wollen; wir müssen den Christus in uns tragen, dessen Liebe die Herzen bezwingt, daß sie ihn wieder lieben und seine Worte halten, dann wird sein heiliger Geist auch zu ihnen kommen und Wohnung bei ihnen machen.

Damit unsere Liebe diesen Charakter gewinne, muß der Geist, den wir empfangen, endlich auch ein Geist der Zucht sein. Wie Jesus seine Jünger erzogen hat, so erzieht der heilige Geist des Herrn die Menschen zu seiner Nachfolge. Wollen wir uns in diese Zucht des Geistes stellen, dann werden wir glücklich sein; wollen wir uns ihr entziehen, dann mögen wir einem Trugbild von Freiheit nachjagen, innerlich bleiben wir immer gefesselt und unfrei. Erst wenn wir durch Christi Geist die Herrschaft gewinnen über unser selbstsüchtiges Ich, dann können wir frei werden. Es begegnet uns wohl allen, daß wir bei dem Streben nach Heiligung unseres Lebens die Hindernisse unserer niedrigen Neigungen empfinden und mit Paulus ausrufen möchten: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe?" Möchten wir dann auch von demselben Streiter lernen, diesen sterblichen Leib und dieses irdische Leben zu einem Tempel des heiligen Geistes zu machen und all unsere Triebe in die ernste Zucht des Geistes zu stellen. An sich ist ja nichts, was mit unserem natür-

lichen Leben zusammenhängt, böse oder unheilig; aber daß wir es nicht zu gottlosem Tun mißbrauchen, dazu ist uns gegeben der Geist der Zucht.

Wohlan denn, Pfingstgemeinde des Herrn! Die Gaben des Geistes Gottes sind wieder vor uns ausgebreitet. Nehmen wir mit dankbarem Herzen, was Gott uns zugedacht hat! O, möchte dieses Pfingstfest in uns allen die freudige, dankbare Zuversicht befestigen, mit welcher wir einstimmen können: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht! Amen.

Die Wirkungen des heiligen Geistes.

Pfingstpredigt 1899.

Vom heiligen Geiste redet Pfingsten zu uns, liebe Gemeinde, von jenem heiligen Geiste, welchen Jesus den Seinen zum Erbe gab. Vom heiligen Geiste wird an jedem neuen Pfingstfest in vielen Sprachen gepredigt und gesungen. So auch heute. Und auch wir sind hier in unserem bescheidenen Kirchlein einmütig beieinander, um vom heiligen Geiste zu reden und zu hören, und will's Gott, einen lebendigen Hauch dieses Geistes an unsern Herzen zu spüren.

Aber was ist der heilige Geist? Und wie können wir seiner teilhaftig werden? In manchen christlichen Lehrbüchern kann man viele Seiten beschrieben finden mit der Lehre vom heiligen Geist. Da ist denn wohl mit vielem Scharfsinn ermittelt, daß er ein persönliches Dasein habe neben dem Vater und dem Sohne; auch sind diese Schriftgelehrten genau bekannt mit der Methode, nach welcher der heilige Geist sein Wirken angeblich einrichtet.

Die heutige christliche Gemeinde, welche mit frommen Herzen Pfingsten feiert, fragt nach den Gedankengängen dogmatischer Untersuchung sehr wenig, und wenn jemand sie ihr vortrüge, würde sie den Eindruck haben, als sollte sie Steine statt Brot empfangen. — Wer vom heiligen Geiste reden will, der muß seine Hörer zu den Zeugnissen der Bibel führen und ihnen, wenn möglich, aus Jesu eigenen Worten zeigen, was der heilige Geist ist und was er wirkt.

Wenn dabei unsere Sehnsucht nach dem heiligen Geiste wieder größer wird und unsere Bitte um den heiligen Geist ernster und dringender, dann feiern wir ein rechtes Pfingstfest der Herzen.

Jesus spricht, Johannis 3, 7. 8:

> „Laß dich's nicht wundern, daß ich gesagt habe: Ihr müßt von neuem geboren werden. Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“

Was dies Wort uns zu sagen hat, meine Freunde, ist in Kürze folgendes: „Grübelt nicht viel über das Wesen des heiligen Geistes nach, das ihr doch nicht sehen und nicht fassen könnt, sondern erkennet seine herrlichen Wirkungen und öffnet ihm eure Herzen, damit ihr durch ihn erneuert und umgewandelt werdet zum Bilde Gottes!"

Wenn wir einen Menschen recht nach seinem Wert beurteilen wollen, dann fragen wir nicht nach seinen äußeren Vorzügen, auch nicht nach seinen Besitztümern, sondern wir sehen auf sein Leben und sein Wirken. Aber auch hier bleiben wir nicht an einzelnen Taten haften, sondern wir forschen nach dem Geist, in welchem alle Taten getan werden und nach der Gesinnung, aus welcher das ganze Leben geführt wird. Danach richten wir unser Urteil und sprechen von dem Geiste, der einen Menschen beseelt.

Ebenso machen wir es bei der Beurteilung menschlicher Gemeinschaften. Wo ein Kreis von Menschen sich zu gleichen Zwecken verbunden hat, da sehen wir nicht in erster Reihe auf die Zahl seiner Mitglieder und die Größe seiner Mittel oder auf den Einfluß, den er etwa ausübt, sondern wir fragen nach dem Geiste, der die Gemeinschaft beseelt und zusammenhält. So sprechen wir vom Geiste eines Hauses und einer Familie, ob er gut oder schlimm, leichtfertig oder ernst sei. So vom Geist einer Gemeinde, ob er innerlich und lebendig, oder ob er äußerlich und tot sei; vom Geiste einer Kirche, ob er beschränkt und enge, oder ob er frei und fromm und weitherzig sei, so vom Geiste eines Volkes, ob er treu und wahrhaftig, fröhlich und betriebsam oder ob er listig und unzuverlässig, feige und unfreundlich sei.

Auch Jesus, und er vor allen andern, hat so geurteilt. Niemals haftet sein Blick an der Oberfläche der Dinge und der Menschen; ihn täuscht keine äußerliche Macht, keine äußerliche Gerechtigkeit, keine frommen Worte oder Mienen. Schon sein ernster Ausspruch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", weist darauf hin. Und alle seine Reden und Gleichnisse vom Reiche Gottes, welches er in der Welt aufrichten wollte, tragen den tieferen Sinn in sich, daß er den Menschen nicht zu helfen meinte durch allerlei äußerliche, neue Gesetze, sondern durch den neuen Geist, den er in die Herzen

und Häuser, in die Gemeinden und in die Völker tragen möchte, damit sie, wie er sich bildlich ausdrückt „von neuem geboren würden aus diesem Geist".

Überragende Menschen, welche von Gott zu Bahnbrechern und Führern der Menschen berufen sind, setzen ihr Leben und alles was sie haben, daran, um die Begeisterung, die sie selbst erfüllt, auch in andern zu wecken. Mit Wort und Tat und Beispiel reißen sie die andern mit sich fort. Und der Heiland der Welt hätte es anders machen sollen? „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennte schon!" so ruft er aus und versucht es überall mit der Feuertaufe des heiligen Geistes alle kalten, matten Seelen zu entzünden und zu begeistern. Er sollte selbst von den Wirkungen seines Feuergeistes bis zu seinem Kreuzestode nicht viel sehen, aber er hatte wenigstens bei seinen treuesten Jüngern erreicht, daß sie lernten um den heiligen Gottesgeist zu bitten und nach seinen Gaben zu streben.

Alle, die mit Jesus in Berührung kamen, mußten die Kraft der göttlichen Begeisterung spüren, die in ihm glühte. Aber nicht alle zog dies Feuer an. Es war den Unreinen zu rein, den Finsterlingen zu hell, den Weichlingen zu scharf. Es forderte die Schmerzen der Einkehr und der Umkehr, der Selbsterkenntnis und der Selbstverleugnung. Und das verträgt die Eigenliebe und die Blindheit und die Leidensscheu eines trägen und schlaffen Geschlechtes nicht.

Aber es sind doch andere Zeiten und andere Geschlechter gekommen, und jetzt sind ja so viele Jahrhunderte hingegangen, daß das Feuer Christi wohl überall brennen sollte!

Gewiß, meine Freunde, ist das Feuer des heiligen Geistes, welches Jesu Jünger am ersten Pfingstfeste begeisterte, seitdem in der Menschheit nicht wieder erloschen, aber daß es überall, wo man heute mit äußerlichen Gebärden Pfingsten feiert, die Herzen durchglühe, daran fehlt noch unendlich viel. Unsere Pfingstfeier kann nun aber unmöglich darin bestehen, daß wir uns trösten, irgendwo in der Welt glühe und lebe ja sicherlich noch das Feuer des Geistes Christi.

Für uns ist nur dies eine entscheidend, ob wir selbst Anteil haben an dem Geiste des Herrn und ob wir in einer Gemeinschaft der Menschen leben, die von diesem Geiste durchdrungen ist und regiert wird.

Den Namen Christi tragen wir alle als einen Ehrennamen von Kindheit an; wir haben ihn als ein Erbe überkommen, das uns sehr wert und teuer ist. Es wird uns nicht einfallen das gering zu schätzen. Ist doch mit unserer Zugehörigkeit zur christlichen Religion, wenn wir es recht betrachten, unser Leben lang eine Fülle von Segen für uns verbunden gewesen, und immerfort nehmen wir an einer Menge von ganz unentbehrlichen Einrichtungen teil, die nur auf dem Boden des Christentums erwachsen und nur aus dem Geiste Christi in der Menschheit hervorgehen konnten.

Doch für unser Christ-Sein entscheidet kein Name und kein Erbe, das wir ohne unser Zutun von der Vergangenheit empfangen haben, sondern nur unsere eigene Beseelung mit dem heiligen Geist. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein!"

Mancher, der am Pfingstfest den Hauch des göttlichen Geistes spüren will, geht wohl hinaus an die See oder auf die Berge, oder schaut in die blühenden Gärten und auf die grünenden Felder. In dem allen, wie im Gewitter der letzten Nacht, fühlt er den alles schaffenden, alles erhaltenden Odem des Geistes Gottes. Auch Jesus ist an diesen Offenbarungen der schöpferischen Gottesmacht nicht teilnahmlos vorbeigegangen, sondern er hat sich liebevoll in sie versenkt.

Aber er war nicht gekommen, die Natur mit dem heiligen Geist zu erfüllen — die ist von Gott niemals abgefallen und gehorcht seinem Geiste unbewußt — sondern d i e M e n s c h e n !

Darum ist unsere Freude an der blühenden Natur, so herzlich und Gott wohlgefällig sie auch sein mag, noch keine christliche Pfingstfeier. Es gibt für uns noch ein anderes Pfingsten, bei welchem sich das Herz nach besseren Gaben sehnt, als nach der vergänglichen Frühlingspracht. Wir möchten es uns selbst von neuem bestätigen lassen durch ein Geisteszeugnis von oben her und von innen heraus, daß wir mehr sind als Wald und See, als Gras und Blumen; daß Gott uns wert geachtet hat, trotz unserer irdischen Vergänglichkeit seinem h e i l i g e n G e i s t e in uns Wohnung zu geben und einen Schatz ewigen Lebens in irdischen Gefäßen zu tragen.

Solches Zeugnis finden wir nirgend reiner und erhabener und gewisser als in Christi Wort und Leben. Der heilige Geist ist nicht

einfach gleichbedeutend mit dem Geiste Gottes, welcher überall wirkt und waltet. Der heilige Geist ist der Geist Gottes, soweit er in den Menschen und durch die Menschen lebendig, wirksam und tätig ist.

In Christus war dieser heilige Geist. Und wenn wir heute wieder Pfingsten feiern als das Fest des heiligen Geistes, so feiern wir es nur dann recht, wenn wir um diesen Geist von neuem bitten. Wir können seiner nie zuviel haben, wohl aber haben wir von seinem Feuer, seiner erneuernden Kraft und vor allem von seinen Früchten noch viel zu wenig.

Und wir können diese Früchte ja nicht entbehren, wenn unser Herz nicht veröden und unser Leben trotz aller Herrlichkeit der Welt nicht armselig verkümmern soll. Wir brauchen alle die Erneuerung der göttlichen Geistesmacht in unserem Innern, damit wir nicht müde und matt im Staube dahinschleichen, wo wir die Flügel der Seele regen könnten aufwärts und vorwärts zu streben.

Darum gibt es für uns alle kein größeres notwendigeres Gebet als die Bitte um den heiligen Geist, um den Christusgeist.

Was in jedem von uns der Erneuerung bedarf, das mag verschieden sein. Ist es bei dem einen sein Glaube, bei dem andern seine Liebe, ist es in diesem Herzen Friede und Freude und in jenem Geduld, Freundlichkeit und Gütigkeit — niemand kann den Geist, der diese Früchte schafft, aus Büchern lernen oder aus der Erde graben, niemand kann ihn von Menschen empfangen oder ihn sich selber geben, aber wir alle, wenn wir Geistesverwandte Christi und Genossen seines Reiches sein wollen, können es erfahren, daß „Gott den heiligen Geist gibt denen, die ihn darum bitten". (Luk. 11, 13.)

Aber unsere christliche Pfingstfeier hat, wie wir schon gesagt haben, noch eine andere Seite. Wir sind Glieder am großen Leibe der Menschheit, und Christus hat nicht nur einige wenige mit seinem Geiste erfüllen wollen, sondern er hat die Menschheit erneuern und sammeln wollen zu einer Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Auf dem Grunde dieser Verkündigung ihres Meisters hat sich die Kirche Christi auferbaut und sich auf dem Erdenkreis aus-

gebreitet, und hat Gesetze und Formen geschaffen, welche den Geist des Herrn sinnbildlich darstellen sollten.

Aber Formen und Sinnbilder veralten und der Geist zerbricht sie und wehet, wo er will.

Bald sind neunzehn Jahrhunderte seit der Geburt Christi vorübergegangen, doch wo ist die eine Kirche Christi, die alle zu einer Geistesgemeinschaft, zu einem wahrhaften Bunde seiner Zeugen zusammenschließt?

Mag es glauben, wer es will! — wir glauben es nicht, daß es eine irdisch sichtbare Kirche gibt, welche die Gemeinschaft des heiligen Geistes oder das Reich Gottes auf Erden ist. Mag die Unfehlbarkeit römischer Priesterherrschaft oder der Hochmut beschränkter Sektenhäupter den Anspruch erheben, bei ihnen wäre die eine wahre Kirche sichtbar vorhanden und alle andern wären vom heiligen Geiste verlassen — Christus will von solcher Ausschließlichkeit nichts wissen und hat sie an seinen Jüngern gestraft mit dem Worte: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich." (Luk. 9, 50.)

Und doch gibt es eine Gemeinschaft des heiligen Geistes auf Erden, eine wirkliche Geisteskirche Christi. Es gibt ein Reich Gottes unter den Menschen, das von seinem Geiste regiert wird.

Aber das kommt nicht mit äußeren Formen und Gebärden und wird nicht an Namen und Gebräuchen erkannt. Zu dieser unsichtbaren und doch völlig wirklichen Kirche Christi gehören Christen aller Bekenntnisse, aller Länder und Völker; es gibt in dieser Geisteskirche des Herrn keinen Unterschied von Priestern und Laien, Gelehrten und Ungelehrten, oder wie Paulus sagt: „Hier ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal Einer in Christo." (Gal. 3, 28.)

In den Bereich dieser Kirche gehört alles, was vom Geiste Christi getrieben, darauf ausgeht, das Gute auf Erden zu mehren, dem Elend und der Sünde in jeder Gestalt zu steuern, neue Wege der Wohlfahrt zu bahnen und die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit und zum rechten Gebrauch der Freiheit zu führen, mögen diese Bestrebungen einen kirchlichen Namen tragen oder nicht. Denn Gott fragt nichts nach den Namen, die wir unsern Werken beilegen und mit denen wir Unterschiede und Schranken gegeneinander aufstellen, sondern er fragt nach dem Glauben, der in der

Liebe tätig ist und nach dem Geiste, der unser Leben und unser Tun regiert. Mögen daher noch immer Kirchen und ihre Priester, Sekten und ihre Häupter, die Grenzen der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes und zur Geistesgemeinschaft mit Christus so enge ziehen als ihre Ausschließlichkeit es ihnen gebietet: der Herr und seine Apostel haben eine Kirche in die Welt hineingebaut, an deren Pforten niemand zurückgwiesen wird, der mit aufrichtigem Herzen Gott anbeten und mit dem Leben ihm dienen will.

Wenn wir zuerst und mit allen Kräften danach streben, meine Freunde, dieser Kirche anzugehören, dann hören wir darum nicht auf, Glieder einer sichtbaren Gemeinde auf Erden zu sein. Wir tragen vielmehr den Geist, der für das Große und Ganze des Reiches Christi den Blick gewonnen hat, hinein in unsere kirchliche Gemeinschaft, damit sie einmütig im Glauben an die Wahrheit, verbunden durch die heiligen Bande der Bruderliebe, ein Abbild, wenn auch ein unvollkommenes nur, von der Gemeinschaft des heiligen Geistes werde, deren Kennzeichen Paulus am schönsten ausgesprochen hat in den Worten (1. Kor. 12, 4—6): „Es sind mancherlei Gaben; aber es ist *ein* Geist. Und es sind mancherlei Ämter; aber es ist *ein* Herr. Und es sind mancherlei Kräfte; aber es ist *ein* Gott, welcher wirket alles in allen." Amen.

Zeugen Christi.

Predigt bei der Pfingst-Konferenz der Vorstände westpreußischer Mennoniten-Gemeinden 1887.

G e s a n g :

Herr schaue auf uns nieder,
Dir tönen unsere Lieder,
Des Herzens Lust bist du;
Ach dich zum Herrn zu haben,
Ist mehr als alle Gaben,
Ist ew'ges Leben, sel'ge Ruh.

Du stillest das Verlangen,
Und wenn an dir wir hangen,
So fehlt dem Leben nichts;
In deiner Gottesklarheit
Sehn wir die ew'ge Wahrheit,
Du leuchtest in uns, Quell des Lichts.

Geliebte Brüder! Die Klänge des Liedes, welches wir soeben gesungen, waren G e b e t s k l ä n g e, die nicht von den Lippen nur — nein aus den Herzen aufgestiegen sind zu Gott. Denn wenn irgendwann und irgendwo, so muß in der Stunde, da wir zu brüderlicher Beratung gemeinsamer ernster Angelegenheiten uns versammeln, unser erster Gedanke i h m gelten, ohne dessen Segen unser Werk vergeblich, unser Tun umsonst ist. O möchte das Gefühl seiner Nähe uns durchdringen mit heiligem Ernst und mit hoher Freudigkeit, und von uns fern halten alles, was nicht Gottes Ehre und seines Reiches Fortschritt meint, sondern nur darauf ausgeht, uns selbst und unseren eigenen Ruhm zu suchen. Lasset uns dazu, teure Brüder, uns stärken durch die Betrachtung eines P f i n g s t w o r t e s aus dem Munde unseres Erlösers, das er einst beim Abschied seinen Jüngern zurief Apostel-Geschichte 1, V. 6—8:

„Die aber, so zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er sprach aber zu ihnen: Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird; und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde." —

Unser Text zeigt uns deutlich, geliebte Brüder, daß die Jünger des Herrn bis zum letzten Augenblick ihrer irdischen Gemeinschaft mit Jesu noch nicht freigeworden waren von jenen jüdischen Messiashoffnungen, die sich darauf richteten, er werde das Reich Israel, wie es einst unter David bestand, wieder herstellen in irdischer Herrlichkeit. Diese so oft schon zurückgewiesene Meinung der Jünger weist der Meister auch in dieser Abschiedsstunde nochmals zurück mit dem unvergeßlichen Worte: „Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." Aber wie herrlich und wie groß ist, was er ihnen statt dessen verkündigt! Wie beseligend die nochmalige Verheißung: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen!" Und wie ernst und groß sein Auftrag: „Und ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde."

Diese *Verheißung* und dieser *Auftrag*, geliebte Brüder, gilt seit jenen Tagen allen, die Christi Namen tragen. Denn es soll jeder an seinem Orte und in seinem Stande *ein Zeuge Christi sein in der Kraft des heiligen Geistes.*

So gilt denn beides auch uns; und ich sollte meinen, es gelte uns noch ganz besonders, die wir alle von der christlichen Gemeinde berufen sind, als Älteste, Prediger oder Diakonen ihr zu dienen im Geiste des Evangeliums. Freilich nicht in dem Sinne gilt uns Auftrag und Verheißung unseres Textes, als wenn wir irgend welchen Vorzug hätten vor den anderen christlichen Brüdern und Schwestern. Wer unter uns sich das einbildete, den würde Christi Wort treffen: „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, denn

einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder." Nein, vielmehr deshalb glaube ich sagen zu dürfen, daß uns insbesondere das Wort unseres Textes zu Herzen gehen muß, weil notwendig mit dem Beruf, das Evangelium zu predigen, auch die ganze, ernste, volle Verantwortlichkeit verbunden ist, daß es geschehe im Geiste und im Namen dessen, der da spricht: „Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe." Sei es mir darum vergönnt, geliebte Brüder, in dieser Stunde die Bedeutung jener Abschiedsworte Jesu für uns dahin zu erläutern, daß ich sage:

1. Auch uns ist der große und ernste Auftrag zuteil geworden, Zeugen Christi zu sein.
2. Auch uns gilt, wenn wir es aufrichtig meinen, die herrliche Verheißung, daß wir die Kraft des heiligen Geistes empfangen werden.

1. „Ihr sollt meine Zeugen sein!" so dringt die Stimme Christi in unsere Herzen und läßt uns empfinden den ganzen Ernst, die ganze Verantwortlichkeit der Aufgabe, welche uns auf Erden gegeben ist. Christi Zeugen! geliebte Brüder, haben wir wohl die rechte Vorstellung davon, was das sagen will? Zeugen dessen, der gekommen ist, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene; Zeugen dessen, der mit dem Ruf zur Buße die Predigt seines Evangeliums begann; Zeugen dessen, der die neue Erfüllung des Gesetzes in seiner Person darstellte und der Welt verkündigte; Zeugen dessen, der als ein Abbild der reinsten göttlichen Liebe auf Erden wandelte und für alle Mühseligen und Beladenen Erquickung hatte; Zeugen dessen, der um die Menschheit frei zu machen von der Gewalt des Todes und sie zu erlösen von den Ketten der Sündenknechtschaft und sie herauszuführen aus der Finsternis, auch sein Leben nicht zu teuer achtete, sondern es zum Opfer brachte dem Heil der Menschheit, und den Weg des Leidens wandelte und Kreuzesschmach erduldete im Gehorsam gegen Gottes Willen, damit er vollende sein Werk; Zeugen dessen endlich, der als der Fürst des wahren Lebens und als der König der Wahrheit lebt und herrscht in seinem Reich, das gebauet ist in den Herzen der Seinen, und der immermehr leben und herrschen will in den

Herzen und in der Gemeinschaft der Menschenkinder: — Ja, geliebte Brüder, es mag uns wohl die Aufgabe, wenn wir sie so recht in ihrer ganzen Größe, in ihrem heiligen Ernst uns vor die Seele stellen, im Innersten erschrecken lassen.

Es ist ja dem Menschen so gut, daß er die Fragen, nach denen sein Gott ihn richten wird an jenem Tage der Rechenschaft, der für jeden einmal anbricht, — wenn er diese Fragen sich schon recht oft hier auf Erden selbst ins Gewissen ruft. Und wenn wir denn nun die Frage uns prüfend vorhalten: Sind wir wirklich rechte Zeugen Jesu Christi? ja, meine Brüder, wer unter uns ist Pharisäer genug, um zu meinen, er habe schon etwas Besonderes getan im Dienste seines Herrn?

Jawohl, wir predigen das Evangelium, wie es uns aufgetragen ist in der Gemeinde, aber können wir mit Paulus, dem großen Zeugen, sagen: „Ich laufe nun aber und kämpfe also, nicht als der in die Luft streicht und nicht aufs Ungewisse, sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde"? — Gewiß, wir predigen auch die Buße zur Vergebung der Sünden, aber ist unser eigenes Herz erfaßt von dieser Buße, kennen wir an uns selber, was das heißt, wenn Paulus spricht von der Veränderung und Erneuerung unseres Sinnes, welche nicht mit einem Male vollendet ist, sondern täglich in uns neu werden soll, damit täglich der alte Mensch mehr überwunden werde und wiederum der neue aus dem Geist geborene und nach Gott geschaffene Mensch wachse, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Gott ewiglich leben soll?

Gewiß rufen auch wir Christum an als den Herrn, an den wir glauben, als den König, der seines geistigen Reiches waltet auf Erden; aber ob es uns in keiner Hinsicht treffe, sein mahnendes Wort: „Es werden nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel"?

Ihr sollt meine Zeugen sein! O laßt es fort und fort in unsere Seelen tönen, dies ernste Wort. Wohl wird es geschehen, daß es mit der Größe seiner Forderung uns niederbeugen will, wenn wir an unsere Schwachheit denken, aber darf das wohl die alleinige Empfindung unserer Seelen sein im Angesichte unserer Aufgaben? Haben sie nicht außer dem Demütigenden, womit sie

unser verzagtes Herz erschrecken mögen, auch etwas unendlich Erhebendes und Begeisterndes? Und ist nicht in unserem Texte selbst den Worten des Auftrages beigegeben das schöne Wort der Verheißung: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der über euch kommen wird?“

2. Wahrlich, auch uns gilt die Verheißung; auch uns ist der Tröster verheißen, der uns nicht verzagen läßt. Wir haben soeben Pfingsten gefeiert. Hallen nicht die Festesklänge noch in unseren Seelen wieder, die von der Pfingstbegeisterung Zeugnis gaben, haben wir nicht aufs neue etwas im Herzen vernommen und bewahrt von der Geistesstimme, die uns sagt, daß wir Gottes Kinder sind, die uns erinnert an alles das, was einst Christus geredet und dadurch auch uns „in alle Wahrheit“ leiten möchte?

Wohlan, dieser heilige Geist, den Pfingsten uns verkündigt, er ist es, der die an ihrer Kraft irre werdenden Seelen aufrichtet mit der Versicherung: „Wenn euch euer Herz verdammt, so ist Gott doch größer als euer Herz und kennt alle Dinge!“ Er ist es auch, der uns aufrichtet, wenn uns die Hindernisse von außen schrecken wollen. Denn es gibt ja gegen die Zeugenschaft Christi noch andere Feindschaft, als die unseres eigenen Herzens. Wie leicht will der Mut uns sinken, wenn wir sehen, wie groß der Widerstand ist, welchen die Torheiten und die Laster der Menschen, welchen Lüge und Haß und Selbstsucht in den mannigfachsten Gestalten dem Fortschritt des Reiches Christi entgegensetzen; wenn wir sehen, daß auch die, welche wir lieben und ehren, noch so vielfach die Mängel des ungeläuterten und unerleuchteten Herzens zeigen; wenn wir insbesondere gewahren müssen, daß unter denen, welche gesetzt sind, Gottes Wort zu verkündigen, anstatt der Liebe, die sie verbinden sollte, Streit und Lieblosigkeit und Herrschsucht das Wort führen und die Einigkeit im Geiste stören! Wie leicht raunt da auch uns der Geist der Verzagung zu: Laß es gehen, wie es geht, du änderst nichts, werde gleichgültig und stumpfe dich ab, treib's wie so viele es treiben; gib dich zufrieden, wenn du mit äußerlichem Schein notdürftig deine Pflicht erfüllst gegen die Gemeinde, und im übrigen spare deine Mühe; laß die Flamme der Begeisterung erlöschen, sie bringt dich nicht weiter in der Welt! — Wehe denen, die solcher Stimme Gehör geben! — Aber was kann uns stark machen, daß

wir uns ihr verschließen? O lasset uns merken auf die schöne Verheißung aus Christi Mund: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen!“ Die Kraft des Geistes, der in und mit ihm selber war, verheißt er allen, welchen es Ernst damit ist, seine rechten Zeugen zu sein. Solche vernehmen allezeit seine mahnende und tröstende Rede: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Darum haltet fest am treuen redlichen Kampfe, „denn wer die Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“.

Die Kraft des heiligen Geistes, geliebte Brüder, welche Christus den Seinen verheißt, ist nämlich nicht eine solche Gabe, die den Menschen mühelos in den Schoß fällt. Sondern wir wissen es wohl, daß vor allem von der Gabe des heiligen Geistes die Forderung des Meisters gilt: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan!“ und jenes andere Wort: „Nur wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“

Nur wer es ernst und aufrichtig meint, dem läßt Gott es gelingen; nur wer in der Seele das Verlangen trägt nach immer reicherer Erkenntnis des heiligen Gotteswillens, nach immer völligerer Aneignung der Güter des ewigen Lebens; nur wer alle Tage zu Gott sich naht mit der Sehnsucht nach seiner Gemeinschaft, in welcher der Psalmist spricht: meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott! — nur der wird für die Kraft des heiligen Geistes, die uns verheißen ist, die rechte Empfänglichkeit besitzen und wird durch diese Kraft gestärkt werden, daß er im Kampfe fortschreitend nicht müde und matt wird.

Und wer einmal die Kraft dieses Geistes gespürt hat, wen sie bewahrt hat in Versuchung, wen sie gerettet hat aus der Trübsal, wem sie Macht gegeben hat gegen das eigene trotzige und verzagte Herz, der ist auch nicht ohne lebendige Früchte. Denn der Geist des Herrn bringt, wo man ihm das Ackerfeld eingeräumt hat, Frucht des Lebens zu seiner Zeit.

Lasset uns aber die Früchte des Geistes an uns und andern doch niemals suchen in bloßem Bekenntnis des Mundes oder in hohen Worten und in äußerlichem Werk, lasset uns doch nicht meinen, uns als Kinder des Geistes Christi zu beweisen, wenn wir uns um Meinungen und Satzungen streiten, in welche der menschliche Verstand seinen Geist festzubannen gesucht hat, oder wenn wir

andere verdammen und schmähen um ihres Glaubens willen, uneingedenk des Wortes Christi: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns!“ Lasset uns vielmehr die Früchte des Geistes an uns und anderen suchen nach der Vorschrift des Paulus, welcher sagt: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Friede, Freude, Geduld, Freundlichkeit, Glaube, Sanftmut, Gütigkeit, Keuschheit.“

Lasset denn, geliebte Brüder, dies unsere allererste und vornehmste Sorge sein, daß solche Geistesfrüchte unter uns reifen! Dann wird Sgen erblühen aus unserer Gemeinschaft, dann wird sie nicht mit vermeintlichen Vorzügen sich brüsten, sondern nach dem einzigen wahren Vorzug unablässig trachten und ringen, welchen Christen vor aller Welt haben sollen, nach dem Vorzug nämlich: Christi Zeugen zu sein in der Kraft des heiligen Geistes. Amen.

Die Einigkeit im Geist.

Predigt über Epheser 4, 3—6,

gehalten am 3. Mai 1911, abends 7 Uhr, in der Crefelder Mennonitenkirche, bei Gelegenheit der 9. ordentlichen Generalversammlung und zur Feier des 25jährigen Bestehens der Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reich.

Geliebte Brüder und Schwestern! Die gottesdienstliche Feier, welche uns hier in der Kirche dieser alten und bedeutenden Mennonitengemeinde versammelt hat, hängt aufs engste mit der Tagung unserer „Vereinigung" zusammen. Nachdem wir aus ganz verschiedenen Gegenden des deutschen Reichs hier zusammengekommen und auch aus den benachbarten Niederlanden liebe Freunde als Gäste erschienen sind, drängt es uns über den Rahmen der geschäftlichen Verhandlungen hinaus mit der Crefelder Gemeinde noch in nähere Berührung zu treten. Das geschieht natürlich am besten an dieser Stätte, wo die Gemeinde als solche ihren Mittelpunkt hat, und es hat etwas Anheimelndes für uns alle, die wir sonst so weit getrennt sind, einmal mit vielen Brüdern und Schwestern fern von der Heimat einen gemeinsamen Gotteesdienst zu feiern, in den einfachen Formen, an die wir als Mennoniten gewöhnt sind.

Wir fühlen ja hoffentlich alle, daß wir nicht nur äußerlich vor den Menschen durch einen Namen verbunden sind, sondern daß gemeinsamer Ursprung, gemeinsame Erinnerungen und gemeinsame Grundsätze ein geistiges Band um unsere Seelen schlingen, das durchaus religiöser Art ist, also aus unseren Beziehungen zu Gott herstammt.

Wir feiern heute das 25jährige Bestehen unserer „Vereinigung", welche einen Teil der deutschen Mennonitengemeinden umfaßt. Wodurch ist dieser Verband ins Leben gerufen?

Gewiß haben uns zunächst geschichtliche Erinnerungen aus der Zerstreuung und Entfremdung wieder zusammengeführt, als uns die Überzeugung aufging, welch eine Geschichte wir haben und was für ergreifende Zeugnisse sittlicher Größe, frommen Heldenmutes

und wahrhaftiger Gesinnung in der Nachfolge Jesu Christi aus dem lange vergessenen Schatz unserer Vorfahren zu unserem erstaunten Geiste reden.

Aber von unserer Geschichte allein können wir nicht leben, und sie allein kann uns nicht dauernd fest verbinden. Leben können wir nur von den Gütern, die wir selbst erwerben und selbst besitzen. Kein Ahnenkultus und keine große Vergangenheit schützt uns vor Verfall und Untergang, wenn wir nicht selbst lebendige Zeugen der Wahrheit und tätige Mitarbeiter am Fortschritt des Reiches Gottes sind, dieses Reiches der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe unter den Menschen.

Darum war es neben der geschichtlichen Erinnerung noch etwas anderes, wodurch unsere Vereinigung geschaffen ist, und das war das religiöse Bedürfnis.

Weil wir alle mitten in diesem flüchtigen, schnell dahineilenden Erdenleben Ewigkeitswerte in uns tragen, und weil wir wissen, daß wir einander helfen müssen diese Werte zu hüten und fruchtbar zu machen, darum brauchen wir die religiöse Gemeinschaft. Und weil wir alle mit unseren Vätern glauben, daß die wahre religiöse Gemeinschaft ihrem Wesen nach keinen äußeren sei es staatlichen oder priesterlichen Zwang verträgt, sondern ganz auf Freiwilligkeit gegründet sein muß, darum suchen wir keinen Anschluß an Staats- oder Priesterkirchen, sondern sehen uns nach der Brüderschaft um, die unseres Namens ist, ob wir nicht in ihr, und sei sie auch klein, die Verbindung finden, in der wir zugleich fromm und frei sein können. —

Ja, lieben Freunde, es gilt heute nach 25 Jahren festzustellen, daß den Begründern der Vereinigung bei all ihrer vorbereitenden Arbeit ein leitender Gedanke die Herzen geschwellt und die Hände geregt hat, nämlich die Wiedervereinigung unserer getrennten Gemeinden zu einem innigen, festen Verbande auf Grund des geistigen Erbes, das uns wiedergewonnen ist, und vor allem auf Grund des Evangeliums Jesu Christi. Die wenigen, die von den Gründern noch unter uns weilen, werden es mit mir bezeugen, daß dieser Gedanke uns begeisterte und daß wir uns sagten: Nur wenn es gelingt, die Entfremdung unserer verschiedenen Gruppen zu überwinden, nur wenn möglichst alle aus ihrer Abgeschlossenheit und

Absonderung heraustreten und sich zusammentun, um ihre gemeinsamen Güter zu schützen und zu pflegen, nur wenn dabei über mancherlei Trennendes hinweggesehen wird, können unsere Gemeinden vor dem allmählichen Untergang gerettet und zu neuer Entfaltung gebracht werden.

Was ist von diesen Blütenträumen gereift?

Wenn wir daran denken, daß von etwa 75 Mennoniten-Gemeinden in Deutschland nur 18 die Vereinigung gegründet haben und daß auch heute erst 25 ihr angehören, dann könnten wir wohl bedenklich sein. Aber wenn wir wieder daran denken, daß unsere 25 Mitgliedsgemeinden doch reichlich die Hälfte aller deutschen Mennoniten umfassen und daß wir doch miteinander schon manches Segensreiche haben schaffen können, dann wäre es undankbar, wollten wir uns nicht freuen, daß unser Werk Bestand und Fortgang gehabt hat bis zum heutigen Tage; und es wäre unrecht, wollten wir nicht hoffen, daß es weiterhin gelingen wird, vorhandene Unterschiede in Liebe zu überwinden. Ja, wir dürfen dankbar sein, und wie einst Samuel den Stein des Gedächtnisses aufrichten und darauf schreiben: „Bis hierher hat uns Gott geholfen!"

Aber wir dürfen uns freilich nicht rühmen und brüsten, als hätten wirs schon herrlich weit gebracht. Unser Rückblick zeigt uns neben viel gutem Willen auch manche Irrtümer, neben schönen Erfolgen auch manchen Mißerfolg, neben Hingabe und Freudigkeit auch viel Versäumnis. Ja, wenn wir das Ganze überschauen, wenn wir Erwartung und Erfüllung gegen einander halten, dann mag uns wohl das Dichterwort einfallen: „Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts schaut, wieviel noch übrig bleibt."

Das klingt ja gewiß für manche entmutigend; aber das sollte es nicht. Es geht allerdings durch unsere Kreise neben viel schönem Eifer für die Erhaltung unserer Gemeinden auch viel Resignation, Zweifel an ihrer Zukunft und Gleichgültigkeit gegen ihr ferneres Schicksal. Wir verlieren alljährlich eine Anzahl wertvoller jugendlicher Kräfte, die sich hierhin und dorthin zerstreuen; und wenn auch in den größeren Gemeinden solcher Verlust nicht so fühlbar wird, so macht er sich im Ganzen doch geltend und wirkt dazu mit, daß unsere Zahl eher abnimmt als wächst.

Wir haben allen Grund, das nicht zu übersehen, aber gerade darum sollten wir um so fester zusammenhalten, um zu zeigen, daß es auch in der Gegenwart noch der Mühe wert ist, eine so freie, selbständige evangelische Verfassung wie die unsrige, aufrecht zu erhalten und mit Liebe zu pflegen, und daß es eine Ehre und eine Freude ist, in ihr als Mitglied zu leben und zu wirken.

Das sagen wir nicht aus Anmaßung oder Wichtigtuerei, als wären wir etwas Besonderes. Wir wollen keine enge, sich unfehlbar dünkende Sekte sein, sondern mit offenem Blick und mit weitem Herzen überall teilnehmen an den bewegenden großen Gedanken, welche Gott in die Gegenwart hineingelegt hat. Wir wollen unsere Kräfte überall nicht nur in den Dienst unserer Gemeinde, sondern auch in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt stellen, wo wir dazu in der Lage sind, und wollen Mitarbeiter sein an den Werken der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit, der Liebe und des Friedens. Wir wollen nicht vaterlandslos sein, wie man uns ungerechterweise beschuldigt hat, sondern als Kinder unseres Volkes seine Ehre und sein Wohlergehen fördern und verteidigen, aber niemals soll uns die Liebe zum Vaterland so kurzsichtig und engherzig machen, daß wir nicht mit unsern Brüdern in allen Ländern, ja mit allen wahren Bekennern Jesu Christi uns verbinden sollten zur Vertretung und Verbreitung evangelischer Wahrheit.

Diese Grundsätze sind nicht von gestern her, sondern gehören zum Wesen unserer Gemeinden. Dennoch wäre es falsch, zu behaupten, unsere Gemeinschaft hätte seit ihrem Bestehen sich nicht verändert. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Taufgesinnten in der auch äußerlich bekundeten Absonderung von der Welt ihre Stärke suchten und fanden; es mag auch heute noch hier und da kleine Gemeinden geben, die in weltabgeschiedener Einsamkeit nur sich selber leben, kein weltliches Amt annehmen und selbst durch besondere Kleidung sich von den „Weltleuten" unterscheiden wollen. Aber das sind Ausnahmen. Wie unser ganzes Volk seit der Reformation eine Entwicklung durchgemacht hat, an welche damals kaum ein Mensch denken konnte, so sind auch unsere Gemeinden nicht mehr in allen Stücken dieselben, die sie vor und zu Mennos Zeiten waren. Denn sie sind nicht mehr genötigt, sich unter dem Druck kirchlicher Feindschaft und widerwilliger staatlicher Duldung mühselig zu erhalten und wichtige wie unwichtige Eigentümlichkeiten

unter schweren Anfechtungen zu behaupten. Ja es ist sogar manches, wofür sie einst haben leiden müssen, heute Gemeingut weiter Kreise geworden. Wenn wir den Kampf beobachten, der seit langem innerhalb der Kirche entbrannt ist, so sehen wir, daß die Grundsätze, die wir alle festhalten, auch in den Kreisen der Kirche viele Freunde haben. Erhebt sich nicht lauter denn je der Ruf nach Trennung von Kirche und Staat? Bekämpfen nicht sehr gewichtige Stimmen die Kindertaufe und den Eid? Verlangen nicht immer von neuem ernste und fromme Männer und Frauen eine größere Mitwirkung der christlichen Gemeinde an ihrer Selbstverwaltung und an der Pflege des religiösen Lebens?

Wahrlich, wir haben es heute leichter unsere Grundsätze zu predigen und zu vertreten, als unsere Väter es jemals gehabt haben. Und jetzt grade sollten wir sie im Stiche lassen?

Aber eine andere Gefahr noch erhebt sich gegen den Fortbestand und das Gedeihen unserer Vereinigung. Man kann es öfter hören, die Verschiedenheit unter unseren eigenen Mitgliedern und unter den einzelnen Gemeinden sei allmählich so groß geworden, daß kein Band sie dauernd vereinigen könne. Ich weiß wohl, daß diese Rede unter uns umgeht, und daß manche Brüder, wenn auch mit Schmerzen, sich fernhalten, weil sie meinen, daß grade das Wichtigste, was uns zusammenhalten sollte, bei uns nicht recht gepflegt und in den Vordergrund gestellt werde.

Lieben Freunde, glauben wir doch nicht, daß es in unserer Vergangenheit irgendeine Zeit gegeben habe, es müßte denn eine der trägen Ruhe und Erstarrung gewesen sein, in welcher alle unsere Gemeinden oder alle ihre Mitglieder in den Dingen des christlichen Glaubens und Lebens gänzlich einerlei Meinung gehabt hätten. Es haben sich sogar öfter Spaltungen gezeigt, die wir heute beklagen; und doch hat immer ein gemeinsamer Geist sie zuletzt wieder zusammengeführt. Es ist in den Mennoniten-Gemeinden immer der Sinn der Selbständigkeit lebendig gewesen, welcher sich in Glaubenssachen keine Vorschriften machen läßt, auch von den eigenen Brüdern nicht. Sollte nun darum wirklich kein Bund unter uns bestehen und gedeihen können? Lasset uns einmal ernstlich fragen, ob irgend eine unserer Gemeinden oder eine nennenswerte Anzahl ihrer Mitglieder sich nicht freudig zu den Worten bekennt, mit welchen Paulus heute zu uns redet: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist

durch das Band des Friedens! Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr. nämlich Jesus Christus, ein Glaube, nämlich der Glaube an sein Evangelium, eine Taufe, welche ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott; ein Gott und Vater unser aller, der da ist über uns allen und durch uns alle und in uns allen!

Das ist des Apostels dringende Mahnung zur Einigkeit im Geist, die auch uns alle angeht. Einigkeit im Geist ist nicht Einerleiheit der Formen und der Meinungen. Die Gemeinde als der Leib Christi besteht aus vielen Gliedern, und jedes Glied hat seine besonderen Gaben und Aufgaben; da muß Mannigfaltigkeit sein, und auch Streit der Meinungen wird nicht ausbleiben, aber dennoch gilt das Wort desselben Paulus: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist, es sind mancherlei Ämter, aber es ist ein Herr und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allen."

Nun sagt man aber wohl: Ja, das ist es gerade, was da fehlt, ein Zeugnis aller von dem einen Herrn, dessen Geist bei aller Verschiedenheit das Band des Friedens um unsere Seelen schlingt, und eine gemeinsame Antwort auf die Frage: Wie dünket euch um Christus, wes Sohn ist er?

Geliebte Brüder und Schwestern, in unsern Gemeinden bauen wir alle auf dem Grunde, welcher gelegt ist, Jesus Christus (1. Kor. 3, 11), und wir wollen von diesem Grunde nicht weichen. Aber es glaubt doch sicher niemand unter uns, daß es je gelingen wird, unsern Glauben an den Sohn Gottes in eine allgemein anerkannte und allen genügende Form zu bringen, so daß etwa über alle Lehrfragen, die Christi Person und Werk betreffen, einerlei Meinung sei.

Wenn es so ist, so müssen wir einer den andern dulden in seiner Besonderheit und müssen uns die Hände reichen in der Gesinnung dessen, der uns in seine Jüngerschaft berufen hat und der seine Jünger nicht an positiven oder freisinnigen Lehrmeinungen erkennt, sondern nur an den lebendigen Früchten seines Geistes.

Unsere Vorfahren waren im allgemeinen wenig geneigt, über dogmatische Fragen nachzugrübeln, weil sie im Unterschied von den andern Kirchen alles Gewicht auf das christliche Leben legten, aber

dennoch brach auch unter ihnen gelegentlich ein lebhafter Streit aus über die Menschwerdung Christi.

Da traten 1555 eine große Anzahl von Abgesandten der Gemeinden in Straßburg zu einer Synode zusammen und faßten einmütig folgenden Beschluß: „Da wir nun (hinsichtlich des Streits um die Menschwerdung Christi) gleich wie an einem unnützen Turm gebauet haben, so hat Gott unsere Sprache verwirrt, so daß einer den andern nicht hat verstehen können. Das ist wahrscheinlich deshalb geschehen, weil wir so vermessen waren, mehr wissen zu wollen, als wir wissen sollen. Deshalb bekennen wir, daß wir von nun an durch Gottes Gnade seine Gebote sollen und wollen vollbringen, seine Verordnungen wahrnehmen und halten und mit reinem Herzen in der Ehrfurcht und Wahrheit vor Gott wandeln, denn darin besteht die Seligkeit und die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, 1. Johannis 2, 4. 5, wo geschrieben steht: „Dich zu bekennen, ist vollkommene Frömmigkeit und wir bezeugen, daß wir ihn bekennen, wenn wir seine Gebote halten. Wer sagt, ich kenne ihn und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in ihm."

Sollten wir heutigen Mennoniten nicht zu einem ähnlichen Entschlusse kommen können? Gott ist über euch allen! ruft uns Paulus zu. Das ist die stärkste Mahnung zur Einigkeit im Geist. Denn es liegt darin eingeschlossen, daß Gott allein unser aller Richter ist, der sein Richteramt an kein armes Menschenkind abgetreten hat, noch jemals abtreten wird. Wie kommen wir denn dazu, uns zu Herren und Richtern über einander zu machen? Wir können nicht Herren sein über den Glauben des andern und nicht Richter über sein Gewissen. Hier heißt es von jedem unter uns: Er steht und fällt seinem Herrn!

Und derselbe Gott, der über uns allen ist, der ist auch durch uns alle! Auch dadurch bindet er uns zusammen zu seinem Volk, denn er wirkt und schafft den Fortgang seines Reiches in der Welt nicht durch Zeichen und Wunder, auf die wir warten sollten, sondern durch die Herzen und Hände der Menschen, die ihm in Treue dienen.

Warum wird es uns denn so schwer, einander anzuerkennen als Mitarbeiter an dem einen Werk, Gottes Reich und die Herrschaft des Geistes Christi auf Erden zu fördern? Warum wird so

oft geflissentlich herausgesucht, was trennen und nicht vielmehr, was verbinden muß?

Jesus selbst hat zu seinen Jüngern gesagt und ihnen damit eine Anweisung geben wollen für ihr brüderliches Verhalten: „Wer nicht wider euch ist, der ist für euch!“

Dagegen wird denn freilich von eifrigen Streitern gern das andere Wort Jesu gehalten: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet“, als wenn wir nun doch berufen wären, das Für und Wider zu entscheiden!

Heißt das aber wohl mit Christus sammeln, wenn Brüder, die für Christus arbeiten und seinen Geist in der Gegenwart gegenüber allen seinen Feinden zur Herrschaft führen möchten, sich untereinander anklagen, ausschließen und verwerfen?

Mit der Wärme seines Glaubens und seiner Liebe mahnt einmal Karl Gerock die Christen unserer Zeit:

„Was wehret ihr den Brudernamen
Dem Jünger, der mit euch nicht geht?
Was lästert ihr den guten Samen,
Den eure Hand nicht ausgesät?
Ein großer Herr braucht manches Knechtes,
Viel Hände kämpfen für sein Reich,
Und im Gedränge des Gefechtes
Ist für euch, wer nicht wider euch!
Wohl sprach dereinst der große Meister:
„Wer nicht für mich, ist wider mich“;
Er kennt die Seinen, prüft die Geister
Und nimmer täuscht sein Auge sich;
Doch nicht der Jünger sei's, der richtet,
Der Knecht ist nicht dem Herren gleich;
Ihr seid dem mildern Wort verpflichtet:
Für euch ist, wer nicht wider euch! —“

Der Gott, der über uns allen ist mit seiner Macht und seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade, der Gott, der durch uns alle sein Werk auf Erden treiben will, der ist auch in uns allen.

Unser aller Gewissen ist gebunden an sein Wort. Und dies Wort kommt nicht nur von außen her zu uns in den großen Gottes-Offenbarungen der Vergangenheit, sondern es redet auch zu uns in unserm Innern. Wir wissen, daß unsere Väter einst aufs heftigste angegriffen und verfolgt wurden, weil sie sich neben der Bibel auch auf das innere Wort beriefen, mit welchem Gott sich in ihren Seelen bezeugte. Heute ist ihre Anschauung längst in Übereinstimmung mit der Bibel anerkannt und hat ihre Anhänger in allen Kirchen. Und Paulus, welcher die frohe Botschaft von Christus nie begeisterungsvoller gepredigt hat, als wenn er ausruft: „Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit sich selber"; derselbe Paulus sagt es uns allen, die wir ihn hören und das Evangelium von der Versöhnung verkündigen wollen: Gott ist in euch allen!

Was kann uns tiefer ergreifen und höher erheben, meine Freunde, als diese Zusicherung? Wir armen vergänglichen Menschenkinder sind trotz all unserer Schwachheit berufen, Gefäße der göttlichen Liebe, Boten des göttlichen Friedens, Mitarbeiter der göttlichen Werke zu werden!

Oder konnte Paulus so nur zu den Christen seiner Tage reden? Ich denke, daß es bei jedem einzelnen unter uns steht zu beweisen, daß die Worte unseres Textes auch für uns ihre Geltung haben. Dieser Beweis kann freilich nicht mit streitenden und tönenden Worten geführt werden, sondern nur so, wie Menno Simons es einmal von den wahren Nachfolgern Jesu ausspricht: „Sie jagen nach dem vorgesteckten Kleinod und beweisen so in der Tat, daß sie des Herrn Wort glauben, daß die Kraft Christi in ihnen wohnt, daß sie aus Gott geboren sind und Gott zum Vater haben." Amen.

Die Freiheit der Kinder Gottes.

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

In allen weltgeschichtlichen Bewegungen, welche je die Menschheit erschüttert haben, hat auch das Wort Freiheit eine Rolle gespielt. Das Verlangen und das Streben, quälende Fesseln zu zerbrechen und drückende Lasten abzuschütteln, ist so alt wie die Menschheit. Im Namen der Freiheit sind Throne umgestürzt und Throne aufgerichtet worden. Nicht bloß Männer der Gesetzlosigkeit, sondern auch Eroberer und Despoten haben sich als Befreier preisen lassen. Und heute so gut wie vorzeiten verheißen die Volksbeglücker aller Art den Menschen, daß sie frei und los und ledig werden sollen, und auf den Parteifahnen lesen wir es hier wie dort, daß ihre Träger für Freiheit, Wahrheit und Recht kämpfen. Freilich, wenn man's näher besieht, wie diese angeblichen Kämpfer der Freiheit untereinander im bittersten Streite liegen, da merkt man's, daß was die einen und was die andern Freiheit nennen, doch wohl etwas Grundverschiedenes sein muß, und der edle und hohe Name der Freiheit oft genug zur leeren Phrase und ebenso oft zur hohlen Maske entwürdigt wird.

Auch in der größten weltgeschichtlichen Erscheinung, Jesus Christus, und in der größten weltgeschichtlichen Bewegung, der Einführung des Christentums in die Welt, ist die Freiheit verkündigt worden, und es war niemals nötiger als heute, sich dessen zu erinnern und sich klar zu machen, was wahre christliche Freiheit ist.

Dazu diene uns unsere heutige gottesdienstliche Feierstunde, und dazu helfe uns Paulus mit seinem Worte Galater 5, 1:

> „So bestehet nun in der Freiheit, mit welcher uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen.“

Das Apostelwort ist kurz und klar; es bedarf keiner langen Erklärung. Doch legt es zwei Fragen uns nahe, die wir uns zu beantworten haben:

1. Was ist das für eine Freiheit, zu welcher uns Christus befreit?
2. Wie können wir in dieser Freiheit bestehen?

---

1. Zu welcher Freiheit Jesus die Menschen führen wollte, das mag zuerst an dem entschiedenen Gegensatz erkannt werden, in welchen er mit den Häuptern seines Volkes kam. Von jener Stunde an, als er in der Schule zu Nazareth das Prophetenwort auf sich angewendet hatte: „Der Geist des Herrn ist bei mir, deshalb hat er mich gesalbt und gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn," — war dieser Gegensatz offen ausgesprochen. Die Führer des Volkes, Schriftgelehrte und Priester, Pharisäer und Älteste, merkten sehr gut, daß ihrer unbedingten Herrschaft über die Geister und Gewissen da ein gefährlicher Feind erstehe: „Wovon will dieser denn das Volk befreien und erlösen; welchen Blinden will er die Augen öffnen; welche Gefangenen ihrer Bande entledigen; was für eine frohe Botschaft will er verkündigen? Was den Leuten zu verkündigen ist, das werden wir ihnen schon sagen, dazu sind wir da, und es bedarf keines anderen! Kurz und gut: Dieser neue Prophet ist verdächtig und muß beobachtet werden." So dachten sie.

Und die Freiheit, die Jesus brachte, sollte sicher auch aus den Banden der Gewissensknechtschaft sein Volk erlösen, in welche jene Herrschsüchtigen es geschlagen hatten; er wollte auch dieses Joch zerbrechen und diese unerträglichen Lasten abwälzen, die jene den Leuten auferlegten, während sie selber keinen Finger dazu rührten.

Aber, meine Freunde, woher kam es doch, daß nur so wenige dem Herrn sich anschlossen? Wenn sonst der Ruf der Freiheit erschallt, dann sieht man die Menschen in Scharen herbeiströmen; wer Befreiung von Lasten und Erlösung von Druck verkündigt, dem laufen sonst viele Tausende zu. Warum blieb denn die Schar, die

dem göttlichen Befreier auf Erden folgte, so klein? Darum, meine Freunde, weil die Freiheit, zu welcher er die Menschen führen wollte, ihnen keine irdischen Güter und Gaben zu verheißen hatte, vielmehr nur mit hohen, ernsten Forderungen an die Menschenseelen herantrat. Sie kam nicht bloß als eine Gottes-Gabe, sondern in weit höherem Maße als eine Gottes-Aufgabe. Wenn sich die Elenden zu Jesu drängten und von ihm Hilfe verlangten in irdischer Not, wenn sie forderten, daß er sie befreien sollte von körperlichen Gebrechen — warum schaut er ihnen da zuerst mit dem Auge des Seelenarztes bis auf den Grund der Seele und spricht: „Mein Kind, deine Sünden sind dir vergeben?" Warum sagt er denen, die ihm zu folgen begehrten: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legt?" oder ein andermal mit strenger Forderung: „Gehe hin und verkaufe, was du hast und gib es den Armen und folge mir nach?"

Überall, wo jene nur empfanden, was sie äußerlich drückte, und nur Lasten von sich werfen wollten, welche ihrem sinnlichen Menschen unerträglich schienen, da sahe Jesus die Ketten des irdischen Sinnes, des Trachtens nach dem Vergänglichen und der Liebe zum Eitlen, in denen ihre unsterbliche Seele gefesselt lag, daß sie nicht vermochte, sich frei zu Gott zu erheben; da sahe er ferner die Last der eigenen Verschuldung gegen Gott, die ihr Gewissen beschwerte.

War er gesandt „der Menschen Seelen zu erretten", so galt es zuerst, von dieser Last sie zu befreien. Das war die Erquickung, die er den Mühseligen und Beladenen verhieß, das war die Erlösung, an die er sein Leben setzte. Den tiefsten Grund aller Sehnsucht nach Befreiung und Erlösung in der Menschenbrust, er hatte ihn gesehen und hatte ihn verstanden. So ist er der Erlöser der Menschheit geworden.

Erlöser! ja so nennen wir ihn; aber was meinen wir mit diesem Namen? Ist er uns Schall und Rauch geworden, wie so manche Namen auf Erden Schall und Rauch werden, sobald dem Bewußtsein entschwunden ist, was sie bedeuten sollen? Man lehrt wohl, Jesus sei unser Erlöser in dem Sinne, daß er die Last der Strafe für unsere Sünden uns abgenommen habe. Denn dem unendlichen Zorn Gottes über der Menschen Sünden habe er sich

zum Opfer dargeboten, und nachdem Gott sein Blut habe fließen sehen, sei auch sein Zorn beschwichtigt; und wer fortan auf das Verdienst des Kreuzestodes Christi sich vor Gott berufe, der sei gerettet.

Kann aber, so fragen wir, das eine Erlösung von Schuld und Sünde sein, die nur die Strafe hinwegnimmt und uns der Furcht vor Strafe überhebt? Das wahrlich wäre ein bequemes Ruhekissen für alle, die, um nur selbst nicht gut zu sein, eines andern Verdienst für sich in Anspruch nehmen.

Was von Gott uns scheidet, ist nicht die Strafe für unsere Sünde, sondern es ist die Sünde selbst. Sie richtet die Scheidewände auf zwischen Gott und dem Menschenherzen; ja sie hat in der Seele der Menschen selbst den tiefen Zwiespalt aufgetan zwischen dem nach Gott geschaffenen Menschen und dem von Gott abgewichenen Übertreter, einen Zwiespalt, der uns elend, wund und zerschlagen macht. So gewiß nun überall gesundes Leben kämpft gegen die erdrückende Gewalt der Krankheit und des Todes, so gewiß kämpft in der Menschenbrust das Leben, das Gott hineinlegte, gegen die Umstrickung der Sünde, und ringt nach Befreiung und Erlösung von den Fesseln ihrer Knechtschaft und von der Übermacht des geistigen Todes, der es langsam fortschreitend vernichten will.

Sehet da die Zerschlagenen, die Christus heilen, die Gefangenen, die er frei und ihrer Bande ledig machen will!

Gibt es deren keine mehr, meine Freunde? Ist das Suchen nach Freiheit in diesem Sinne erloschen, etwa weil jeder von uns diese Freiheit in vollem Maße besitzt? Die Wahrheit ist, daß kein Mensch auf Erden ohne Erfahrung vom Kampf mit den widergöttlichen Gewalten sein und bleiben kann und daß noch keiner ohne Wunden diesem Kampfe entronnen ist. Wohl gehen in ihm viele nach kurzem Widerstand verloren, aber alle, die aus der Wahrheit sind, strecken sich empor nach oben und suchen ihre Seele frei zu kämpfen von den knechtenden Gewalten der Weltliebe und der Selbstsucht. Solchen aufrichtigen Seelen läßt es Gott gelingen. Ihnen sind die rettenden Arme seiner vergebenden Gnade, seiner behütenden und führenden Liebe in Christo entgegengestreckt. Haben sie nur erst einmal die Stimme der suchenden Barmherzigkeit aus Jesu Munde mit dem nach Gerechtigkeit hungernden und

dürstenden Sinn vernommen, dann ist ihr Herz für ihn gewonnen, ihr Glaube und ihre Liebe gehören ihm. Solchen ist Christus nicht der unbegriffene und unbegreifliche Wundermann, auch nicht der bloße Lastträger ihrer Sündenstrafe; ihnen ist er der reine Menschensohn, der viele zu wahren Menschensöhnen macht, ihnen ist er der wahre Gottessohn, der kein höheres Verlangen kennt, als daß jeder, dem er naht, durch ihn ein wahres Gotteskind werde. Nicht von der Sündenstrafe, nein von der Sünde erlöst er, die an ihn glauben. Nicht mit einem Schlage und nicht mit magischer Gewalt tut er das, sondern wie er einst seine Jünger von Stufe zu Stufe emporzog zur Höhe seiner Gottesgemeinschaft, so führt er heute noch die Seelen, die zu seiner Nachfolge sich entschlossen haben, mit seines Geistes heiligender Kraft zu immer vollkommenerer Gotteskindschaft.

Die Gotteskindschaft ist die Freiheit, mit welcher uns Christus befreit. In ihr ist jede Knechtschaft überwunden, in ihr fallen die Schranken der Gottentfremdung zusammen, in ihr ist Trotz und Eigensucht des natürlichen Menschen ausgetilgt, in ihr ist die Furcht des knechtischen Sinnes aufgehoben und hat Raum gemacht der Kindesliebe und der Kindeszuversicht, mit welcher wir als Gottes Eigentum uns nicht nur fühlen, sondern auch in allem zu beweisen trachten. Aus solcher Kindesliebe ruft ein Paulus: „Ich bin gewiß, daß weder Hohes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Leben noch Tod mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist;" in solcher Kindeszuversicht erhebt sich sein Mut bis zur Heldengröße: „Ich bin gutes Mutes in Schwachheit, in Nöten, in Verfolgungen und Ängsten." Durch Christus frei geworden ist er, ein echtes Kind Gottes, zugleich durch ihn festgebunden an Gott: „Durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts inne haben und doch alles haben."

Freilich wird man nun einwenden, daß diese befreiende und erlösende Wirkung Christi auf das Menschenherz den persönlichen Verkehr mit ihm voraussetze und daß dieser doch nur denen möglich

gewesen sei, welche ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Törichter Einwand! Hat nicht eben der gewaltigste Zeuge für die Freiheit der Gotteskinder, hat nicht Paulus gesagt, daß er Christum nicht kenne nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist? und wir, die wir Christi Geist jederzeit sehen und spüren können in seinen Wirkungen — wenn wir nur sehen wollen — wir sollten, um an ihn zu glauben, nötig haben ihn zu schauen „nach dem Fleisch?" Nimmermehr! Hebet vielmehr eure Augen auf und schauet empor: Der einen Paulus aus schwerster Knechtschaft zur herrlichsten Freiheit führte, dessen befreiender Geistesodem weht noch heute in die Herzen hinein und löst die Riegel und wälzt die Steine von den verschlossenen Grabestüren, und zerbricht den eisernen Bann des Vorurteils und der Lüge, und führt die befreite Seele hinaus auf den Plan des wahren Lebens, wo sie es staunend erkennen und preisend verkündigen muß. „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." (2. Kor. 3, 17.)

2. „So bestehet nun in der Freiheit, mit welcher euch Christus befreiet hat!" mahnt der Apostel in unserem Texteswort, denn er weiß wohl, daß die Gaben des Geistes, welche Menschen gewonnen haben, wieder verloren gehen können, wenn man sie nicht hütet und schützt, wenn man nicht um ihre Erhaltung und Vermehrung kämpft. „Lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen." Wie wenig überflüssig diese Mahnung war, das hat jene Gemeinde der Galater zuerst bewiesen. Hatte man doch eben hier eine neue Knechtschaft der Gewissen an die Stelle der alten gesetzt, hatten doch falsche Apostel den Leuten zur Sünde gemacht, was keine Sünde war, und ein äußerlich gesetzliches Buchstabenjoch ihnen aufgehalst, mit welchem der Geist der Freiheit nicht zusammen bestehen konnte. So drohte der alte Knechtssinn wieder einzukehren, der da meint, Gott mit äußerlichem Werk dienen zu können.

Ist es unter allen Christen nur den Galatern so ergangen? Ist nicht derselbe knechtische Geist in der Christenheit immer wiedergekehrt in vielfacher Gestalt? Ist nicht die ganze Entwicklung der mittelalterlichen Kirche ein einziger großer, sprechender Beweis dafür, wie in der Christenheit das Bewußtsein und die Gesinnung

der Gotteskindschaft unterging in alter und neuer Gewissensknechtschaft. Würden wir von einer Reformation zu sprechen haben, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, die übermächtig gewordene Herrschaft der Menschensatzung und der jüdischen Werkheiligkeit zu zerbrechen? „Sie ließen sich wieder in das knechtische Joch fangen.“ — Haben denn nun wenigstens die Christen alle, welche sich Kinder der Reformation nannten oder heute nennen, fest bestanden in der Freiheit, mit welcher uns Christus befreiet hat? O wieviel Rückkehr zur alten Knechtschaft gibt es auch da in Vergangenheit und Gegenwart! Endlich aber — damit wir nicht anderen predigen und selbst verwerflich werden — ist denn unter uns selbst, in unserer kleinen Gemeinschaft, die ja ihrer Väter sich rühmt mit dem Hinweis, daß dieselben den freimachenden Geist des Evangeliums Christi reiner und besser zur Geltung gebracht hätten als andere Christen: ist in dieser Gemeinschaft nichts von dem „alten knechtischen Joch“ zu finden? Selbst wenn wir ja sagen wollten auf diese Frage — ein Pharisäertum, vor welchem uns Gott bewahren möge — ist darum auch schon jeder einzelne ein freies, seliges Kind Gottes geworden? Und Christus wendet sich nun einmal nicht bloß an die Gemeinschaften der Menschen, sondern zuerst an jeden einzelnen. Es kann überall keine Gemeinschaft der Kinder Gottes geben, wo es nicht zuvor eine Mehrzahl einzelner Gotteskinder gibt.

So liegt denn allen aufrichtigen Christen die Frage nahe: Wie können wir in der wahren Freiheit bestehen? Wem fällt da nicht Christi Wort ein: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen!“ Und in der Tat, das erste Notwendigste, um zu bestehen in der Freiheit, ist dies, daß wir bleiben im Gehorsam gegen Christus und sein Evangelium. Gehorsam? werdet ihr fragen, sind nicht Gehorsam und Freiheit unvereinbare Gegensätze? Ist nicht Gehorsam allemal verbunden mit Knechtschaft? Mit nichten, meine Freunde! Die wahre Freiheit kann nicht sein ohne Gehorsam. Aber der Gehorsam der Freiheit ist kein erzwungener und widerwillig geleisteter; es ist der freiwillige, freudige Gehorsam der Liebe. Ein durch Christus freigewordenes Gotteskind kann gar nicht anders, als dem Willen seines Vaters, der ihm in Christi

Wort und Evangelium offenbar geworden ist, gehorsam sein. Die Kindesliebe selbst, was ist sie anders, als freudiger, dankbarer Gehorsam gegen den Vater!

Freilich, menschliche Torheit kann auch hier wieder die Freiheit in Knechtschaft verwandeln, wenn sie statt vom Geist des Evangeliums sich regieren zu lassen, vielmehr den Buchstaben der Worte Christi zu verehren anfängt, nachdem sie seinen Geist und sein göttliches Leben daraus vertrieben hat. Denn auch der Buchstabe der Worte Christi ist als bloßer Buchstabe nicht ausgenommen von der ewigen Wahrheit des Schriftwortes: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."

Dem wahren Gotteskinde, welches in der Freiheit besteht, ist Christi Evangelium kein toter Buchstabe und kein leeres Wort; ihm ist es zum lebendigen Quell der Wahrheit und des Heils geworden, ihm ist es eine „Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben". Und wahrlich, wer diese Gotteskraft im Herzen trägt, den führt und regiert sie zum Guten; sie ist „das vollkommene Gesetz der Freiheit", nach welchem die Kinder Gottes auf Erden wandeln. Da gibt es kein bloßes Herr-Herr-sagen, sondern ein unermüdliches Trachten, den Willen unseres Vaters im Himmel zu tun; da ordnen alle irdischen Ziele und Zwecke sich hinein in die Erfüllung des einen höchsten Zweckes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!" Da wird das Kleinste und das Größte im irdischen Beruf und Tagewerk, da wird Überfluß und Entbehrung, Reichtum und Mangel, da wird Arbeit und Erholung, da wird selbst Krankheit und bitteres Erdenleid geheiligt durch die Gesinnung der Gotteskindschaft, mit welcher es alles übernommen, ausgerichtet, getragen wird.

So können wir in der Freiheit bestehen, wenn wir bleiben im Gehorsam gegen Christus und sein Evangelium.

Aber laßt uns noch *einen* Blick in das Leben freier Gotteskinder tun! Wie die wahre Freiheit, zu welcher Christus uns führt, die Menschen fester bindet an Gottt, so verbindet sie die Menschen auch fester untereinander. Denn weit entfernt von jener falschen Freiheit der Selbstsucht, welche meint frei zu sein, wen sie nur den Gelüsten des eigenen Willens folgen kann und sich losgesagt hat von jedem verpflichtenden Bande, trägt die wahre Freiheit in sich den unauslöschlichen Drang der Selbstverleugnung und der Selbst-

entsagung im Dienste der Menschheit. Ein rechtes Kind Gottes weiß, daß es nicht bloß um seiner selbst willen auf Erden ist, sondern daß wir von Gott aufeinander angewiesen sind. Dem höchsten Gebot der Liebe, welches von Knechtsseelen niemals begriffen und verstanden werden kann, ist die Stätte nur bereitet im freien Kindesherzen. Da hört es auf ein Gebot zu sein, da wird es zur Gesinnung und also zur lebendigen Wurzel alles dessen, was wir Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit nennen. So wird die Liebe des freien Gotteskindes zum Dienst an den Brüdern. Erzwungener Dienst kann niemals Liebe sein; widerwillig gebrachte Opfer haben mit Selbstverleugnung nichts zu tun und sind des Namens Opfer unwert. Die dienende Liebe, an welcher Jesus seine Jünger erkennen will, kann nur in freien Menschenseelen wohnen. Da feiert sie ihre stillen Siege über Eigennutz und Selbstsucht, da spricht sie demütig mit Paulus: „Es ist mir alles erlaubt, aber es frommt nicht alles; es ist mir alles erlaubt, aber es bessert nicht alles; es ist mir alles erlaubt, aber es soll mich nichts gefangen nehmen. Niemand suche was sein ist, sondern ein jeglicher, was des andern ist, gleichwie ich auch jedermann in allerlei mich gefällig mache und suche nicht, was mir, sondern was vielen frommt, daß sie selig werden.“ (1. Kor. 10, 23 ff.)

Wo solcher Sinn in den Menschen wohnt, da reichen sie zu schöner Gemeinschaft sich die Hände. Man kann auf Erden durch Zwang und Gewalt Menschen äußerlich aneinander ketten, aber Herzen und Seelen verbindet kein Machtgebot und kein äußerliches Gesetz. Sie verbindet nur der in allen wohnende gemeinsame Geist. — Und der Geist wahrer Freiheit, welcher Gottes Kinder beseelt, und in ihrem kindlichen Gehorsam gegen den Vater und in ihrer dienenden Liebe gegeneinander offenbar wird, der sollte keine Gemeinschaft stiften auf Erden? Er hat einst die ersten Christengemeinden zusammengeführt und zu herrlicher Einigkeit verbunden. Er hat die stillen und verfolgten Märtyrergemeinden, welche der Herrschaft der Papstkirche gegenüber festhielten an dem Vorbild Christi und der Apostel, gestärkt und aufrecht erhalten gegen alle Gewalt und Feindschaft. Er verbindet über die ganze Erde hin auch heute alle Christen und alle Christengemeinden, welche die Wurzeln ihrer Kraft nicht in äußeren Namen und nicht in der Unterwerfung unter Menschensatzung und Menschengebot,

sondern in der treu bewahrten, von allen empfundenen und von allen gepflegten Geistesgemeinschaft mit Christus suchen.

Wollen wir zu ihnen gehören, meine Freunde, dann laßt uns in allen Dingen nur danach trachten, daß wir vor Gott und Menschen bestehen in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, mit welcher uns Christus befreit hat. Amen.

Schicket euch in die Zeit!

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

Es ist eine uralte Rede, die doch in jedem Geschlechte wieder neu wird, daß die Zeiten immer schlimmer, die Welt und die Menschen immer schlechter würden. Diese Rede ist vor Jahrtausenden ergangen, wie vor Jahrhunderten; man hat sie gehört vor fünfzig Jahren so gut wie vor zwanzig Jahren. Schon im ersten Buch Mosis lesen wir, daß Jakob gesagt: „Wenig und böse ist meine Zeit und nicht zu vergleichen der Zeit meiner Väter.“ Und wenn wir die Schriften von Dichtern und Propheten, oder von Schriftgelehrten und Weisen aus der Vergangenheit betrachten, so können wir in jedem Zeitalter solche Stimmen der Klage vernehmen über die böse Zeit.

Sollte nun wohl unsere Zeit und unser Geschlecht von dieser Regel eine Ausnahme machen? Nein, auch heute hören wir die alte Klage aus vieler Munde und gewiß sind manche unter uns nicht abgeneigt, mit einzustimmen. Verhält es sich so, dann ist es unsere Pflicht, ernstlich über diese Erscheinung nachzudenken, und es kann sicherlich für uns alle nur von Segen sein, wenn wir als Christen uns die Frage vorlegen, was an der Klage über die schlimme Zeit berechtigt und was daran unberechtigt sei. Wir werden dann gewiß auch zu erkennen suchen, wie wir als Christen der wechselnden Zeit gegenüber uns zu verhalten haben. Wir wollen diese Betrachtung an das kurze Mahnwort des Paulus anknüpfen, Römer 12, V. 11:

„Schicket euch in die Zeit!“

Sofern wir alle wissen, geliebte Freunde, daß sich die Zeit nicht in uns schickt, d. h. nicht in die Wünsche und Bestrebungen jedes Einzelnen, ist uns die Mahnung des Textes wohl ganz einleuchtend. Jeder fühlt eben sehr gut, daß die Zeit oder alles, was wir unter diesem Namen zusammenfassen, eine Macht bedeutet, mit der wir fortwährend zu rechnen haben. Aber das „Schicket

euch in die Zeit!" läßt doch sehr verschiedene und auch sehr verkehrte Auslegungen zu, und es meint mancher, sich aufs beste in die Zeit zu schicken, der sich in Wahrheit nur gemächlich von ihrem Strome mittreiben läßt.

So laßt uns denn der Frage näher treten: Wie schickt sich der Christ in die Zeit? Ich fasse die Antwort vorläufig in die beiden Sätze zusammen:

1. Wenn er sich bei der Beurteilung seiner Zeit sowohl vor Lästerung, als auch vor Überschätzung der Zeit hütet.
2. Wenn er bei der Benutzung der Zeit das Gute in ihr ergreift und damit das Böse überwindet.

---

1. Wann beurteilen wir unsere Zeit richtig? Dann jedenfalls nicht, wenn wir nur über sie zu klagen wissen. „Die Zeiten sind schlimm, die Nahrungsquellen stocken und wir tragen drückende Lasten; selbst unsere bescheidensten und gerechtesten Wünsche sind zum größten Teil unerfüllt geblieben." Solche Klagen können wir oft vernehmen. Und sofern sie nur Seufzer aus gepreßten Herzen sind, mögen wir sie hingehen lassen, denn wir wissen, daß der Schmerz gerne übertreibt. Wenn aber diese Äußerungen die wohlüberlegte Lästerung enthalten, daß unsere Zeit eine unselige sei, in welcher zu leben niemand der Mühe wert finden könne; wenn da behauptet wird, das Gebäude menschlicher Wohlfahrt stürze immer mehr zusammen, und unser Zeitalter eile mit großen Schritten einer neuen Barbarei zu, und die Vorboten allgemeiner Auflösung seien schon überall sichtbar, — dann, meine Freunde, gebietet uns unser Christenglaube und unsere Christenpflicht, solcher törichten Verurteilung unserer Zeit entgegenzutreten.

Überlegt doch einmal, die ihr nicht müde werdet, eure Zeit zu schmähen und zu sagen, die vergangenen Zeiten wären besser und schöner gewesen, — überlegt doch ernstlich, in welcher vergangenen Zeit ihr denn wirklich lieber hättet leben mögen, und in welche Zeit ihr vernünftigerweise wünschen könntet, wieder zurückversetzt zu werden. Möchtet ihr etwa mit den alten Erzvätern jahraus, jahrein mit nichts anderem beschäftigt sein, als mit der Sorge um die weidenden Herden? Oder möchtet ihr in den Zeiten leben,

wo unter schrecklichen, unmenschlichen Kriegen sich erst langsam ein Staatswesen bildete? Nein, je besonnener wir über die menschlichen Verhältnisse in den vergangenen Zeiten nachdenken, um so weniger werden die scheinbaren Vorzüge irgendeines Zeitalters imstande sein, die tiefen Schatten zu verwischen, welche ganz offenbar darin vorhanden waren; und weder der Reichtum des alten Tyrus, noch die Kunst und die Weisheit und die Schönheit Griechenlands, noch die weltgebietende Macht Roms wird uns den Wunsch eingeben können, jene verlebten Zeiten zurückzurufen. — Und selbst in den Zeiten des Neuen Testaments finden wir nirgend eine Stätte, um welche wir die damals lebenden Geschlechter beneiden dürften. Auch das Zeitalter Jesu können wir hiervon nicht ausnehmen. Gewiß mag es manchem unter uns als ein großer, herrlicher Vorzug jener Zeit erscheinen, daß seine Zeitgenossen Jesus selbst von Angesicht zu Angesicht sehen und das Evangelium seines Mundes hören konnten. Hat er sie doch selbst selig gepriesen, die seine Erscheinung sehen, seine Verkündigung hören konnten und dadurch in seine Gemeinschaft gezogen wurden. Aber wer bürgt uns denn dafür, daß wir als Kinder jenes Geschlechts an ihn geglaubt hätten wie seine Jünger, und nicht vielmehr unter seinen Feinden und Verfolgern gewesen wären? Alle Wahrscheinlichkeit spricht doch für das letztere. — Und wenn wir es ernst bedenken, ist denn nicht der erhöhete und in Ewigkeit lebendige und mit seinem Geiste unter uns fortwirkende Christus uns unendlich viel mehr, als seinen Zeitgenossen der nur von wenigen erkannte, von den meisten aber verworfene Jesus von Nazareth war?

Und wer möchte die uns ja viel besser bekannten Jahrhunderte, welche seit Christi Geburt über die Erde gegangen sind, auf Kosten der Gegenwart loben? Gewiß hat es da Zeiten gegeben, in welchen Großes geschah, und mehr als einmal ist es wie eine neue Pfingstbegeisterung über die Menschen gekommen, und aus Ruinen, die den Stempel des Todes trugen, ist mehr als einmal neues Leben erblüht, zur Freude und zum Segen der Menschen. Und doch, wer möchte selbst eine solche Zeit zurückrufen mit all ihren Mängeln, Gebrechen und Freveln, von der einer ihrer größten Söhne gesagt hat, es sei eine Lust zu leben!?*)

*) Ulrich von Hutten.

Nein, wir wollen unsere Zeit nicht lästern und meinen, sie sei für uns schlechter zum Leben als irgendeine verflossene Zeit. Wir lästern ja damit zugleich den Schöpfer, der uns in diese unsere Zeit hineingestellt hat. Lasset uns ganz aufhören, bei der Beurteilung unserer Zeit jenen falschen Maßstab einer vermeintlich besseren Vergangenheit anzulegen, eines vollkommeneren Zeitalters, das es doch bis jetzt noch nirgends und niemals gegeben hat!

Wann beurteilen wir unsere Zeit richtig? Vielleicht dann, wenn wir die Vorzüge der Zeit oder das, was wir dafür ansehen, in den Himmel erheben auf Kosten der Vergangenheit? Das wäre zwar die entgegengesetzte, aber darum nicht weniger eine verkehrte Art. Es gibt ja auch unter uns eine solche Art, von der Gegenwart zu reden, als wäre keine vergangene Zeit auch nur wert, neben ihr genannt zu werden. Man muß oft staunen über die Gedankenlosigkeit und Unkenntnis, mit welcher behauptet wird, neben unserer vorgeschrittenen Zeit müßte jedes frühere Zeitalter ganz verschwinden, man könne nur mit geringschätzigem Mitleid der armseligen Zeiten gedenken, die noch keine Dampfmaschinen und keine Eisenbahnen kannten und wo man noch nicht einmal wußte, daß die Erde sich um die Sonne dreht! Als wenn wir nicht mit allem Guten, was wir haben und mit allem Fortschritt der Erkenntnis und der Naturbeherrschung auf den Schultern früherer Geschlechter ständen! Als wenn wir nicht überall, auch während wir Neues pflanzen und säen, zugleich Früchte von den Bäumen pflückten, welche unsere Väter gepflanzt haben! Und vor allem, als wenn die sittliche Tüchtigkeit und die edle Gesinnung und die Kraft zum Guten in einem Geschlecht gleichbedeutend wäre mit den Kenntnissen seines Verstandes und mit den äußeren Mitteln seiner Geschicklichkeit oder seiner irdischen Behaglichkeit!

An der selbstgefälligen Überhebung dieser oberflächlichen Beurteiler unserer Zeit wollen wir ebensowenig teilnehmen, als an den trüben Klagen jener anderen. Wir wollen die Zeit, in der wir leben, nach einem höheren und besseren Maßstabe zu beurteilen suchen. Wir schauen nicht sehnsüchtig zurück nach dem verlorenen Paradiese, auch nicht nach dem Traumbilde eines für ewig dahingeschwundenen „goldenen Zeitalters“ der Menschheit, sondern mit Paulus „vergessen wir, was dahinten ist und strecken uns nach dem, was vorne ist und jagen nach dem Kleinod, welches uns vor-

hält unsere himmlische Berufung durch Christus". Christus hat uns den wahren Maßstab für die rechte Beurteilung der Zeit gegeben in seiner Verkündigung vom Reiche Gottes auf Erden. Er hat in seinen Gleichnissen von diesem Reiche uns gezeigt, daß es eine Entwicklung in der Menschheit gibt, welche fortschreitend der Vollendung dieses Reiches entgegenstreben soll. Diese Aufgabe hat jede Zeit und jedes Geschlecht auf Erden. Und in jeder Zeit gibt es Mittel und Wege, diese Aufgabe zu erfüllen. Das verkennen die Lästerer der Zeit und lassen in ihrem unfruchtbaren Wahn alles Gute, das die Zeit ihnen bietet, unbeachtet und ihre ernsten Aufgaben bleiben unerfüllt. Das verkennen ebensosehr auch die kindischen Lobredner der Zeit, die in ihrer armseligen Selbstzufriedenheit nicht bedenken, daß es auch über unsere Zeit hinaus eine höhere Entwicklung gibt, an welcher alle mitarbeiten sollen.

Wir wollen in unsere Zeit hineinschauen, indem wir das hohe Ziel vor Augen und im Herzen tragen, das Christus der Menschheit gegeben hat, als er verkündigte, daß sie sich stetig fortschreitend umgestalten sollte zum Reiche Gottes, welches das Reich der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freude in dem heiligen Geiste ist. Tun wir das, dann haben wir den richtigen Maßstab für die Beurteilung der Zeit gefunden; dann folgen wir dem Sinne Jesu selber, welcher uns nachdrücklich mahnt, die Zeichen der Zeit, in der wir leben, zu beachten. Denn wie er einst die Pharisäer und Sadduzäer zurechtwies: „Des Abends sprechet ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprechet ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr beurteilen; könnt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurteilen?" (Matth. 16, 2. 3) — so will er auch nicht, daß seine Jünger heute oder irgendwann die Augen verschließen gegen die Zeichen der Zeit.

„Wohlan! Aber die Zeichen der Zeit sind nun einmal schlimm und böse!" so ertönt es aus den Reihen der Tadelnden. Auch wir werden sicherlich bei ernster Prüfung viel Böses und viel Schlimmes sehen, was uns beweist, wie wenig noch zu unserer Zeit das Ideal des Gottesreiches erfüllt ist. Ja, es ist sogar möglich, daß uns die bösen Zeichen der Zeit einer besonders heftigen Feindschaft gegen das Göttliche und Gute so überwiegend erscheinen wollen, daß wir

versucht sind zu sagen: Es ist böse Zeit! Aber selbst wenn es so wäre, so stimmen wir darum den Verächtern und Lästerern unserer Zeit keineswegs bei. Weit entfernt von jener Mutlosigkeit, welche schon durch den Anblick feindlicher Gewalten sich vom Kampfe abschrecken läßt, suchen wir vielmehr nach Mitteln, das Böse der Zeit zu überwinden. Was ist denn christlicher, edler, besser, menschenwürdiger, meine Freunde: über unsere Zeit und all das Schlimme, was sie unbestreitbar in sich trägt, schelten und klagen, und vergangene Zeiten zurückwünschen — oder mit klarem Blick die Schäden der Zeit prüfen und daraus den Antrieb nehmen, mit aller Kraft an ihrer Verbesserung mitzuarbeiten? Ich denke, daß die Antwort für einen Jünger Christi nicht zweifelhaft sein kann.

2. Fühlen können wir die Unzulänglichkeit der Zeit und ihrer Verhältnisse nur, weil in uns die Sehnsucht nach einem besseren vollkommeneren Zustande der Dinge wohnt. Aber, wie wir schon sahen, richtet sich des Christen Sehnsucht nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft; nicht rückwärts, sondern vorwärts und aufwärts ist unsere Losung. Es ist eine edle Unzufriedenheit mit den bösen Zeiten unserer Zeit, welche uns treibt, mit Hand anzulegen zu ihrer Überwindung und uns den Sinn öffnet für den Ruf Gottes, der jeden Tag an jeden von uns aufs neue ergeht: Mache dich auf und sei bereit, Gottes Werk zu treiben!

Und dann, meine Freunde, bleiben wir mit unseren Blicken nie und nimmer hängen an dem, was schlimm und böse ist in unserer Zeit, sondern wir heben unsere Augen auf und schauen empor. Und siehe, wie manches Feld trägt da rings umher herrliche, wogende Saat, und wieviel tausend Keime und Triebe und Blüten und Früchte göttlichen Lebens wachsen da auf dem Boden der Zeit! Und wieviel neuer Boden wartet nur auf die Menschenhände, die ihn bestellen und beackern sollen, damit er seinen Segen spende zu seiner Zeit! Sprechen wir ohne Gleichnis! Wie reich ist auch unsere Zeit an Gutem und Großem, an göttlichen Aufgaben ohne Zahl, die nur gesehen, ergriffen, erfüllt sein wollen! O, so lasset uns beweisen als wahre Diener Gottes und Jünger Christi, indem wir sehen und handeln lernen! Folgen wir doch auch hierin dem Beispiele unseres Herrn! Wenn irgendeine Zeit unfähig erschien und

irgendein Geschlecht unwert, die Anfänge des Gottesreiches auf Erden in sich aufzunehmen, so war es die Zeit Jesu und das Geschlecht seiner Zeitgenossen. Und dennoch war dies die Zeit der Erfüllung nach Gottes Rat; und nicht einen Augenblick ist Jesus trotz aller Feindschaft und trotz aller Verwerfung seines Evangeliums irre geworden an der Zukunft seines Reiches auf Erden.

„Schicket euch in die Zeit!“ so ruft uns unser Text, so ruft uns auch das Beispiel unseres Herrn und Meisters zu. Meinet nicht, daß ihr eurer Zeit Gewalt antun oder sie nach eurem Gefallen lenken könnet, aber eure Aufgaben erkennet, und ergreift sie mit frohem, mutigem Gottvertrauen! Wehe denen, welche hinter ihrer Zeit, das ist hinter Gottes Zeit zurückbleiben, weil sie ihre wahren Aufgaben beim Bau seines heiligen Tempels in der Menschheit nicht sehen und darum nicht erfüllen mögen. Über sie schreitet die Entwicklung des göttlichen Reiches des Guten hinweg, sie sind wie dürre Äste am Baume, die abgehauen und ins Feuer geworfen werden. „Schicket euch in die Zeit!“ Die Mahnung gilt uns alle Tage, mag nun böse oder gute Zeit sein. Sehet, geliebte Freunde, es gibt einen Wechsel von guten und bösen Zeiten nicht nur für die Menschheit, sondern für das kleinste Menschenleben selbst. Wer hätte das nicht an seinen eigenen Lebensführungen erfahren! In beide müssen wir uns schicken, d. h. auf die rechte Art beide verwerten. Die Menschen, die in den guten Tagen ihres Lebens übermütig, in den bösen Tagen verzagt und kleinmütig werden, *die sind nicht geschickt zum Reiche Gottes.* Wer aber als ein Kind Gottes mit Paulus sagen kann: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, *alle Dinge* zum Besten dienen müssen“, für den gibt es keine Zeit auf Erden und keinen Tag des Lebens, aus dem ihm nicht Heil und Segen sprießen könnte; der nimmt auch in die Nachtstunden des Leidens die Kraft der Bewährung mit hinein; der sieht in der Wüste noch die Quellen, die verborgen neben Verschmachtenden strömen, und aus den tiefsten und dunkelsten Schachten menschlicher Heimsuchung bringt er noch das lautere Gold reinerer Liebe, fester gewordenen Glaubens, seligerer Hoffnung herauf!

So sollen wir auch als Glieder der Menschheit in die Zeiten uns schicken. O, wenn wir nur erst zu der rechten Christengesinnung gekommen wären, in der wir wissen, daß wir nicht um unserer

selbst willen auf Erden sind und nicht, um hier Befriedigung unserer endlichen Begierden, unserer kindischen Wünsche, unserer natürlichen und sinnlichen Hoffnungen zu finden, sondern um zu ringen für ein besseres Ziel und zu arbeiten für eine höhere Gestaltung unseres eigenen, inneren Lebens und der Zukunft unseres ganzen Geschlechts, dann werden wir nicht mehr in unfruchtbarer Klage die böse Zeit schmähen und nicht mehr die gute Zeit selbstsüchtig ausbeuten für unseren irdischen Genuß und zeitlichen Gewinn. Vielmehr werden wir Keime göttlichen Lebens suchen und finden, hier wie dort, und wie treue Ackersleute unseres Gottes das Tagewerk unseres Lebens beginnen und vollenden, es sei nun klein oder groß. Und es wird unseres Lebens höchster Segen und unserer Arbeit herrlichstes Siegel sein, wenn wir dazu mitgewirkt haben, daß in jeder Zeit das Böse überwunden werde durch Gutes! Wer das vermag, für den gibt es keine böse Zeit mehr, für den gibt es nur verschiedene Zeiten und Stunden Gottes in der Welt und im Leben, die alle zum Guten und zum Heil gereichen sollen den Gotteskindern und zum Fortschritt des Gottesreiches dienen. So lasset uns denn lernen, meine Freunde, in die Zeit uns zu schicken, dann werden wir nicht vergeblich auf Erden sein, sondern zu dieser unserer Zeit unsere Aufgaben verstehen und erfüllen zur Ehre Gottes und zum Heil der Brüder. Amen.

Das Wort Gottes.

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

Daß Gott sich den Menschen offenbart, ist eine unumstößliche Tatsache trotz aller Einwendungen einer glaubenslosen Weltanschauung. Die Frage nach Gott, die so alt ist, wie die Menschheit, kann ihre rechte Antwort nicht von Priestern oder Weisen, sondern nur von Gott selbst empfangen; und allen, die Gott von ganzem Herzen suchen, ist die Verheißung gegeben, daß er sich von ihnen will finden lassen.

Alle Gottesoffenbarung aber geschieht durch das Wort Gottes. Wie wir Menschen unsere verborgenen Gedanken und Gefühle einander offenbar machen durch die Rede unseres Mundes, so offenbart Gott sich uns durch sein göttliches Wort.

Unsere Religion wäre ohne diese Überzeugung nur ein blindes Tasten nach einer eingebildeten höheren Macht; aber durch den Glauben, daß Gott „nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns“, und selbst den Trieb in unsere Seelen gelegt hat, „ihn zu suchen, ob wir doch ihn fühlen und finden möchten“ (Apostelgesch. 17, 27), wird sie zur Himmelsleiter, die uns mit dem lebendigen Gott verbindet.

Alle Pflege unserer Religion soll darum eine Erfüllung der Aufforderung sein: Nahet euch zu Gott! Und besonders in unserer sonntäglichen Feier hier in der Gemeinde wollen wir zu Gott sprechen in Dank und Bitte, und wiederum Gottes Wort hören zur Erquickung für unsere Seelen.

So kommt es unseren Gedanken und unseren innersten Bedürfnissen entgegen, wenn wir aus Jesu Munde hier den freundlichen Gruß vernehmen (Lukas 11, 28):

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.“

Laßt uns diese Seligpreisung miteinander betrachten und laßt uns fragen: erstens, wo wir Gottes Wort hören und zweitens, wie wir es bewahren können.

---

1. „Gott sprach", und „Gott redete alle diese Worte"; so lesen wir wohl hundertmal in den Geschichten des Alten Testamentes, die uns von Kindheit an bekannt und vertraut sind.

Als wir Kinder waren, erschien es uns natürlich, daß Gott mit jenen Menschen der Vorzeit in menschlicher Weise sprach und verkehrte. Doch als wir anfingen zu begreifen, daß Gott den Sinnen niemals wahrnehmbar ist, da lernten wir auch, daß er nicht in den Lauten einer menschlichen Sprache zu uns redet, sondern in einer Geistessprache, die wir nur mit dem Geiste und mit dem Herzen vernehmen können.

Diese Sprache ist so alt, wie die Welt, und ihr Wort hat manchmal und auf mancherlei Weise zu den Menschen gesprochen. Aber es ist nicht nur in der Vergangenheit, es ist für uns auch in der Gegenwart überall lebendig und wirksam.

Wo können wir es hören, meine Freunde? Sehr viele Christen wollen unter dem Worte Gottes nur die Bibel verstehen. Aber als Jesus sprach: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!", da gab es unsere Bibel noch nicht. Vom Neuen Testamente war noch nicht ein Buchstabe geschrieben, und die Bücher des Alten Testamentes, welche für die Juden das Gesetz und die Propheten enthielten, pflegt Jesus nicht als Gottes Wort, sondern als „die Schrift" zu bezeichnen.

Das Wort Gottes hat in Jesu Munde einen größeren und umfassenderen Sinn. Er selbst hört es immer und überall und möchte auch den Menschen die Herzen öffnen, damit sie darauf merken lernen.

Gottes Wort tönt uns entgegen aus seiner großen, wunderbaren Schöpfung. Wenn wir voll Staunen vor ihren Werken stehen, wenn wir betrachten, wie sie nach den Gesetzen eines allweisen Willens ihre Formen hervorbringt und wieder zerstört, wenn wir versuchen dem schaffenden Geist nachdenkend zu folgen und ihn in seiner Werkstatt zu belauschen, oder wenn wir seine fertigen Gebilde bewundern, dann vernimmt unsere Seele wohl

etwas von den Stimmen der Offenbarung, die ihren Widerhall im Liede finden:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort;
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere,
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!"

Wie Jesus selbst Gottes Stimme in den Dingen der Natur vernahm, zeigen uns seine Reden und Gleichnisse. Sorgsam beobachtet er Feld und Flur, Saat und Ernte, Weinstock und Feigenbaum, das Leben am See und in der Wüste; und mehr als einmal fordert er seine Jünger auf, auch an den Vögeln unter dem Himmel und an den Blumen des Feldes Gottes Weisheit und Güte zu erkennen. —

Gottes Wort redet zu uns auch aus der Geschichte. Und wir dürfen dies Zeugnis nicht überhören. Jesus hat in der Geschichte seines eigenen Volkes, dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor seinen Augen lag, als er mit Tränen auf Jerusalem hinsah, den unerbittlichen Gang der göttlichen Gerechtigkeit gesehen, die sich nicht spotten läßt. Und was seither für Schicksale der Völker, wie der Könige in der Geschichte der Welt verzeichnet sind, zeugt das nicht alles von „dem Ernst und der Güte Gottes"? Steht nicht über der Geschichte der Menschengeschlechter gestern und heute geschrieben: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!"?

Deutlicher noch als in der Natur und in der Geschichte redet Gott im Gewissen der Menschen. Das ist die innere Stimme der Wahrheit, welche Jesus bei vielen seiner Zeitgenossen vergeblich suchte, weil sie eingeschlafen oder erstorben war unter der Gewohnheit der Lüge. Was hat er darangesetzt, sie wieder zu wecken! Mit welchem heiligen Ernst klopft sein Wort und sein Geist immerfort, auch heute noch, an die Gewissen der Menschen!

Es gibt ja unter uns kaum eine härtere Verurteilung, als wenn von einem Menschen gesagt wird, daß er gewissenlos sei oder gewissenlos handle. Es liegt darin stillschweigend eingeschlossen das schmerzliche: „Gott verloren, alles verloren!" —

Wir sehen wohl manchmal, daß redliche Menschen, die an den lebendigen Gott über uns nicht mehr glauben, seinem Willen dennoch dienen, weil er sie festhält und in ihnen fortwirkt durch ihr Gewissen. Wem aber diese Gottesstimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit im eigenen Innern verstummt ist, der ist wirklich gottlos geworden, mag er sonst auch mit den Lippen und mit äußeren Gebärden Gott zu dienen scheinen.

Selig sind, die Gottes Wort immer hören in ihrem Gewissen! Wie leicht die Empfänglichkeit für diese Gottesoffenbarung Schaden leidet unter der abstumpfenden Macht der Gewohnheit, und wie ernst und notwendig es ist, sie zu pflegen, sagen uns auch die wohlbekannten Dichterworte:

„Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn, so schnell verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn."

Wo aber könnte wohl Gottes Wort lebendiger und eindrücklicher zu uns reden, als aus Menschengeist und Menschenherzen und Menschenmunde?

Einst sprach Gott zu uns aus der Liebe unserer Eltern, jetzt spricht er zu uns aus den Herzen unserer Kinder. Wie oft hat er zu uns gesprochen aus Menschenaugen, die uns bittend ansahen und aus Menschenseelen, die uns mit Vertrauen begegneten! Wie viele Offenbarungen seiner schöpferischen Geistesmacht verdanken wir den Werken des menschlichen Genius! — Wenn uns die wunderbare Harmonie der Töne entzückte, oder wenn hohe Gebilde von Künstlerhand uns mit ihrer Schönheit rührten; wenn im Gewande herrlicher Dichtung uns ewige Wahrheit die Seele ergriff — war das nicht auch eine Offenbarung Gottes, der solche Macht dem Menschen gegeben hat?

Und wenn nun erst die Worte der gottbegeisterten Männer an unser Herz dringen, die als Propheten und Apostel auf das Wort der Wahrheit gelauscht und dann bezeugt haben: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben" — spricht da nicht Gottes Wort zu uns aus der

Menschenrede seiner Zeugen, die beseelt und getrieben werden von seinem heiligen Geiste?

Über allen Propheten und Aposteln steht Jesus Christus. Niemals vorher oder nachher hat Gott sich in einem Menschen und durch einen Menschen offenbar gemacht, wie in und durch Christus.

Als eine menschgewordene Gottesoffenbarung steht er inmitten der Geschichte, inmitten des menschlichen Geschlechts. Wenn wir ihn anschauen und kennen lernen — nicht bloß vom Hörensagen, sondern Auge in Auge — dann verstehen wir die dunkle Rede des Johannis-Evangeliums: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns." Denn aus der Predigt Jesu, aus seinen Gesinnungen, aus seinen Taten, aus seiner ganzen Erscheinung leuchtet uns die Offenbarung des Vaters entgegen, und spricht zu uns das ewige Wort des lebendigen Gottes.

Als Träger und Bringer dieses Wortes vergleicht er sich mit dem Säemann, der guten Samen ausstreut; und wenn er neben dem harten Wege und neben dem felsigen Boden und neben dem wuchernden Unkraut auch gutes Land findet, dann spricht er: „Das sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld" (Luk. 8, 15); oder mit unserm Texte: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!"

2. Bewahren! ja meine Freunde, das ist nun die große Forderung, die Christus an uns stellt. — Hörer des göttlichen Wortes in irgendeinem Sinne sind wir ja alle! Es gibt niemanden, zu dem die göttliche Offenbarung nicht gekommen wäre; auch ist hoffentlich niemand unter uns, der das nicht mit dankbarem Herzen empfände.

Aber Jesus preist uns noch nicht deswegen selig, weil wir Hörer sind, sondern er will uns selig preisen, wenn wir auch Bewahrer des göttlichen Wortes sein werden.

Im Sinne des Herrn spricht Jakobus: „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein, womit ihr euch selbst betrüget" (Jak. 1, 22).

Gottes Offenbarungen sind nicht zur Unterhaltung der Neugierde oder zum müßigen Spiel weichlicher Gefühle da; sondern,

wie sie selbst allesamt schöpferische Tat und schöpferisches Leben sind, so wollen sie überall zu Tat und Leben uns erwecken. Alles, womit sie unsere Erkenntnis zur Wahrheit leiten, und alles, womit sie unser Gefühl erregen, soll zugleich unserm Willen die Richtung geben das Gute zu tun, damit der göttliche Wille durch uns und an uns geschehe.

Wie das denkbar sei, meine Freunde?

Geht denn nicht alles, was uns Gottes Wort in allen seinen Offenbarungen zu sagen hat, darauf hinaus, daß uns der Wille Gottes enthüllt werde?

Was zeigt die Natur uns anders als den Willen des Schöpfers? Ob wir die größten oder die kleinsten Gebilde in ihr betrachten, überall offenbart sie uns das ewige, heilige Gesetz, das in ihr wirkt. Was tut die Wissenschaft, wenn sie in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, anders, als daß sie „sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern, sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht"? Soweit wir Naturwesen sind, herrschen die Gesetze der Natur auch über unser Dasein, und jede bessere Erkenntnis, die uns darüber aufgeht, soll uns antreiben, dem göttlichen Willen, der sich in ihnen ausprägt, zu gehorchen.

Aber auch als Geisteswesen sehen wir uns abhängig von heiligen und ewigen Gesetzen, von einer sittlichen Weltordnung, die sich uns in der Geschichte der Völker und in den Geschicken der Menschen, in der Verkettung von Ursache und Wirkung, von Schuld und Schicksal offenbart und zu uns redet als Gottes Wort. Ist nicht auch in diesen Gesetzen der Wille Gottes ausgedrückt, damit wir Menschen ihn verstehen und ihm folgen?

Und wo immer Gottes Wort zu uns spricht, überall ist Gottes Wille der Inhalt seiner Offenbarungen. Was die Männer der heiligen Schrift aus ihrer Erkenntnis der Wahrheit heraus bezeugen und endlich, was uns Christus von Gott verkündigt, es läuft alles auf die herrliche Botschaft hinaus: Gott will es!

Wir können also wissen, was wir tun sollen. Gottes Wort hat es uns gesagt und hört nicht auf, es uns zu sagen. Wir sind nicht haltlos hineingeworfen in den Strudel des Lebens, wir haben „ein festes prophetisches Wort", das unsere Gewissen und unsere Herzen bindet an den Urgrund aller Wahrheit und aller Seligkeit, an Gott!

So verstehen wir es, was Jesus meint, wenn er in die Menschheit hineinruft: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!"

Er kannte die toten Seelen, die Gottes Wort noch nirgends oder nirgends mehr hörten. Er wußte, was Herzenshärtigkeit ist, die kein Geisteswehen spürt und keine Geistesrede vernimmt. Er kannte die Menschen, die nicht „aus der Wahrheit" sind. Aber bis zum letzten Hauch hat er nicht aufgehört, Seelen zu öffnen für Gottes Wort. Und wer könnte sie denn zählen, die von dem göttlichen Wort aus seinem Munde ergriffen und beseligt und durch dies Wort neue Menschen geworden sind, von jenen Jüngern an, die durch Petrus bekannten: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" bis zu all den aufrichtigen Nachfolgern Jesu, die zu allen Zeiten, und auch in unsern Tagen, das Gesetz ihres Lebens, die Richtschnur ihres Handelns von niemandem anders genommen haben, als von ihm?

Gottes Wort hören und bewahren! Das ist nicht damit getan, daß wir in der Schule einige Bibelsprüche lernen und gut oder schlecht im Gedächtnis behalten, wie so manche andere auswendig gelernten Dinge. Auch damit ist es noch nicht getan, daß wir von Zeit zu Zeit eine Predigt hören oder lesen. Wollen wir zu den Hörern und Tätern des Wortes gehören, die Jesus selig preist, dann müssen wir unaufhörlich von ihm selber lernen, was er damit meint.

„Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit!" (Kol. 3, 16), das ist die erste und notwendigste Bedingung. Lasset es unter euch wohnen, nicht als totes Wort, das auf den Blättern eines verstaubten und nie gelesenen Buches steht, sondern als das Wort voll Geist und Leben (Joh. 6, 63), das alle, die ihm folgen, zur Wahrheit und zur Freiheit führt. (Joh. 8, 31. 32.)

Hier, meine Freunde, laßt uns auf die Bibel zurückkommen und auf ihren unermeßlichen und unersetzlichen Wert. Hier insbesondere auf das Neue Testament, das es zu Jesu Zeit noch nicht gab, das aber für uns zum Buch der Bücher geworden ist, weil uns die Gottesoffenbarung durch Christus darin überliefert wird.

Von Christus ausgehend zieht durch die Bücher des Neuen Testaments ein Strom der Gottesrede an das Menschengeschlecht.

Sind wir aus der Wahrheit, dann hören wir ihre Stimme. Die menschliche Hülle und das zeitliche Gewand, das auch den Büchern der Bibel eigen ist, hindert uns nicht, hineinzuschauen in das Wort des ewigen Lebens, das sich darin offenbart.

Wer sein Denken und Fühlen in das Licht dieser göttlichen Offenbarung stellt, dem werden die Augen aufgetan, daß er lernt Gott überall „zu erkennen und anzuerkennen, wo und wie er sich offenbare", und das Ohr seines Geistes öffnet sich, Gottes Wort zu hören, wo immer es zu uns reden mag.

Da ruft es die Herzen zum Dank für die geistlichen Gaben in himmlischen Gütern. Da schlägt es wie ein Hammer an die schlummernden Gewissen mit der heilig-ernsten Mahnung: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Da bringt es den Trost des göttlichen Erbarmens in die Seelen der Betrübten und Schwergeprüften. Da straft es mit strengem Gericht unsern Leichtsinn und unsere Trägheit; da zieht es den Willen mit der Zucht der heiligen Liebe in den Dienst der göttlichen Gerechtigkeit und Wahrheit; da bessert es mit eindringlicher Lehre und mit seiner erneuernden Geistesmacht die Fehler unseres Charakters. — Und das alles zu dem einen Zweck, „damit wir Gottesmenschen werden und zu allem guten Werk geschickt". (2. Tim. 3, 17.)

Und weil es denn kein höheres und edleres Ziel für all unser Streben, für unser Wollen und Handeln geben kann, als dieses; — und weil dahin kein anderer Weg führt, als das unablässige, feine und treue Aufmerken auf Gottes Wort, und das stille und unverrückte Tun seines guten und gnädigen Willens, darum laßt uns in beidem fortschreiten an der Hand des vollkommenen Gottesmenschen, der uns segnend und ermunternd zuruft: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Amen.

„Tue dich auf!“

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

„Wer mich liebet,“ spricht Christus, „der wird mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen“. (Joh. 14, 23.)

Wie kann Christus aber lieben, wer ihn nicht kennt, meine Freunde? Wie kann ihn kennen, wer seine Worte nicht hört, seine Taten nicht sieht, sich in sein Leben und Wesen nicht vertieft?

Wir können es ja als Christen nicht lassen, Christi Bild anzuschauen und alle seine Züge immer tiefer in unsere Seele einzuprägen. Sehen wir doch in allen diesen Zügen die Herrlichkeit des wahrhaftigen Gotteskindes, das unter den Menschen erschienen ist, um alle zu Gottes Kindern zu machen, welche ihm glauben und seiner Botschaft folgen wollen.

Wir vernehmen die Worte seines Mundes: siehe, es sind Worte des ewigen Lebens, die zur Freiheit, zum Lichte, zur Wahrheit, mit einem Worte zu Gott uns führen wollen. Wir sehen ihn wandeln unter seinem Volke und begleiten ihn durch die Flecken und Dörfer seines Landes und siehe: all sein Tun erscheint uns wie ein Spiegelbild göttlicher Hoheit und göttlicher Barmherzigkeit zugleich; da ist nichts, das nicht in ganz bestimmter Beziehung stände zu seinem großen Lebenswerke, der Erlösung und Beseligung der sündigen Menschenkinder.

Auch was uns von Taten seiner Hand in der evangelischen Geschichte berichtet wird, wie reich ist das alles an Fingerzeigen zu Gott, wie dient keine dieser Taten der Wundersucht einer abergläubischen Menge, oder einer bloßen äußerlichen Machtbezeugung. Wo Christus uns helfend und heilend gezeigt wird, da ist ihm auch die äußere Hilfe nur ein Mittel, Seelen zu bewahren oder zu retten, und was man seine Wundertaten nennt, das sind alles Bilder und Gleichnisse der ewigen Kräfte des Gottesreiches, welche den Widerstand aller menschlichen Not zu brechen vermögen.

Das wollen wir auch heute zu erkennen suchen bei der Betrachtung der Heilung des Taubstummen, Markus 7, 31—37:

„Und da er wieder ausging von den Grenzen Tyrus und Sidons, kam er an das galiläische Meer, mitten unter die Grenze der zehn Städte. Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der stumm war, und baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte. Und er nahm ihn von dem Volk besonders und legte ihm die Finger in die Ohren und spützete und rührte seine Zunge und sah auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: „Hephata! das ist: Tue dich auf! Und alsbald taten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und er redete recht. Und er verbot ihnen, sie sollten es niemand sagen. Je mehr er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten, und verwunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohlgemacht! Die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend!"

Meine andächtigen Freunde! Die Erzählung unseres Textes wird schon beim Anhören uns allen zu einem Bild und Gleichnis der Liebe geworden sein, mit welcher Gott die verschlossenen Menschenseelen löst von ihren Fesseln. „Erlösung! Befreiung!" so heißt die große, herrliche, frohe Botschaft des Evangeliums, das Christus der Welt verkündet! „Der Geist des Herrn ist bei mir, deshalb hat er mich gesalbt und gesandt zu verkündigen frohe Botschaft den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen!" (Luk. 4, 18.) — Mit solchen Worten führt sich Jesus bei seinem Volke ein, und jede seiner Taten ist uns ein Zeugnis für diese Worte. Freilich nicht in dem Sinne, als hätte er in der Hauptsache ein Arzt für leiblich Kranke sein wollen; wo er sich irdischer Not erbarmte, da galt seine Hilfe doch im Grunde der verirrten oder schuldbeladenen Seele, die für Gott geöffnet und zu Gott hingeführt werden sollte.

Auch unsere Erzählung meint es nicht anders. Wenn wir sie nur betrachteten als Bericht einer äußerlichen Wohltat, welche einem einzelnen Kranken Gehör und Sprache wieder verschaffte, so könnte

sie uns flüchtige Teilnahme einflößen, aber zu einer Predigt von Gottes Ernst und Gottes Güte, die jedem von uns ihr Hephata! zuruft, würde sie uns nicht. Nein, meine Freunde, ob in Israel zu Jesu Zeiten ein Taubstummer mehr oder weniger war, das ist für das Heil der Menschheit ohne Belang. Erst wenn dieser Taubstumme uns zum Bilde des hilfsbedürftigen Menschenkindes aller Zeiten, erst wenn er uns zum Bilde unserer eigenen Hilfsbedürftigkeit wird — dann verstehen wir dieser Gleichnistat köstlichen Sinn und schöpfen aus ihren Tiefen Gedanken des Heils für unsere eigene Seele.

Taubstumm zu sein, das dünkt uns ein schweres Los, meine Freunde, welches unser Mitleid erweckt mit den Armen, die so viel entbehren müssen, was wir genießen dürfen im herzlichen und frohen Verkehr mit den Menschen! Kein freundliches Wort der Liebe sagen und keines hören zu können; niemanden mit einfacher Rede grüßen, niemandem sagen zu können, was das Herz bewegt und die Gedanken beschäftigt; ausgeschlossen zu sein von der Teilnahme am fröhlichen Lernen der Jugend, die auf des Lehrers Worte lauscht, ausgeschlossen vom Verständnis der Menschenrede, wo sie uns immer begegnen mag, — wahrlich, das ist ein hartes Los. Doch es gibt der harten Geschicke so viele in der Welt, und Jesus fand alle Arten von Mühseligen und Beladenen in seinen Tagen, wie wir sie heute finden. Wenn er sie aber zu sich rief und ihnen erquickenden Trost der aufrichtende Hilfe darbot, so trat er schon einem pharisäischen Vorurteil entgegen, das wohl heute noch hie und da gefunden wird, nämlich der altjüdischen Meinung, daß ein leidender Mensch ein von Gott Gezeichneter, und daß schweres Leid eine göttliche Strafe für begangene Sünde sei. Jesus lehrt dagegen, daß auch der Unschuldige leiden muß auf Erden — und er selbst ist dafür das höchste Beispiel —, daß aber der Vater im Himmel nach seinem geheimnisvollen Rat die nach ihm fragenden und suchenden Menschenseelen durch Leiden erziehen und vollenden will. Seit Jesu Zeiten hat denn auch seine Christenheit die heilige Verpflichtung auf sich genommen, sich der Leidenden zu erbarmen, und die Liebe Christi hat allmählich die Herzen soweit überwunden, daß man in christlichen Ländern auch

für Blinde und Taubstumme eine liebevolle und zweckmäßige Unterweisung und vielfache Erleichterung ihres harten Loses eingerichtet hat.

Aber wie viele haben gesunde Ohren und eine Zunge, die richtig reden kann, und leiden doch an einer ganz anderen Taubheit und Stummheit, als jener Mann in unserem Texte. Der Ruf, mit welchem Jesus sich an die Menschenkinder wandte, reicht viel tiefer und viel weiter, als nur zu den Krankheiten des Leibes und zu den Stätten irdischer Not. Für jene Kranken wollte er ein Arzt sein, die selbst bei völliger leiblicher Gesundheit Schaden gelitten haben an ihrer Seele. Da fand er eine andere Art von Taubstummen, die ihm weit beklagenswerter, weit hilfsbedürftiger erschienen als alle leiblich Kranken. Das waren jene, die er taub fand für die Stimme ihres Gottes, deren Herzen keine Sprache kannten, um mit ihrem Gott zu reden. Und doch hat der Vater im Himmel allen die Fähigkeit mitgegeben, seine Gottesrede an den Menschengeist zu hören und beglückt darauf zu antworten in der Sprache des von Gott ergriffenen Menschenherzens.

Solche Taubstumme hat es zu allen Zeiten gegeben. Wohl dringt auch in ihr leibliches Ohr der Gottesoffenbarung herrliche und doch so milde Sprache, aber sie vernehmen darin nichts von Gott, sie bleibt ihnen ein leerer Schall. Wohl begegnen ihnen auf allen ihren Wegen die tausendfachen Stimmen, mit welchen Gottes gnädiges und heiliges Walten in der Natur, in der Menschheit, in den täglichen Geschicken des eigenen, kleinen Lebens zu uns redet, aber sie achten nicht darauf. Wohl dringt des göttlichen Wortes ernster und freundlicher Ton auch von Zeit zu Zeit in das Geräusch des Lebens und Treibens, aber sie gehen unempfindlich und unempfänglich daran vorüber: „sie haben Ohren zu hören und hören nicht“, so klagt Jesus, wenn er ihrer gedenkt.

Dies Bild der Taubstummen wird ohne Zweifel auch in unserer Zeit recht häufig gefunden. In seinem ganzen Umfange und in seiner schlimmsten Bedeutung trifft es nun wohl schwerlich auf irgendeinen von uns zu. Bezeugen wir doch schon dadurch ein gewisses Maß von Empfänglichkeit für Gottes Offenbarung, daß wir in der Gemeinde und mit der Gemeinde Gottes Angesicht suchen. Denn da es für niemanden einen Zwang gibt, in die Kirche zu

gehen, so muß doch wohl das Bedürfnis des Herzens und das Verlangen nach Gott uns hier zusammenführen.

Und doch liegt in diesem Kommen zugleich auch ein Eingeständnis unserer Hilfsbedürftigkeit: ja, wir suchen und brauchen Gottes Hilfe! Ob wir gleich weder taub sind für Gottes Wort noch stumm gegenüber Gottes Wohltaten, so bedürfen wir es dennoch alle, daß die Hand der Liebe Gottes sich immer von neuem auf unser Haupt lege und daß die Stimme der Liebe uns zurufe: „Tue dich auf!“

Wohl haben wir alle, gottlob, solche Stunden schon kennen gelernt, wo uns die Stimme Gottes voll und klar und herrlich in die Seele tönte, wo wir uns voll Freude und Dank bewußt wurden, daß wir hören können in einem aufmerksamen Herzen, was die Offenbarung aus Gott uns sagt. Aber diese Feierstunden unseres Lebens werden nicht immer zu Tagen oder gar zu Wochen; sie werden leicht verdrängt von anderen Stunden, wo der Sinn in uns verschlossen scheint, wo das verwirrende Geräusch der Stimmen, die nicht aus Gott sind, wo der Erde Schmerz und Lust, der Leidenschaften Sturm und Drang, der Versuchung berückende Klänge oder der eigenen Selbstsucht und Eitelkeit trotzige Forderungen unsere Seele taub machen wollen für die Stimme Gottes.

O wie gut wäre es da, wenn wir in solchen Stunden allemal die freimachende Kraft des Wortes spüren könnten: „Tue dich auf!“ Und wir *sollten* es können, meine Freunde! Denn wozu nennen wir uns Christen, wenn wir in der Geistesgemeinschaft mit Christo noch nichts erreicht haben von der Fähigkeit, uns aus den Banden jener verwirrenden und verderblichen Mächte loszureißen und uns in die Gottesnähe zu flüchten, wo wir Ruhe und Frieden finden für unsere Seele!

Gott selbst kommt uns ja entgegen mit seiner Hilfe. „*Er nimmt uns von dem Volk besonders*“, wie Jesus den Taubstummen in unserem Text. Wir fühlen uns bedrückt, meine Freunde, ein schwerer Schlag hat unser Leben heimgesucht, ein bitterer Kelch der Enttäuschung oder des Verlustes hat getrunken werden müssen. Da regen sich wohl Stimmen im Herzen, als könne auf den umdüsterten Pfad kein Lichtstrahl von oben mehr fallen. Aber das Sehnen nach Licht läßt sich nicht so leicht töten in der Menschenbrust, es ruft um Hilfe in der Tiefe des Schmerzes: Wer

wälzt den Stein hinweg von der Türe, wer öffnet die Augen, daß sie die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste sehen? wer die verschlossene Pforte, durch welche Gottes Güte und Trost und Frieden wieder einkehren kann? Da ist es Gott selbst, der sich des Hilfsbedürftigen annimmt! Er nimmt ihn auf seine Weise „von dem Volk besonders“ und läßt ihn die Stimme der Liebe vernehmen, welche nicht im kalten Ton des Befehls, sondern mit dem freundlichen Tone aus Christi Munde spricht: „Tue dich auf!“

Oder es lastet auf dem bekümmerten Herzen das Gefühl der Verschuldung, das Bewußtsein der Gottentfremdung, das uns zuruft: Du hast dir selbst den Weg versperrt, der zu Gott führt, du hast dich um dein Heil betrogen und bist dem Gericht Gottes verfallen! Wer öffnet in solcher Not die Seele für die Erkenntnis der Liebe Gottes, welche größer ist als unsere Schuld? Wer läßt die nach Gottes Gnade dürstende Seele Erquickung trinken aus dem Worte: „Dir sind deine Sünden vergeben!“?

Meine Freunde! Eine Menschenseele, die ihre Entfremdung von Gott mit Schmerzen fühlt und aus der Tiefe ruft und ringt nach Befreiung und Erlösung von dem Bösen, die ist schon von ihrem Gott besonders genommen und vor ihrer Tür steht der Mann, welcher dem Taubstummen sein Hephata! zurief, und klopft an und spricht: Tue dich auf und höre die Friedensstimme deines Vaters im Himmel, welcher nicht will, daß du verloren gehst, sondern dich bekehrest und lebst!

Ob wir es auch brauchen, daß uns unser Gott von dem Volk besonders nehme? Meine Freunde, darauf muß jeder sich wohl selber Antwort geben! Soviel scheint mir gewiß, daß er schon manchesmal uns alle besonders genommen und uns hat zurufen lassen: Tue dich auf! Wir brauchen jetzt nicht nach den einzelnen Gelegenheiten zu fragen, auch nicht, ob wir der gnädigen Absicht Gottes entgegengekommen sind, oder ob wir sie vereitelt haben. Laßt uns nur eins heute erwägen: Hat uns unser Gott nicht heute, in dieser Stunde unserer Feier, auch von dem Volke besonders genommen? ruft er uns nicht, wenn wir hier vor sein Angesicht treten, besonders eindringlich zu: „Tue dich auf!“? Als wir heute unsere Schritte hierher lenkten, da war doch in uns allen irgendein Maß von Empfänglichkeit für Gottes Nähe vorhanden, ob nun der eine mehr zu danken, der andere mehr vor

seinem Gott zu seufzen Ursache zu haben meinte: wir suchten doch alle unseres Gottes hilfreiches Angesicht, wir hatten ein Verlangen nach seinem Wort. Und wenn er uns nun damit „besonders nimmt“, daß wir durch irgendein verlesenes Wort der Schrift, oder durch einen Satz des Gebets oder der Predigt, oder auch nur durch die Einwirkung der gemeinsamen Andacht uns gelöst fühlen von Selbstsucht und Härte, von Bitterkeit und Sorge, von Weltsinn und Genußsucht, oder was uns sonst draußen die Seele beschwert hat, siehe, dann hat er von der Taubheit unserer Herzen wieder etwas hinweggenommen und uns ist Heil widerfahren mit dem segnenden Zuruf: Tue dich auf!

Dem Taubstummen in unserem Texte werden nicht nur die Ohren geöffnet, sondern auch die Zunge wird ihm gelöst und er redet recht. — Sollte solch ein Anrühren und Lösen der Zunge uns auch von Segen sein können? Lose Zungen gibt es zwar genug, lose, wenn es gilt, zu schmähen und Übles oder Lügen zu reden, aber stumm und fest, wenn es gilt, Gutes zu sagen, Wahrheit zu sprechen, freundliche Worte der Liebe, der Geduld, der Vergebung zu brauchen oder gar Gott zu preisen und ihm für seine Wohltaten zu danken.

Wahrlich, meine Freunde, wenn wir unsere Seele geöffnet haben, Gottes Stimme zu hören, dann kann unsere Zunge nicht mehr stumm bleiben. Wer empfängt, sollte der nicht geben? Wer gesegnet ist, sollte der nicht segnen? Wo kann denn aber die Sprache des Herzens sich zeigen, die lebendige Sprache, die ein Widerhall der göttlichen Stimmen ist, die wir mit unserer Seele vernommen haben? Gewiß zuerst in dem unmittelbaren Verkehr mit Gott, im Gebet! Aber dabei können wir nicht stehen bleiben, sondern das ganze Wesen und das ganze Leben, alles Denken und Handeln soll eine Sprache sein, welche es offenbart, daß wir Kinder Gottes sind. Da heißt es denn heute wieder für jeden von uns: Tue dich auf!

Oder ist es bereits allezeit und überall der Widerschein göttlicher Liebe, der aus unserem Verhalten zu den Menschen hervorleuchtet? Gibt es hier niemals ein Schweigen, welches doch beredt genug ist, um Zeugnis gegen uns abzulegen?

Wie fest verschlossen sind oft Herzen und Lippen, die doch durch Wort und Taten zeugen sollten von Gotets Güte und Liebe! Da gehen sie nebeneinander hin, und einer begehrt nach einem guten

Wort des andern, nach einem liebevollen Blick des andern als Ausdruck freundlicher Gesinnung des Herzens, aber die rührende Bitte: „Tue dich auf!“ bleibt ungehört, der Mund bleibt in Bitterkeit verstummt, der Blick bleibt abgewandt und finster, und die gute Stunde, wo einer reichen Segen hätte spenden können, ist vorübergegangen, um vielleicht nicht wiederzukehren.

O über die verschlossenen Herzen, welche sich nicht öffnen mögen zum Dank gegen Gott, zum seligen Geben und Nehmen unter den Menschen; wieviel Segen Gottes können sie sich und anderen in Unsegen verwandeln!

Darum laßt uns immerfort auf die freundliche Stimme merken: Tue dich auf! Gott hat uns nicht umsonst auch heute „besonders genommen“ und sich uns freundlich bezeugt als der Vater, der mit seinem Wort und seinem Segen nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns. Sind denn in dem Gefühl seiner segnenden Nähe unsere Herzen aufgetan zu hören, so mögen sie auch fort und fort offen sein, ihm zu danken und in allen künftigen Zeiten unseres Lebens unter Freude oder Leid, wie es uns treffen mag, zu bekennen nach unserem Texte: Der Herr hat alles wohlgemacht! Er öffnet unsern Sinn, daß wir ihn erkennen, und er rührt unsere Zungen an, daß wir recht reden, und handelnd und duldend, lebend und sterbend seinen Ruhm verkündigen. Amen.

Unser Verkehr mit Gott.

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

Was uns bindet an unsern Gott, das nennen wir unsere Religion, meine Freunde. Mag darin das Gefühl unserer Abhängigkeit von Gott überwiegen oder das Gefühl unserer Zugehörigkeit zu Gott, oder mögen diese beiden religiösen Gefühle sich völlig durchdringen — immer ist die Religion ein Gebundensein unserer Seele an Gott, und immer schließt sie das Bedürfnis der Anbetung Gottes in sich.

Daraus ergibt sich die innere Notwendigkeit unseres Verkehrs mit Gott oder die innere Notwendigkeit des Gebets. Denn der Lebensnerv unseres Verkehrs mit Gott ist das Gebet.

Es gibt wohl keine Religion in der Welt, in der das Gebet nicht ein wichtiger Bestandteil gottesdienstlicher Gebräuche wäre. Und wenn das Christentum mit vollem Recht den Anspruch macht, alle andern menschlichen Religionen an Reinheit und Tiefe der religiösen Vorstellungen zu übertreffen, dann muß auch die christliche Anschauung vom Gebet sich über alle andern erheben.

Worin diese Anschauung bestehe, das zeigt uns keine Kirchenlehre und kein kirchlicher Brauch, sondern allein das Wort und das Beispiel Jesu selbst. Je auffallender der Widerspruch ist zwischen dem, was Jesus vom Gebet gesagt hat, und jenem Beten, wie es noch heutigen Tages weithin in der Christenheit geübt wird, desto ernster ist unsere Pflicht, uns von Jesus selbst sagen zu lassen, was das Gebet im christlichen Sinne sei.

Dazu wollen wir heute seine Worte aus der Bergpredigt miteinander betrachten, Matth. 6, 6:

> „Wenn aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich."

Jesus spricht hier von der Art und von der Wirkung des rechten Gebetes; wenn wir daneben halten, was er auch anderswo darüber gesprochen und wie er dem Gebete der Seinigen auch einen ganz neuen Inhalt gegeben hat, und ferner, wie sein eigener Gebetsverkehr mit Gott ein lebendiges Beispiel der wahren Anbetung war, dann können wir von ihm allein lernen: Des rechten Betens Art und Inhalt und Wirkung.

---

1. „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit." So bezeichnet Jesus die Art des rechten Gebetsverkehrs mit Gott. Den Geist des Menschen treibt es hin zu dem ewigen göttlichen Geist; die Menschenseele hat ihrem Gott etwas zu sagen, darum kommt sie zu ihm. Denn rechtes Beten ist nichts anderes, als Zwiesprache der Seele mit Gott. Zwiesprache! Das heißt nicht nur ein Reden unseres Herzens zu Gott, sondern auch ein Hören und Empfangen unseres Herzens von Gott.

Seinem innersten Wesen nach muß dies Gebet geistig und wahrhaftig sein.

Wie mußte daher Jesus sich abgestoßen fühlen von dem Brauch des Betens, den er bei seinen Zeitgenossen fand. Da sah er im Gegensatz zu der Anbetung Gottes im Geist jenes geistlose Gerede und warnt seine Jünger: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen."

Worte können das Gebet nicht ausmachen, und Gott bedarf unserer Worte gar nicht; die Leute, welche meinen, sie müßten mit vielen Worten erst Gott erzählen, was ihnen fehlt, bedenken nicht, daß „der Vater weiß, was wir bedürfen, ehe wir ihn bitten".

Das Gebet im Geiste besteht aus Gedanken und Empfindungen, die Gott weiß und versteht, auch wenn sie sich nicht mit Worten äußern. Man kann ganz ohne Worte zu Gott beten. Damit ist nicht gesagt, daß unser Gebet sich niemals in Worte kleiden soll und darf. Auch Jesus hat seinem Gebet zuweilen in Worten Ausdruck gegeben, und sein Ausspruch: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über" gilt auch hier.

Urteilt hiernach selbst, meine Freunde, ob die Gebete, die aus der Christenheit zum Himmel hinaufgesandt werden, urteilt vor allem, ob unsere eigenen Gebete dem Beten im Geist ähnlich sind, welches Jesus meint.

Wie abstoßend ferner mußten ihm, der eine Anbetung Gottes in der Wahrheit forderte, jene unwahrhaftigen und heuchlerischen Gebete sein, die er also kennzeichnet: „Und wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, damit sie von den Leuten gesehen werden.“ Das sind dieselben Leute, von denen Jesus ein andermal sagt: „Sie wenden lange Gebete vor.“ Dies unwahrhaftige Beten ist nicht ausgestorben, sondern bis auf den heutigen Tag, auch in der Christenheit, gibt es diese Art des Betens, wobei die Gesinnungen und Gedanken der Herzen nicht mit den Worten des Mundes übereinstimmen.

Alles geistlose und unwahrhaftige Beten, das der Herr so nachdrücklich zurückweist, hat seinen Ursprung in der falschen Meinung, als sei das Gebet um Gottes willen da, als sei es eine fromme Leistung Gott gegenüber, wenn nicht gar eine Art gefälliger Ehrenbezeugung gegen Gott. So wird es zu einem äußeren Werk herabgewürdigt, das man auf Befehl und nach Vorschrift zu bestimmten Stunden und bei bestimmten Gelegenheiten verrichten muß. —

Das wahrhaftige Beten im Geiste, jenes Reden der Seele mit ihrem Gott, das leidet keinen äußeren Zwang; das kann uns nicht auferlegt werden, wie eine Last oder gar wie eine Kirchenstrafe, sondern es ist und bleibt innerer, freier Trieb des nach Gottes Nähe sich sehnenden Menschenherzens. „Wenn du aber betest,“ sagt Jesus, d. h. wenn deine Seele Gott etwas zu sagen hat, was du sonst niemandem so sagen kannst, „dann gehe in dein Kämmerlein, und bete zu deinem Vater im Verborgenen.“ Sollte man es für möglich halten, daß dies köstliche Wort Jesu vom stillen, verborgenen Beten des Herzens von Christenmenschen jemals mißverstanden werden könnte! Und doch gibt es christliche Häuser und christliche Anstalten, in denen eine besondere „Gebetskammer“ vorhanden ist, wo die Hausgenossen oder die Anstaltszöglinge zum Zweck der „Gebetsübung“ sich, jeder zu seiner Zeit, einschließen, und das keineswegs „im Verborgenen“, sondern unter Kenntnis aller anderen Hausbewohner!

„Bete zu deinem Vater im Verborgenen." Das heißt: In der Stille deines eigenen Herzens rede mit deinem Gott, gib dein innerlichstes und zartestes Empfinden nicht preis vor dem Unverstand oder der Neugier, oder gar vor dem Spott und Widerwillen anderer Menschen. Dein Gebetskämmerlein sei dein Herz! Und wo dein Herz dich zur Beugung vor Gott und zur Erhebung zu Gott drängt, da rede mit ihm im Verborgenen, magst du nun draußen oder zu Hause, magst du allein oder unter Menschen sein.

Was dann unsere Herzen bewegt und zu Gott hinzieht, ob es Freude und Dank, oder ob es Schmerz und Trostbedürfnis ist, wir werden inne werden:

„Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerster Zusammenklang;

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdenmacht die Seel' entreißt,
Da steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist."

2. Jesus gibt dem Beten auch einen neuen Inhalt. Er gibt den betenden Menschenkindern gleich im ersten Wort seiner Bergpredigt die rechte Stellung vor Gott, wenn er sagt: „Selig sind die Armen am Geist", oder besser übersetzt: „Selig sind die Bettler um Geist." Und wenn er dann alles, was die Seinigen im Gebet vor Gott bringen können, im „Vaterunser" zusammenfaßt, so könnte man gleich über die drei ersten Bitten wieder schreiben: „Selig sind, die da bitten um den Geist." Denn in diesen Bitten stellt Jesus uns vor unseres Gottes Angesicht als solche Menschen, die der geistigen Güter des göttlichen Vaterhauses bedürftig sind, und die für diese Güter danken und um diese Güter bitten wollen.

Es zeigt sich uns auch hier, meine Freunde, daß Jesus jede Gelegenheit benutzte, um das fast erloschene Bedürfnis nach den Gaben des göttlichen Lebens und des göttlichen Geistes wieder zu wecken. Wenn er die Seinen lehrte für diese Gaben zu danken

und um diese Gaben zu bitten, dann führte er sie zum Nachdenken darüber und zum Gefühl ihres inneren Mangels und endlich zur Sehnsucht nach dem Ewigen.

Jedes Gebet im Sinne Jesu beginnt mit Dank. Daß Gottes Name geheiligt werde, das ist das Bedürfnis eines dankerfüllten Herzens, es ist der Ausdruck eines frommen Lobpreises der Kindesseele, die sich bewußt wird, daß sie Gott anrufen darf als ihren Vater.

So sollte alles christliche Beten anheben mit Dank gegen Gott. Was kann denn auch unsere Seele besser und höher über sich selbst und über die Alltäglichkeit erheben, als ein tiefes, inneres Dankgefühl? Welche reinen und edlen Freuden sind darin eingeschlossen, und wie arm sind die Herzen, welche nicht danken können! Nicht mit Unrecht heißt es wohl für die allermeisten von uns: „Wenn du Gott würdest Dank für jede Wohltat sagen, du fändest gar nicht Zeit, noch über Last zu klagen."

Aber das ist freilich der Glaube der Beter nicht, von denen die Wohltaten Gottes ohne Dank empfangen und genossen werden, und die erst dann zu Gott kommen, wenn sie zu wünschen und zu klagen haben. Da zeigt sich denn wohl noch immer, daß Not beten lehrt. Das ist freilich besser, als wenn Not fluchen lehrte; aber Christen sollten nicht erst die harte Lehrmeisterin der Not gebrauchen, um beten zu lernen.

Danken wir Gott für die Gaben seiner Liebe, danken wir ihm für das Leben und alle Güter seiner Hand, danken wir ihm vor allem für die Erkenntnis seines Vaternamens, dann hören wir doch nicht auf, hilfsbedürftig bittend zu ihm zu kommen als „Bettler um Geist". Und das lehrt uns Jesus nun so unvergleichlich einfach und groß zugleich ausdrücken in den Bitten: „Dein Reich komme!" „Dein Wille geschehe!"

Was ist Gottes Reich anders als der Inbegriff der geistigen und sittlichen Kräfte, welche nach Christi Absicht die Menschen erneuern und die Welt umgestalten sollen zu einer Wohnstätte Gottes, wo überall der Wille Gottes durch die Menschen geschieht? Unsere Bitte um das Reich Gottes ist ein Teil unseres Trachtens nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Unsere Bitte, daß Gottes Wille geschehe, ist ein Gelübde unseres Gehorsams gegen Gott, der sich nicht damit erschöpft, dem Willen Gottes stillzuhalten

im Leiden, sondern seine höchste Aufgabe darin sieht, den Willen Gottes zu tun.

Jesus vergißt aber nicht, daß wir Menschen auf Erden nicht vom Geist allein leben, sondern auch vom Brot. Darum heiligt er alle Arbeit um die irdischen Bedürfnisse, um Nahrung und Kleidung und Wohnung und all die unübersehbaren Dinge, die dazu gehören, indem er sie ins Licht der göttlichen Hilfe und des göttlichen Segens stellt mit der köstlich-schlichten Bitte um unser tägliches Brot.

Dann kehrt er von neuem zu den Bedürfnissen der Seele zurück. Er sieht hindurch bis auf die letzten Gründe aller Gottentfremdung, welche den Verkehr mit Gott hindern will. Er sieht das Schuldgefühl, mit welchem so viele „von ferne stehen". Und er nimmt die Sünder an und führt sie durch die innere Läuterung der Buße aus den Tiefen der Gottesferne zur Höhe des Glaubens an die vergebende Gnade Gottes. Da lernen sie beten mit Demut und Zuversicht: „Vergib uns unsere Schuld!"

Können wir an dieser Bitte vorüberkommen, meine Freunde? Können wir vor Gottes heiliges Angesicht treten ohne zu beten: Vergib uns unsere Schuld!? Und wenn wir seine Vergebung erfahren, können wir weiterleben ohne den Halt der Gottesliebe, welche uns in der Versuchung die Herzen bewahrt und uns vom Übel erlöst? Können wir in dem Kampf, der uns verordnet ist, fortschreiten ohne die behütende und erlösende Gnade Gottes? Nein, wir können das nicht! Darum beten wir: Führe uns nicht in Versuchung! Erlöse uns von dem Übel! Bleiben unsere Herzen also im Gebetverkehr mit Gott, dann tragen wir seinen Segen auch hinein in unseren Verkehr mit den Menschen; dann lernen wir auch vergeben unseren Schuldigern und helfen einander in der inneren und äußeren Not als Kinder des einen Vaters, dessen Reich zu uns kommt und in unser Erdenleben Kräfte der Herrlichkeit und Ewigkeit hineinträgt.

3. Endlich hat Jesus von den Wirkungen des Gebets den Seinen ganz Neues gezeigt. „Und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich!" Diese Worte unseres Textes weisen hin auf die Gebetserhörung. Darunter verstehen viele Christen auch heute noch gar nichts anderes,

als die Erfüllung und Gewährung ihrer oft so kurzsichtigen Bitten und oft so törichten Wünsche, die sie vor Gott gebracht haben. Werden die nicht erfüllt, dann sagen sie, ihr Gebet sei nicht erhört und murren wohl wider die vermeintliche Härte Gottes. Kann aber Gott wohl Bitten gewähren, die von ihm mit unwürdiger und kindischer Bettelei erreichen möchten, was seine Weisheit versagen muß, oder was in den Gebetsverkehr mit Gott gar nicht hineingehört?

Doch wir haben von Herzen gebetet aus tiefer Not unserer Seele um Bewahrung vor einem drohenden Übel, um Erhaltung eines teuren Lebens. Durften wir das nicht, meine Freunde? Was das Herz in seinen Tiefen bewegt und erschüttert, das soll alles vor Gott gebracht und in das Licht seiner Liebe gestellt werden. Und wenn Gott uns nicht gibt, was wir erstrebten und woran wir unser Herz setzten; und wenn Gott uns nimmt trotz unserer Bitten, woran unsere Seele hing, o laßt uns nicht sagen, er habe uns nicht erhört! Gott erhört jedes aufrichtige Gebet. Ist das Gebet eine Zwiesprache mit Gott, dann redet nicht nur unsere Seele zu Gott, sondern Gott redet auch zu unserer Seele. Das alte Verheißungswort: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten!" hat seine Geltung für jede arme, geängstigte Menschenseele. Solange wir uns einbilden, wir könnten den Ratschluß der Liebe und Weisheit Gottes zugunsten unserer Wünsche umgestalten, solange werden wir die rechte Gebetserhörung kaum verstehen. Wenn wir jedoch aus dem Beten Jesu selbst erkennen, daß wir unsern Willen beugen müssen unter den Willen des Vaters, dann sprechen wir wohl betend: „Ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber!" aber wir fügen auch kindlich hinzu: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst."

Und wenn uns das Schwerste auferlegt würde, Gott gibt dem betenden Herzen, was niemand sich selber geben kann, nämlich die Kraft zu tragen, die Stärke aufzustehen und auch im dunkeln Tale weiterzuwandern.

Er wird es uns vergelten öffentlich! Was kann damit anders gemeint sein, als daß an seinen Kindern zum Erstaunen der Welt offenbar wird, welche Gotteskraft ein schwaches Menschenherz erfüllen kann, das sich mit seinem Kreuz und Leid, mit seiner Not und Angst an Gottes Vaterherz gelegt und dort empfangen hat

Trost und Frieden und Stärke zu ertragen, was er uns auferlegt und auszuführen, was er von uns fordert.

So betete Jesus, als seine Seele betrübt war bis in den Tod. Und wenn er den Kelch auch trinken mußte nach seines Vaters Willen, so hat Gott ihn nicht verlassen, sondern ihm die Zuversicht und die Stärke gegeben zu sterben und zu überwinden.

So betete auch Paulus im Geiste Jesu, als ihn die Krankheit niederwarf. Dreimal flehte er zum Herrn, daß der Geist dieser Krankheit, der ihn „mit Fäusten schlage", möchte von ihm weichen. Aber Gott hat es anders gewollt. Die Krankheit begleitet ihn durch sein Erdenleben und wirft ihn, wenn ihre Zeit kommt, auf das Lager. Und dennoch wird sein Gebet wunderbar erhört, denn in der Seele, die zu Gott ruft, vernimmt er die Stimme des himmlischen Trostes: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." (2. Kor. 12, 9.)

Das wiederholt sich noch immer, meine Freunde; die Wirkung unserer Gebete, wenn sie ernstlich sind, wenn wir „bitten im Glauben und zweifeln nicht" (Jak. 1, 6), ist nicht eine Einwirkung auf Gottes Ratschlüsse und Wege, sondern eine innere Zubereitung unserer Herzen für die Stimme Gottes, die nur der Betende hört, während sie allen andern verborgen bleibt.

Die Wirkung des rechten christlichen Gebets, das eine Zwiesprache mit Gott ist, besteht immer in der demütigen Unterwerfung unter den Willen Gottes, in jener frommen Ergebung, die zugleich glaubensvolle Erhebung zu Gottes Weisheit und Liebe ist, in deren Hand unser Bestes ruht, wenn uns auch ihre Wege jetzt dunkel und leidvoll erscheinen.

Ob unser Gebetsverkehr mit Gott noch eine Macht in unserm Leben sei, meine Freunde, das hängt nun von unserm Beten selber ab. Beten wir im Sinne und nach dem Beispiel Jesu, dann breitet sich von unserm Verkehr mit Gott ein unendlich reicher Segen über unser Leben aus.

Mit wem ein Mensch zu verkehren pflegt, und aus welchen Kreisen er die Bildung seines Herzens und seines Charakters empfängt, das merken wir leicht aus seinem Wesen und aus seinem Betragen. — Und den Verkehr der Herzen mit ihrem Gott sollte man nicht merken am Betragen seiner Kinder; an ihrem Tun und Lassen, ihrer Freude und ihrer Trauer, ihrer Tüchtigkeit und ihrer

Zuverlässigkeit, ihrer Demut und ihrer Geduld, ihrer Festigkeit und ihrem Mut, kurz an allem, was Menschen erhebt und veredelt, ob sie nun in reichem oder ärmlichem Gewande einhergehen?

Es bleibt dabei, meine Freunde: Wo Gott in der Stille der Herzen „angebetet wird im Geist und in der Wahrheit", da wird er es den Seinen vergelten öffentlich. Amen.

Unser Verkehr mit den Menschen.

Sonntagspredigt in der festlosen Zeit.

„Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden!“ so spricht Paulus im Namen aller, die durch Christus andere, neue Menschen geworden sind. Ihre ganze bisherige Weltanschauung ist aus den Angeln gehoben. Aus der drückendsten Enge der kleinlichsten Vorurteile sind sie herausgekommen und emporgestiegen zu jenem weltumfassenden Geistesblick, welcher ihrem Meister selber eigen war. Aus den Fesseln der Selbstsucht und der Menschenknechtschaft sind sie erlöst zur Freiheit der Kinder Gottes, die mit ihrem neuen Leben in Glauben und Liebe auch die Welt zu erneuern sich anschicken.

Christus bringt alle, die er in ein neues Verhältnis mit Gott gebracht hat, auch in ein ganz neues Verhältnis zu den Menschen; wie den Verkehr der Menschen mit Gott, ebenso hat er auch den Verkehr der Menschen untereinander von Grund aus umgestaltet.

Wie wir das empfinden und erkennen, davon laßt uns heute sprechen, meine Freunde, nach Anleitung von zwei Schriftworten, nämlich Gal. 5, 6:

> „In Christus gilt allein der Glaube, der durch die Liebe tätig ist“

und Matth. 7, 12:

> „Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch; das ist das Gesetz und die Propheten.“

Vom christlichen Verkehr mit Menschen reden diese Worte zu uns, und zwar, worauf er sich gründen und wie er beschaffen sein muß.

---

1. „Was ist das Heiligste? Das was heut' und ewig die Geister,
Tief und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Ist dies Heiligste unsere Religion, meine Freunde? Wenn wir auf den Zustand der Christenheit sehen, wie er sich uns in der Gegenwart darstellt, dann müssen wir die Frage verneinen. Denn wir sehen keine Einigkeit, sondern bitteren Streit und Haß unter den Bekennern der christlichen Kirchen. Und die Vergangenheit zeigt uns kein anderes Bild. Im Namen der christlichen Religion sind Gewalttaten verübt, Krieg geführt und Verbrechen begangen worden. Es hat sich in ihrer Geschichte der alte Fluch menschlicher Sünde und menschlichen Wahns hundertfach wiederholt, dem Jesus selbst bei seinen Volksgenossen zum Opfer fiel.

Weil aber Jesus die menschliche Natur so gründlich kannte, so hat er auch vorausgesehen, daß das Werk seines Geistes auf Erden durch alle solche Kämpfe und Entstellungen und Verwirrungen hindurch muß. Dahin weist sein schmerzlich-düsteres und zugleich so entschlossenes Wort: „Denket nicht, daß ich gekommen sei, Frieden zu bringen auf die Erde; ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" (Matth. 10, 34.)

Das liegt nicht am Christentum als solchem, sondern an dem Widerstand, welchen sein Geist des Friedens und sein Reich der Liebe und der Gerechtigkeit bei den friedlosen, lieblosen und ungerechten Menschen findet, mögen sie im übrigen Feinde oder Bekenner des Namens Christi sein.

In Wahrheit ist unsere recht verstandene und recht ausgeübte Religion dennoch das „Heiligste, das tief und tiefer gefühlt, die Geister immer nur einiger macht".

Daß dies Heiligste, was Gott dem Menschengeschlechte offenbar gemacht und durch Christus gegeben hat, noch immer die Geister und Herzen so vielfach trennt, anstatt sie einig zu machen, das liegt nur daran, daß so wenige es tief und immer tiefer fühlen, was Christus eigentlich von uns und mit uns will. Was so viele ihr Christentum nennen, das ist ein Stück in der Schule gelernte Menschenweisheit und von ihrer Kirche vorgezeichnete Menschensatzung, ein totes Wissen oder Meinen, das auf ihr Fühlen und ihr Handeln, auf ihre Gesinnungen und ihr Leben fast gar keinen Einfluß hat.

Darum dürfen wir nicht aufhören zu verkündigen und zu lernen, daß das Christentum eine lebendige Kraft des Glaubens

ist, der die Seele mit göttlichem Leben füllt; daß dieser Glaube von niemand gelehrt und aus keinem Katechismus gelernt werden kann, sondern daß er sich entzündet an der frohen Botschaft Jesu Christi und an seinem Glauben und Leben. Wir dürfen nicht aufhören zu verkündigen und zu lernen, daß dieser Glaube, der uns mit Christus an Gott bindet, zugleich eine Macht der Liebe ist, welche ebenfalls, tief und tiefer gefühlt, unsere Seelen immer einiger macht, und also in der Menschheit einen Bruderbund der gegenseitigen Liebe gründet. So haben wir als Grundlage unseres christlichen Verkehrs mit den Menschen nicht ein kaltes Gebot, sondern den neuen Zustand der Herzen, den Christus schafft.

Wie könnte das starre „Du sollst!" eines Gebotes wohl Liebe wecken? Liebe läßt sich nicht befehlen und nicht erzwingen. Erst wenn ein Menschenherz aus dem Geist der göttlichen Liebe gleichsam neu geboren ist, erst wenn in ihm der Glaube an Gottes Liebe und an die eigene menschliche Bestimmung, wie Christus sie uns zeigt, eine Macht geworden ist, dann wird es aus diesem Glauben heraus „tätig sein in der Liebe".

Aber ist denn der Verkehr mit Menschen überhaupt ein notwendiges Stück des Christentums? Haben jene Christen nicht recht, die von jeher ihr Christentum darin setzten, sich von den Menschen zurückzuziehen und nur dem Verkehr mit Gott zu leben? Weltselig und leichtfertig waren und sind diese Christen offenbar nicht; es ist ihnen bitterer Ernst um ihr Seelenheil. Und da sie meinen, es in der Welt mitten unter den Menschen nicht gewinnen zu können, so suchen sie es in der Einsamkeit. Aber in ihrem Christentum ist ein großer Mangel; in ihrer Abgeschlossenheit von den Menschen liegt ein kleinmütiger Verzicht auf die Aufgabe, die Jesus den Seinen mitgegeben hat, daß sie „Menschenfischer" sein sollen, daß sie die Herzen gewinnen sollen für seinen Geist und daß sie die Welt durchdringen sollen mit dem Salz und dem Sauerteig des Reiches Gottes. Wenn jemals, dann brauchen wir in unserer Zeit ein Christentum der Tat, ein praktisches Christentum, das in der fortwährenden Berührung mit den Menschen seine lebendigen und belebenden Früchte bringt.

Wir sind in die Welt hineingestellt nach Gottes Willen und in menschliche Verhältnisse hineingeboren und hineingewachsen, die wir nicht geschaffen haben. Wir sind auf Menschen angewiesen und

brauchen sie vom ersten bis zum letzten Atemzug unseres Erdendaseins. Wir können uns nicht immer wählen, mit wem wir umgehen wollen, wir müssen jedermann zugänglich sein, der mit uns zu tun hat. Da brauchen wir das Auge der Menschenliebe, die in jedem Menschen, der uns nahe kommt, zuerst den Menschen sieht, den Genossen unseres Geschlechts, dem Gott eine lebendige Seele gegeben hat wie uns selbst. Wir brauchen die innere Gesinnung, welche den Menschen zum Menschen zieht und eine Gemeinschaft stiftet, die alle trennenden Erdenschranken zu überwinden vermag.

Wo diese Gesinnung der Menschenliebe ihre Grundlage hat, das haben wir schon gesehen, meine Freunde; unsere Religion als Quelle unseres Glaubens ist auch die Quelle unserer Liebe; was unsere Herzen an Gott bindet, das bindet uns auch an die Menschen.

2. Unser christlicher Verkehr mit den Menschen wächst aber auf dem Grunde des Glaubens, der in der Liebe tätig ist, nicht wild empor und nicht nach jedermanns Willkür, sondern er trägt in sich sein göttliches Maß und Gesetz.

Wer kann uns das wohl besser zeigen und in Worte fassen, als Jesus selbst?

Was er in seinem Volke fand, entsprach dem Bilde ganz und gar nicht, das er von einem wirklichen Gottesvolk auf Erden in sich trug. Zwar hatten sie in Israel das Gesetz, aber den Geist des Gesetzes verstanden sie nicht, darum besaßen sie ihn auch nicht. Sie hatten den Verkehr untereinander mit hunderterlei großen und kleinen Vorschriften geregelt, aber ein lebendiger Verkehr der Herzen wurde daraus nicht.

Da nahm Jesus aus all ihren Vorschriften die eine entscheidende heraus und nannte sie die Summe aller andern: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ Und er gab diesem Gebot einen ganz neuen Inhalt und erläuterte und ergänzte es gleichsam durch unser Textwort: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch; das ist das Gesetz und die Propheten.“

Diese beiden Vorschriften sind eins, meine Freunde; in ihnen hat Jesus die Regeln für unsern Verkehr mit den Menschen kurz und bündig zusammengefaßt. So alt und bekannt, so einfach und

geläufig sie auch scheinen mögen, so ist doch ihre Bedeutung nicht so einfach, und ihre Erfüllung ist in der Christenheit noch keineswegs selbstverständlich und allgemein.

Zunächst machen viele aus der christlichen Nächstenliebe das Gebot eines weltfremden Schwärmers und erklären, daß es zwar sehr schön, aber ganz unerfüllbar sei. Das ist eine List der Selbstsucht, welche die Forderung der Liebe in den Himmel erhebt, um ihr auf Erden keinen Gehorsam schuldig zu sein, denn für irdische Menschen sei dies Gebot viel zu hoch.

Andere machen sich wieder von dem Nächsten einen ganz allgemeinen und unklaren Begriff, behaupten, daß sie „alle Menschen lieben", und beweisen täglich im Verkehr mit ihren wirklichen Nächsten das Gegenteil.

Damit wir Jesu Worte nicht also mißverstehen, ist es nötig, daß wir uns stets klar darüber sind, wer unser Nächster sei, und ferner dürfen wir nicht übersehen, daß Jesus unsere Nächstenliebe in Vergleich stellt mit unserer Selbstliebe.

Auf die Frage, wer unser Nächster sei, antwortet Jesus mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Daraus können wir zuerst entnehmen, daß der Begriff des Nächsten für Jesus nicht gebunden ist an Familie oder Nation oder religiöses Bekenntnis, wie bei den Juden und bei allen Völkern des Altertums, sondern nur an das eine Wort „Mensch". Dann aber wird uns aus dieser Erzählung, wie aus dem Worte selbst klar, daß unser Nächster immer der Mensch ist, mit welchem wir gerade jetzt in Berührung kommen. Es braucht nicht unbedingt eine nahe räumliche Berührung zu sein, wir können uns auch Menschen, die räumlich ferne sind, innerlich ganz nahe fühlen, so daß sie unserm Herzen näher sind als alle andern.

So viel ist gewiß, daß Menschen, von denen wir gar nichts wissen und die wir gar nicht kennen, nicht unsere Nächsten sind, sondern uns gänzlich ferne stehen. Und das gilt doch von der ungeheuren Mehrzahl der Erdbewohner.

Sobald aber aus dieser ungeheuren Masse einer zu uns in irgendeine Beziehung tritt, so wird er dadurch unser Nächster. Versteht mich nicht so, meine Freunde, als wollte ich den Begriff des Nächsten so eng als möglich machen. Er umfaßt viel mehr, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Erinnern wir uns doch,

wie viele Menschen schon in Beziehungen zu uns gekommen sind, wenn sie manchmal auch flüchtig waren; mit wie vielen wir täglich in Berührung kommen; und fragen wir uns, ob wohl jedesmal, wo diese unsere Nächsten von unserer Gesinnung und unserem Betragen einen Eindruck empfangen haben, das der Eindruck der Nächstenliebe war, die der Christ vom Christen erwarten darf.

Gewinnt das Wort vom Nächsten also einen festen, klaren Sinn, dann sehen wir auch, wo unsere Allernächsten sind, die wir täglich um uns haben, mit denen uns Haus und Amt, Beruf und freie Wahl in immer neue Berührung bringt. Und wenn wir nun an jedem, der einmal oder oft unser Nächster ist, die Menschenliebe erweisen, die Christus das Kennzeichen seiner Jünger nennt, dann erfüllen wir sein Gebot der Nächstenliebe.

Damit uns das leichter gemacht wird, heißt es: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! So wird unsere Selbstliebe hingestellt zum Maßstab unserer Nächstenliebe. Wenn wir das recht beachteten, meine Freunde, dann würde unsere Liebe sicherer, zarter und segensvoller sein. Jesus setzt bei den Seinen voraus, daß ihre Selbstliebe keine Selbstsucht ist, sondern Liebe zu dem, was in uns „nach Gott geschaffen ist", Liebe zu unserem inneren menschlichen Beruf, Liebe zu allem, was uns Gott gegeben hat, weil es eben seine Gabe ist.

Tritt uns nun die Frage nahe, was wir tun sollen, dem Nächsten zu dienen, zu helfen, ihm Freude zu bereiten, Schweres zu erleichtern, wie kann es uns da von Segen sein, wenn wir wissen, was unser eigenes Herz in gleicher Lage sich wünschen würde. Wir gehen an so mancher Gelegenheit der Nächstenliebe vorüber, weil wir nicht aufgefordert werden; die Selbstliebe im edlen Sinne könnte uns lehren, was andere bedürfen, ohne daß sie uns bitten. Wer das eigene Herz versteht und seine Bedürfnisse kennt, der versteht auch die Herzen seiner Nächsten und kommt ihnen mit Liebeserweisung entgegen.

Welch einen feinen, tiefen Sinn gewinnt da unser Texteswort. Die Alten hatten einen Spruch: „Was du nicht willst, daß man dir tue, das tu du auch einem andern nicht." Das ist eine Klugheitsregel, ein Gebot Böses zu unterlassen. Jesus macht aber daraus ein Gebot des Handelns: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!"

Sollte es schwer sein, das festzustellen, was wir von anderen uns wünschen; welche Behandlung wir von ihnen erwarten; was für Gaben des Gemüts wir suchen im Verkehr mit den Menschen? Wir tragen so viele Ansprüche mit uns herum, warum vergessen wir so leicht, daß andere mit denselben Ansprüchen zu uns kommen, wenn die Besten unter ihnen das auch aus Bescheidenheit nicht mit lauter Forderung geltend machen.

Der Verkehr mit den Menschen ist der wahre Prüfstein unseres christlichen Glaubens und die rechte Schule unserer Liebe. Da können wir lernen, berechtigtes Wünschen in unserer Seele zu scheiden von falschen Ansprüchen, und niemals von anderen zu erwarten, was wir im gleichen Falle nicht unbedenklich und freudig selber tun würden.

Alle wirklichen Tugenden des christlichen Charakters können nur im Verkehr mit den Nächsten geübt und erprobt werden, niemals kann man sie aus Büchern lernen wie die Regeln eines äußern Anstands. Was für Tugenden das sind, wissen wir alle. Daß sie unentbehrlich und ganz notwendig sind, wenn christliche Gesittung in der Menschheit nicht untergehen soll, das wissen wir auch. Wer von uns möchte in einer Welt und in einer menschlichen Gesellschaft leben, in welcher Liebe und Glauben, Hoffnung und Geduld, Friede und Freude, Freundlichkeit und Gütigkeit, Gerechtigkeit und Treue nicht mehr vorhanden wären?

Dann laßt sie uns aber nicht zuerst bei andern suchen, sondern bei uns selber laßt sie uns pflegen und in all unserm Verkehr mit den Menschen Christi Gebot erfüllen: „Alles, was ihr wollt, das euch die Menschen tun sollen, das tut ihr ihnen auch!“ Amen.

Wovon leben wir?

Predigt am Erntedankfest 1904.

Wo der Mensch „nachbarlich mit seinem Acker zusammenwohnt“, da hat man Erntefeste gefeiert, solange die Erde bebaut wird. Und das Christentum hat, neben manch anderem Brauch der vorchristlichen Frömmigkeit, auch das Herbst- und Erntedankfest übernommen und mit dem christlichen Geiste der kindlichen Dankbarkeit gegen den Geber aller guten Gaben erfüllt.

Auf dem Lande, wo alles vom Ackerbau lebt und sich nährt, und alles Denken, Wünschen und Hoffen mit Saat und Ernte verwachsen ist, da ist diese Feier den Herzen so natürlich und selbstverständlich, daß das Erntefest mitten in der festlosen Zeit die Kirchen überall mit einer andächtigen Menge füllt.

Aber auch in Gemeinden, wie die unsrige, deren Mitglieder Stadt und Land bewohnen, ist dieser Sonntag ein Festtag gemeinsamen Dankes. Alle Stände schließen sich hier zusammen, denn alle haben ihren Anteil an der Freude über den reichlichen Erntesegen dieses herrlichen Sommers. Sind wir doch alle mit unseren Bedürfnissen auf die Früchte des Feldes angewiesen, und so empfinden auch diejenigen von uns, die nicht den Acker bebauen und keine Ernte in die Scheunen sammeln, dennoch Sorge und Hoffnung, Freude und Dank des Landmanns teilnehmend mit.

Und noch etwas anderes vereinigt uns alle vor dem Angesicht des Herrn. Der Erntesegen wird uns zum Bilde alles irdischen Segens und aller Güter, die wir im Leben und zum Leben nötig haben. Wie wir den Wert dieser Güter schätzen und wie wir sie benutzen, davon hängt unserer eigener Wert und unser Glück ganz wesentlich ab. Das möge uns heute bei der Betrachtung jener biblischen Erzählung beschäftigen, in welcher Jesus auch von reichem Erntesegen und von dessen Benutzung spricht, Luk. 12, 15—21:

> „Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz; denn niemand lebt davon, daß er viele Güter hat. Und er sagte ihnen ein Gleichnis: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte wohl

getragen. Und er gedachte bei sich selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Und sprach: Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen, und größere bauen, und will darein sammeln alles, was mir gewachsen ist und alle meine Güter; und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink und habe guten Mut. Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird's sein, das du bereitet hast? Also gehet es, wer sich Schätze sammelt, und ist nicht reich in Gott."

Was Jesus uns mit diesem Gleichnis sagen will, ist in den Worten ausgesprochen: Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat. Darum hütet euch vor dem Geiz! Dagegen werdet reich in Gott!

---

1. Der Mann in unserem Gleichnis steht vor seinem reichen Erntesegen mit der Frage: Was soll ich tun? Und seine Antwort zeigt einen schnellen Entschluß: Neue Scheunen will er bauen und den großen Vorrat aufspeichern für viele Jahre, und seine Seele soll nun Ruhe haben und ohne Arbeit fröhlich und gutes Mutes sein; hat er doch zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle.

Es wird gewiß mancher die Antwort und das Tun dieses Mannes sehr richtig und vernünftig finden, denn wer das Seinige zu seinem Nutzen verwendet, der handelt, so meint man, praktisch und vernünftig.

Woher kommt es aber doch, meine Freunde, daß das Bild uns abstößt, und daß auch in den Herzen der Gesinnungsgenossen dieses Reichen keine Teilnahme an seinem Geschick sich regen will? Ach, es ist so gar kein Zug in diesem Menschen, um deswillen man ihn lieben könnte. Er zeigt im Anblick seiner Güter nichts weiter als den irdischen Sinn, dem das Leben im Essen und Trinken besteht, und den Geiz, der allen Besitz nur zu seinem eigenen persönlichen Behagen und leiblichen Genuß zusammenhäuft. Kein noch so flüchtiger Gedanke an seine Nächsten, an die darbende Not und das frierende Elend stört ihm die selbstsüchtige und habgierige Freude an seinem Reichtum. Es fällt ihm nicht ein, sich zu fragen,

womit er denn vor andern solchen Segen verdient und ob er nicht die Pflicht habe, ihn auch zum Nutzen der andern mit zu verwenden.

In solchen Händen wird irdisches Gut zum toten Besitz; und doch meinen, die es haben, daß sie davon leben könnten. Ja, wenn leben nichts weiter bedeutet, als Essen und Trinken, und wenn es nur darauf ankommt, daß wir den Leib pflegen, um glücklich und zufrieden zu sein, dann sind allerdings die Leute glücklich zu preisen, die einen Vorrat auf viele Jahre besitzen, wie ja auch die Tiere des Feldes am wohlsten und behaglichsten dreinschauen, welche die fetteste Weide haben.

Demgegenüber spricht Jesus: „Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.“ Denn leben ist mehr als Speise und Trank genießen und leiblich wohlauf sein. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Damit will der Herr natürlich nicht sagen, daß wir das Brot entbehren könnten; lehrt er doch um das tägliche Brot beten und weiht damit auch die Arbeit um das Brot der Erde zu einem Gottesdienst. Ja, meine Freunde, wir leben alle von diesem Brot, und wenn wir bedenken, welche Fülle von Menschenarbeit tagtäglich geschehen muß, bis alle gesättigt sind, dann begreifen wir auch, daß all diese Arbeit zum Leben gehört und unentbehrlich ist. Wie viel fleißige Hände müssen sich regen, bis das Korn, welches der Landmann jetzt erntet, überall als Brot auf unsern Tisch kommt. Alle Tätigkeit, die dazu gehört, um Speise und Trank für die Menschen zu schaffen, von der Arbeit zahlreicher Gewerbe bis zum sorgenden Wirken der Hausfrau und ihrer Dienstboten, ist notwendiger Dienst am Wohlergehen der Menschen und einbegriffen in das schlichte und doch so große Wort vom täglichen Brot. —

Aber so gewiß wir vom Brote leben und davon leben müssen, so gewiß leben wir nicht vom Brot allein, sondern wie Jesus hinzufügt, „von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“.

Die Seele des Menschen wird nicht satt vom Brot der Erde, sondern von den Gütern des ewigen Lebens. Unsere Seele lebt nicht von dem Vorrat, den der Geiz aufsammelt, sondern von der Himmelsluft, die sie atmen, und von der Gottesoffenbarung, die sie in sich aufnehmen darf.

Der reiche Mann spricht zu seiner Seele, als wenn sie keine anderen Bedürfnisse hätte als sich zu ergötzen am irdischen Über-

fluß, und er hatte sie gewiß nicht an edlere Speise gewöhnt. Und als er alles so klug und praktisch bedachte, was er im Angesicht seiner Schätze tun wollte, da bedachte er eins nicht, nämlich daß er sterben könne, sterben müsse.

Hätte seine Seele auf die Worte gehört, die durch den Mund Gottes zu uns reden, jene Worte, die auch aus dem göttlichen Segen in irdischem Gut zu unserm Gewissen sprechen, dann hätte er es bedacht; denn Gott lehrt uns, daß wir sterben müssen und lehrt uns, wie wir leben sollen.

Da war der alte Psalmendichter klüger, wenn er seine Seele vor Gott öffnete und betete: „Herr lehre mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß . . . Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben. Sie gehen daher, wie ein Schatten, und machen sich viel vergebliche Unruhe; sie sammeln und wissen nicht, wer es kriegen wird.“ (Psalm 39, 5—7.)

Jetzt aber redete Gott ein Wort zu dem reichen Manne, das er nicht überhören konnte, wie er bisher die Worte Gottes überhört hatte: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern!“

Deine Seele! Die Seele, die Gott dir gegeben hat, wird er mit deinem Leben von dir fordern, und nicht nach Jahren oder Monaten, nein, heute wird er sie fordern, diese Nacht! Nicht des Hüters Stimme ruft jetzt mehr, die im Reichtum und Segen bisher vergeblich zu dir sprach; die Stimme des Richters fragt nach deiner Seele. Was hast du mit deiner Seele getan, was hast du aus ihr gemacht? Hast du sie gelehrt, teilzunehmen am Wohl und Wehe deiner Brüder? Haushaltertreue zu üben bei der Verwaltung der Güter, die nicht dir, sondern deinem Gott gehören? Hast du sie reich gemacht an Glauben und Liebe, Teilnahme und Barmherzigkeit? Oder hast du sie darben und verarmen lassen an den Schätzen wirklichen Lebens?

Diese Betrachtung erfüllt uns heute mitten in aller Freude mit tiefem Ernst. Wir sehen im Erntesegen das Bild aller irdischen Güter, mit denen Gott uns segnet; wir stehen alle — das ist unvermeidlich — in Gefahr unser Herz daran zu hängen, so daß es keinen Raum mehr für die Güter des ewigen Lebens behält. Und besonders, wenn Gott uns mehr schenkt als wir brauchen, wenn wir

einem Überfluß gegenüberstehen, dann ist die Versuchung groß, unsere Seligkeit in irdischen Besitztümern und ihrem Genuß zu suchen und selbstsüchtig zu mißbrauchen, was Gott zum Besten vieler in unsere Hände gelegt hat.

Wenn wir, wie der Mann im Gleichnis, vor den Gaben Gottes stehen mit der Frage: Was sollen wir tun? — o dann laßt uns nicht in seinem Sinne antworten, sondern laßt uns im Sinne Jesu der Mahnung folgen: Hütet euch vor dem Geiz, denn niemand lebt davon, daß er viele Güter hat!

2. Wovon leben wir denn, meine Freunde? Wovon lebt unser innerer Mensch? Jesus sagt: davon, daß er reich ist in Gott. Das Wort ist so umfassend, daß es schwer ist, seinen Inhalt darzulegen. Es bilden sich manche Christen wohl ein, daß sie reich in Gott seien und sind es nicht. Es gab von jeher eine Art christlicher Frömmigkeit, die sich ihres vermeintlichen Reichtums an geistlichen Gaben, an Rechtgläubigkeit, an Verdiensten und Leistungen um Gottes Reich vor andern rühmt. Schon Paulus hatte Gelegenheit, seine Gemeinde in Korinth zu tadeln, daß sich „einer wider den andern aufblase“ und fügt strafend hinzu: „Ihr seid schon satt geworden, ihr seid schon reich geworden, ihr herrschet ohne uns“ (1. Kor. 4, 8), nämlich in eurer eitlen Einbildung. Und wenn Johannes die Gemeinde in Laodicea auf den Zustand ihres Glaubens und ihrer Liebe prüft, dann muß er ihr zürnend das Urteil sprechen: „Du sagst: Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.“ (Offenb. 3, 17.)

Reich werden in Gott, das kann nichts anderes heißen als reich werden in allem, was uns Gott näher bringt und was uns Gott ähnlicher macht. Nun kann uns nichts so sehr in Gottes Nähe emporheben, als tiefes, reiches, inniges Dankgefühl. Das Erntedankfest mag uns daran wohl erinnern. Es erweckt unsere Herzen, daß sie mit Freuden singen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt, der mit verhärtetem Gemüte den Dank erstickt, der ihm gebührt? Nein, seine Liebe zu ermessen sei ewig meine größte Pflicht. Der Herr hat mein noch nie vergessen, vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!“ Damit geht unser Dank über die Gaben der Ernte hinaus und schaut auf alle Gaben der göttlichen Liebe, von denen unsere Seele lebt, die

Gaben insbesondere, die er uns „gegeben hat in Christus, daß wir durch ihn in allen Stücken reich gemacht sind, an aller Lehre und aller Erkenntnis“. (1. Kor. 1, 4. 5.)

Werdet reich in Gott! Das heißt daher zuerst: Werdet reich an aufrichtigem, innigem Dankgefühl! Erfüllet eure Herzen damit, daß sie groß und weit werden für jedes andere gottwohlgefällige Gefühl.

Was uns Gott näher bringt, ist ferner die Liebe, die uns auch Gott ähnlicher macht. Unsere Dankbarkeit wird zum festen, starken, dauernden Gefühl der Liebe zu Gott. Reich werden in Gott heißt reich werden an Liebe zu ihm. Und weil sich diese Liebe auf Erden betätigen muß nach ihrem innersten Trieb, so wird sie von selbst zur Gesinnung der Bruderliebe, die sich beweist im Verhalten zu den Menschen; und reich werden in Gott heißt reich werden an gegenseitiger Liebe.

Es erscheint so arm, meine Freunde, was wir so in Worten vom Reichtum in Gott sagen können. Und was soll auch alle trockene Aufzählung? Wer es nicht fühlt, dem können Menschen- und Engelzungen es nicht erzählen. Wer es aber fühlt, was Reichtum in Gott sei, der steht wie vor einer weitgeöffneten Pforte mit einladender Inschrift, durch welche der Weg ins ewige Leben führt.

Wer wird eintreten durch diese Pforte? Und wer wird reich werden in seinem Gott? Nur wer zuvor seine Armut gefühlt und aus dem schmerzlichen Bewußtsein seiner Bedürftigkeit die Sehnsucht empfunden hat nach dem Reichtum, der die Seele mit wirklichem höheren Leben füllt.

Dazu brauchen irdische Güter kein Hindernis zu sein, wie sie es freilich oft genug sind. So gewiß manche arm an Gut und zugleich arm in Gott sind, so gewiß andere reich an Gut und zugleich bettelarm in Gott sind, so gewiß kann jemand reich an Gut sein und dabei auch reich in Gott.

Und wenn unser heutiger Text nun insbesondere zu solchen redet, welche dieser Welt Güter haben, so sollen die am heutigen Erntefeste auch besonders sich mahnen lassen: Nehmet, was euer ist, aus Gottes Hand, und seid Haushalter darüber! Es sind anvertraute Pfunde, die der Herr der Welt in treue Hände und auf treue Herzen legen wollte, damit sie Segen und Frucht bringen wie alle Gottesgaben. Amen.

Zum Gedächtnis Luthers.

Predigt an Luthers 400. Geburtstag, dem 11. November 1883.

Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Verhallt sind die Klänge des mächtigen Liedes, welches zu dieser Stunde wieder in tausenden deutscher Kirchen von Millionen deutscher Zungen zum Himmel dringt.

Was gibt diesem Liede solche Gewalt, daß es unsere Seelen durchglüht mit derselben Begeisterung, auf deren Schwingen heute wie vor Jahrhunderten evangelischer Glaube sich in frommer Andacht zu Gott erhebt?

Es ist ja das Siegeslied der Reformation. Und was der großen religiösen Bewegung Grund und Inhalt war, das klingt zum guten Teil aus den markigen Worten dieses Liedes heraus. Und steigt nicht mit seinen Klängen zugleich unwillkürlich vor uns das Bild des Mannes herauf, aus dessen frommer, glaubensstarker Seele es entsprungen ist?

Liebe Gemeinde, auch wir nennen uns Kinder der Reformation, denn auch wir sind evangelischen Glaubens. So haben auch wir Anteil an dem Manne, dessen Name nun einmal unauflöslich mit dem Worte Reformation verknüpft ist, wenn wir uns auch nicht nach diesem Namen nennen. Darum lassen auch wir diesen Tag, an welchem er vor 400 Jahren in der Hütte eines armen Bergmanns geboren wurde, nicht spurlos an uns vorübergehen.

Frei und fern von aller Menschenvergötterung wollen wir uns heute vor Luthers Bild stellen, nicht um dem sündigen Menschen in ihm zu huldigen, sondern um uns daran zu erheben, wie ein Mensch durch den Geist Gottes, der mit und in ihm ist, zu einem gewaltigen Werkzeug in der Hand des Herrn werden kann, und zu einem Segen für Mit- und Nachwelt, wenn er nur selber die Geistesarme ausgestreckt und Gewalt getan hat, das Himmelreich an sich zu reißen.

Nicht Luther predigen wir darum, sondern die Kraft des Geistes Gottes, wenn wir uns nun sammeln, um das Apostelwort, das uns

zum Ausgangspunkt für unsere festliche Betrachtung dienen soll, 2. Korinther 4, 5—7:

„Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. — Wir haben aber solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns."

Diese Worte drücken in der Tat trefflich die Empfindungen aus, welche uns heute beim Rückblick auf die Reformation bewegen. Ausgehend von einem Satze, welchen auch Luther ganz im Sinne des Paulus sich zu eigen machte: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Christum, daß er der Herr sei, wir aber eure Knechte um Christi willen" — weisen sie dann auf die Gabe des göttlichen Lichtes hin, welches durch Jesus den Menschen gebracht ist, um endlich zu zeigen, daß wir die Aufgabe haben, das empfangene Licht treu zu hüten und zu gebrauchen, wie einen göttlichen Schatz, den wir in irdischen Gefäßen tragen. Folgen wir diesem Text mit Rücksicht auf die Feier des heutigen Tages, so ergibt sich für unsere Betrachtung die Frage:

An welche Gaben und an welche Aufgaben unseres Gottes erinnert uns diese Gedenkfeier der Reformation.

---

1. Reformation! Welche Summe von weltgeschichtlichen Bewegungen und Ereignissen, von Kämpfen um Wahrheit und Freiheit liegt in diesem Wort! Was ganze Geschlechter, seufzend unter dem Druck der Gewissensknechtung, ersehnt hatten — in der Reformation trat es ins Dasein. Und Luther heißt allerdings der Name, mit welchem die wichtigsten Ereignisse dieser „Zeit der Erneuerung" unauflöslich verknüpft sind.

Um das im einzelnen recht zu würdigen und zu verstehen, muß man die Zeit kennen, in der er auftrat, und die Zeit, welche voran-

ging. Man muß wissen, wie groß der Verfall des kirchlichen Lebens nach und nach geworden war, um es zu begreifen, daß so viele Tausende an allen Enden Deutschlands und weit darüber hinaus aufjauchzten im Gefühl der Befreiung, als Luther seine ersten Angriffe gegen die schreienden Mißbräuche richtete, welche in der alten Kirche herrschten.

Wahrlich, wir können mit unserem Texte sagen, daß Gott sein Licht hineinleuchten ließ in die Finsternis, als er die Männer der Reformation und insbesondere als er diesen Mann erweckte, mit der hellen Fackel des göttlichen Wortes hineinzuleuchten bis in die dunkelsten Winkel der damaligen kirchlichen Zustände. Und wer war denn nun dieser Mann?

War er ein deutscher Kaiser, gleich jenen Helden, die mit dem Schwerte gen Rom gezogen sind, um gedemütigt heimzukehren, sich beugend den maßlosen Ansprüchen des „Nachfolgers Petri"? Oder war er einer der deutschen Fürsten, die damals bei der sinkenden Macht des Kaisertums immer mehr Gewalt an sich rissen? Oder war er ein kühner Ritter, der mit verwegenen Genossen zu Felde zog, wie Sickingen oder Berlichingen?

Nein, ein armseliger Mönch war er, ohne alle irdische Macht und Gewalt und ohne jede äußere Kriegswaffe. Aber dennoch ein männlicher Held, furchtlos und tapfer. Es ist notwendig, daß wir dies ausdrücklich hervorheben. Hatte er nichts von alledem, worauf sich Menschen sonst in ihren Unternehmungen stützen, so mußte er in sich selber etwas tragen, was ihm ein festerer Halt und eine bessere Waffe war, als alle Kriegsheere. Das war sein Glaube.

Wie war doch dieses Wort „Glaube" zum Spott geworden in der Kirche Roms! Glauben nannte man dort ein leeres Fürwahrhalten der unglaublichsten Dinge, ein geistloses Nachahmen toter Formen und ein gedankenloses Nachsprechen unverständlicher Lehren. Luther aber ist mit dem, was er seinen Glauben nannte, auch nicht geboren worden, er hat es sich errungen und erstritten. Niemals ist das Ringen der erlösungsbedürftigen Menschenseele nach Frieden mit Gott, niemals ist das bange Suchen des von Gott sich ferne fühlenden Menschenkindes nach der wahren Gemeinschaft mit Gott, niemals ist der heiße Kampf des nach Gerechtigkeit Dürstenden gegen das Böse ergreifender zum Ausdruck gekommen,

als in diesem Augustinermönch. Aber niemals hat auch ein Mensch fester und selbstgewisser nach siegreichem Kampfe auf seiner religiösen Überzeugung gestanden als er.

Man hat wohl schon gesagt, daß auch ohne Luther die Reformation sich vollzogen haben würde; auch ist es wahr, daß neben ihm fromme und glaubensstarke Männer gegen Rom gekämpft haben, die er selbst in seiner späteren Unduldsamkeit zum Teil von sich gewiesen hat. Aber das kann uns nicht hindern, der Wahrheit die Ehre zu geben und zu sagen, den offenen Kampf gegen die allmächtige Kirche, die schon mit so manchem Ketzer kurzerhand fertig geworden war, den hat er vor allen anderen geführt; er hat das meiste dazu getan den Bann zu brechen, der auf den Gewissen lag, er hat mit dem Schwerte des Geistes, mit dem Schwerte seines Glaubens an Gottes Wort die Fesseln durchgehauen, mit denen Rom die Geister gebunden hielt.

Es gab ja zu Luthers Zeiten, wie wir wissen, auch eine neuerblühte und kräftig aufstrebende Wissenschaft; da waren Männer genug, die innerlich mit der alten Kirche zerfallen waren. Warum haben diese nicht den Kampf mit ihr aufgenommen und durchgeführt? Was ein Reuchlin, Erasmus, Hutten sonst gewirkt und getan, wird ihnen ungeschmälert bleiben; denn auch sie haben mancherlei Lichtstrahlen der Aufklärung von sich ausgehen lassen, aber es war mehr Licht für den Verstand als fürs Gemüt, und was sie wirkten, war für die Religion nur negativ, nur niederreißend. Es wiederholte sich hier deutlich, was sich immer wiederholen wird, „daß nämlich die Bildung des Wissens wohl den Kopf hell und das Herz weit macht, daß aber Tapferkeit und Heldenmut im Kampfe der Geister nur auf dem Boden des Glaubens, der religiösen Überzeugung erwächst". Der Glaube reißt nicht nur ein, er baut auf den Trümmern des alten ein neues Werk.

Solchen Glauben besaß Luther. Und weil er mit ihm zuerst sich selbst zu innerer Freiheit erhoben hatte, darum konnte er mit dieser Waffe auf den Kampfplatz treten in unerschütterlichem Vertrauen auf Gott. Er hatte seinen Gott bei allen Mönchswerken und Klosterübungen, wie ernst er sie auch nahm, nicht gefunden, sondern erst da, als er erkannte, daß Gottes Liebe größer ist als die Sünde der Menschen, daß niemand das Heil erlangt durch selbstgemachte Gerechtigkeit der äußeren Werke, sondern

nur durch das glaubensvolle Ergreifen der Gnade Gottes, die uns durch Christus offenbar geworden ist; eine Gnade, die den Demütigen aufrichtet und den Geängsteten tröstet und allen, die ihr vertrauen, die Kraft gibt zu handeln und zu wandeln nach Gottes Wohlgefallen.

Mit solchem Gottvertrauen tritt er auf den Kampfplatz und spricht: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr' und Waffen!" und in wahrer Demut: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!", und mit freudigem Mut: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollten uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen!"

Und in der Hand die heilige Schrift, von ihm selbst seinem Volke in die eigene, tiefe, innige Sprache übertragen, steht er auf gegen die Mächtigen der Erde, ein wahrer Gottesstreiter, vom heiligen Geiste beseelt. Schritt für Schritt dringt er vor gegen römische Tyrannei, wie in seiner eigenen Seele eine Hülle nach der anderen abfällt und die Wahrheit mit ihrem Lichte immer siegreicher hineinleuchtet. Von dem Augenblick an, da er in Wittenberg die fünfundneunzig Thesen anschlug, bis zu der Stunde, wo er in Worms vor Kaiser und Reich sich verantwortete, ist sein Weg ein fortschreitender Siegesweg, gewonnen durch die Waffen seines weltüberwindenden Glaubens.

So hat er den herrlichsten Anteil an den Gaben, die uns in der Reformation zuteil geworden sind. Und fragt jemand nach diesen Gaben: Sie liegen schon alle mit ausgesprochen in dem Gesagten; sie heißen: Freiheit von der Menschensatzung, Wiederaufrichtung des reinen Evangeliums Jesu Christi, Wiederherstellung des von Christo uns erworbenen und verkündigten Rechtes, daß jeder einzelne dem Vater im Himmel nahen darf in Buße und Glauben, ohne priesterliche oder kirchliche Vermittelung, allein an der Hand Jesu Christi, des Erlösers.

Ja, wahrlich, wir können, eingedenk dieser Segnungen der Reformation, mit unserem Texte sagen, daß durch sie der ewige Gott „das Licht hervorleuchten ließ aus der Finsternis und einen hellen Schein in die Herzen jener frommen Männer gegeben hat, damit durch sie aufs neue entstände die leuchtende Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes, die offenbar geworden ist in Christo".

2. Diese Gaben enthalten freilich für alle, die sich Kinder der Reformation nennen, auch hohe Aufgaben.

„Wir haben solchen Schatz in irdischen Gefäßen," sagt unser Text. Es kann nicht anders sein, geliebte Andächtige, als daß die göttliche Wahrheit uns dargeboten wird in menschlicher Form. Haben die Kirchen der Reformation die heilige Aufgabe nie vergessen, den ewigen Inhalt zu hüten, oder hat man, wieder zurückfallend in alte Unfreiheit, über der ängstlichen Sorge um die zerbrechliche Form den Schatz preisgegeben? O, die sind nicht die wahren Hüter der Gaben der Reformation, welche statt des Joches, das man damals zerbrochen, den Menschen neue Lasten aufgebürdet haben, statt der Satzungen der römischen Kirche die neue Satzung von der Autorität des Bibelbuchstabens oder gar des Buchstabens der neuen Bekenntnisschriften, von denen die Reformatoren nie verlangt haben, daß sie eine neue Gewissensfessel für die Christenheit werden sollten. Der Buchstabe tötet! Auch der Glaube an den Bibelbuchstaben hat noch nie lebendig gemacht, er ist derselbe tote Glaube, welchen Rom für seine Satzungen verlangte.

Aber der Glaube an das Wort Gottes, an seine Geistesoffenbarung, die rein und lauter quillt in dem Evangelium Jesu Christi, dieser Glaube macht lebendig, der schlägt Wasser aus dem Felsen und macht dürres Erdreich grün; der weckt zu Taten der Liebe und macht die Herzen rein von böser Leidenschaft, der ist wie ein heiliges Feuer, in dessen Gluten die Sünde verzehrt wird.

Dieses heilige Feuer zu wahren und immer neu zu entfachen, und dann fortzuschreiten auf dem Wege der Reformation, das ist die Aufgabe der evangelischen Christenheit.

„Es ist noch nicht lange her, da hat der jetzige Papst gesagt, der Fortschritt auf dem Wege der Reformation sei die Revolution und der Nihilismus." Daß das eine Unwahrheit ist, soll von der evangelischen Christenheit immer aufs neue bewiesen werden. Sie soll zeigen, daß ihr Begriff von menschlicher Freiheit niemals zusammenfallen kann mit Zügellosigkeit und Willkür. Besteht doch die Freiheit eines Christen in der heiligen Gebundenheit seines Gewissens in den Willen Gottes, den er wie ein unverbrüchliches Gesetz seines Lebens im Herzen tragen muß.

Mit dieser Gebundenheit in Gottes heiligen Willen verträgt es sich sehr wohl, daß wir das Suchen nach Erkenntnis der Wahr-

heit zu einer von der Reformation uns überkommenen Aufgabe machen. „Die Wahrheit wird euch freimachen," hat der Herr zu seinen Jüngern gesagt. „Wenn wir den Mut nicht haben, die ewigen Wahrheiten zum Gegenstand freier Erkenntnis zu machen und auch die Irrgänge dieser Freiheit, die ja nicht ausbleiben, geduldig zu ertragen, dann sind wir seine rechten Jünger nicht. Welch einen Begriff müssen diejenigen von der siegreichen Gewalt der göttlichen Wahrheit haben, welche meinen, daß alles freie Forschen des Menschengeistes nach Erkenntnis der Wahrheit notwendig von Gott und also von der Wahrheit hinwegführen müsse. Sagt nicht Jesus selbst, daß alle, die aus der Wahrheit sind, seine Stimme hören werden? Evangelischer Glaube ist unmöglich ohne Geistesfreiheit."

Mit dieser Freiheit verträgt es sich ferner gar wohl, was unser Text sagt: „Wir predigen Christum, daß er der Herr sei, wir aber alle eure Knechte um Jesu willen." Eine herrschende Kirche oder einen herrschenden Stand in der Kirche kennt der wahrhaft evangelische Glaube nicht. Einer ist unser Meister, Christus. Und dieser fragt bei uns zuerst und allein nach jenem Glauben, von welchem Luther im Geiste des Paulus spricht: „Durch den Glauben bin ich ein freier Herr aller Dinge, aber durch die Liebe habe ich mich zu jedermanns Knechte gemacht." Das ist der einzige Glaube, der vor Christo gilt, dieser Glaube, der in der Liebe tätig ist.

Darum heißen unsere Aufgaben Bewahren und Fortschreiten!

Bewahren sollen wir, was der große Kampf der Reformation uns errungen; es bewahren gegenüber den beiden bittersten Feinden evangelischen gläubigen Christentums: Rom und dem Materialismus. Denn diese beiden, so sehr sie sich untereinander hassen, sind allezeit Verbündete gegen die Wahrheit des Evangeliums.

„Diejenigen, welche in ihrer Abneigung gegen alles, was Christentum oder Religion heißt, diese Grundlagen des Glaubens und der ganzen sittlichen Weltordnung beseitigen möchten, und ebenso diejenigen, welche gleichgültig von ferne zusehen, wie das geschieht, bedenken nicht, daß das religiöse Bedürfnis in den

Menschen unverwüstlich ist, und daß heranwachsende Generationen, denen man keinen Weg des Lichtes zu dessen Befriedigung gezeigt hat, sich vielleicht in ihrem dunkeln Drange in großen Massen in die Arme Roms werfen, das ihnen ihre Seligkeit gewährleistet, wenn sie nur blind zu folgen sich entschließen."

Und Fortschreiten gilt es, Geliebte! Das Reich Gottes leidet keinen Stillstand. Die letzte Entwicklung desselben auf Erden liegt noch weit, weit vor uns. „Man hat wohl von vier Zeitaltern des Christentums gesprochen. Zuerst war die Jakobuskirche, eine Gemeinschaft von noch halb jüdischer Natur. Sie wurde von Paulus zwar überwunden, aber doch dauert sie noch fort in den uralten, starrgewordenen Kirchen des Morgenlandes mit ihrem gesetzlichen Joch und ihrem äußeren Dienst. Dann kam die Petruskirche, die auch den paulinischen Geist in der Christenheit wieder zurückdrängte. Petrus wurde auf den Thron gesetzt und erhielt die Schlüssel des Himmelreichs. Diese Kirche eroberte die Herzen der heidnischen Völker und indem sie sie zum Gehorsam erzog, wurde sie herrschsüchtig und weltlich. Dann erst kam Paulus zu seinem rechten Ansehn. Auf sein Wort von der Rechtfertigung aus dem Glauben gründete sich der Protestantismus, oft zu hoher Geistesfreiheit sich erhebend, oft wieder in Knechtschaft versinkend. Wann wird jene höchste Entfaltung des Christentums kommen, wo eine Herde sich um den einen Hirten Christus schart? Von Johannes ging die Sage, daß er nicht sterben werde, bis der Herr käme. Die Kirche, in welcher sein Geist weht, wird alle anderen in sich vereinigen. Das ist die Gemeinschaft der Gotteskinder, in der man mit dem sterbenden Johannes sagen wird: Kindlein, liebet euch untereinander! Denn das, sprach er, ist das höchste, was Christus geboten hat."

Wann diese Gemeinschaft kommen wird, das sehen unsre Augen nicht, aber daß sie einst kommen wird, das sagt uns unser Glaube, wenn auch die Zeichen der Zeit manchem Furcht vor der Zukunft einflößen wollen. Gewiß dürfen wir den Ernst dieser Zeichen nicht verkennen, aber eben dies wird uns ein mächtiger Sporn sein, daß jeder an seinem Orte in sich selbst und um sich her Sorge trage, damit die Erneuerung der Welt zum Reiche Gottes, die Wiederherstellung der Menschheit zum Bilde Gottes fortschreite.

Dann werden wir unsere Aufgaben als Kinder der Reformation recht erfüllen. Bewahren wollen wir nicht etwa die irdischen Gefäße, sondern den himmlischen Schatz, den wir darin tragen. Fortschreiten wollen wir auf dem Wege der treuen Mitarbeit an Gottes Werk, damit „die Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes, die uns offenbar geworden ist durch Christus", nunmehr der Welt durch uns immer überzeugender offenbar gemacht werde als der alleinige Quell aller Wahrheit und aller Seligkeit. — Amen. —

Zum Gedächtnis Menno Simons.

Predigt zur Festfeier seines 400jährigen Geburtstages am 6. November 1892.

Hinter den großen Männern der Reformation, deren Namen mit unauslöschlicher Schrift in die Bücher der Geschichte eingetragen sind, treten manche frommen und edlen Zeugen der Wahrheit in den Schatten zurück und heben sich für die Nachwelt nur undeutlich von dem Hintergrunde jener mächtigen Zeit ab. Denn wie die großen Lichter am Himmel die kleinen überstrahlen, so auch die größten Menschen der Vorzeit ihre kleineren Zeitgenossen. Und doch sind unter diesen auch Männer, von denen reicher Segen ausgegangen ist; Männer voll Glaubensstärke und Liebesglut, die mit Wort und Tat das Evangelium verkündigt haben und unter Verfolgung und Not Christus nachgefolgt sind in ihrem Leben und Leiden. Ein solcher Mann war auch Menno Simons.

Seinem Gedächtnis gilt unsere heutige Festfeier. Sein Name schwebt auf unseren Lippen, sein Bild wird vor unserer Seele lebendig.

Wie feiern wir würdig sein Andenken? Wenn wir ihn doch selber fragen könnten! Stellen wir uns im Geiste vor sein Bild, das ja vielen von uns wohl bekannt ist! Was spricht aus diesem Auge voll milden Ernstes? Was aus diesem Antlitz, durch welches ein Zug von Wehmut geht?

Ich glaube, wenn dieser Mund sich öffnen und hier in dieser großen, dichtgedrängten Versammlung zu uns sprechen könnte, dann würde er nicht darüber seine Freude äußern, daß man seines Namens und seines einstigen Wirkens so festlich gedenkt. Denn er dachte nicht groß von sich und seinen Leistungen, er suchte nicht Ruhm und Ehre unter den Menschen. Ich glaube, er würde sich aussprechen im Sinne eines schönen Wortes, das einst Johannes gesprochen, und das wir uns heute zurufen lassen wollen, als käme es zu uns aus der heiligen Schrift und zugleich aus dem Munde unseres Menno Simons. Es heißt, 3. Johannis, Vers 4:

„Ich habe keine größere Freude, als daß ich höre, daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln.“

Wir feiern nicht um Mennos willen, sondern um unsertwillen diesen Tag; und wenn wir die verlesenen Worte vernommen haben, als wenn er sie heute an uns richtete, wenn wir sie aufnehmen, wie etwa Kinder und Enkel auf ein teures Vermächtnis eines geliebten Vaters lauschen, dann werden wir uns heute einander zurufen:

Lasset uns wandeln in der Wahrheit, für welche die Väter gestritten und gelitten haben; sie macht uns frei im Glauben, und sie bindet uns in der Liebe.

---

1. In der Wahrheit wandeln; — wer fühlte nicht aus diesem Satz die ganze Tiefe und Höhe, den ganzen Reichtum und die ganze Schönheit des Christenberufes heraus. Aber regt sich der Forderung gegenüber nicht alsbald auch die alte Frage: Was ist Wahrheit?

Wohl denen, die diese Frage kennen, nicht im spöttischen Sinne des Unglaubens wie Pilatus, sondern im Sinne jener Sehnsucht, welche selbst aus der Wahrheit ist. Und wohl uns, daß wir eine Antwort kennen und daß wir sie mit begeistertem Zeugnis frei verkündigen dürfen aus dankbarer Seele!

Auch Menno Simons ist ein Suchender gewesen, wie so viele Tausende seiner Zeitgenossen, seit zum erstenmal die Frage in ihm laut wurde: Was ist Wahrheit? Er war erzogen in jener Kirche, welche jede Frage nach der Wahrheit erwidert mit dem Hinweis auf ihre eigene Unfehlbarkeit und die unantastbare Gültigkeit ihrer Satzungen. Er war ein Priester dieser Kirche geworden und verkündigte nun selbst ohne innern Anteil, was man ihn gelehrt, und übte gleichgültig die Formen eines zum äußern Werk entarteten Gottesdienstes. Aber es kam die Zeit, wo auch ihn der Geist des Zweifels berührte, der damals die Welt durchzog und viele redliche Herzen irre machte an den Lehren der alten Kirche. Da wachte seine Vernunft vom Schlafe auf und trieb ihn, selbst nach der Wahrheit zu forschen.

Und vor den einfachen und doch so großen Worten Jesu und seiner Apostel, die er jetzt zum erstenmal las, brach ein Stück der

alten Lehre nach dem andern vor ihm zusammen. Da freute er sich der neuen Erkenntnis, wie einer, der aus dem Dunkel seiner Verstandesirrtümer zu besserer Einsicht kommt. Weiter kam er vorerst noch nicht. Mehr als eine Sache des Verstandes waren ihm auch die neuen Wahrheiten nicht. Noch schlief in seiner Seele jene tiefere Sehnsucht nach dem lebendigen Gott und nach seiner Wahrheit, die nicht mit neuen Lehren, sondern nur mit neuem Leben gestillt wird. Aber auch ihm schlug die Stunde, da er anfing zu ahnen, daß die göttliche Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi Höheres bringt als einige Verstandsbegriffe, und Größeres fordert als die äußere Zustimmung zu deren Richtigkeit.

Schon hatte er mit Eifer seine neue Erkenntnis anderen verkündigt, schon wuchs der Zulauf zu seinen Predigten in seiner bisherigen Kirche, und er hörte es gern, wenn ihn die Leute einen freisinnigen Mann nannten. Er hatte die Wahrheit erkannt, soweit sie den Kopf uns hell macht und Irrtümer zerstreut und uns frei macht vom Joche der Menschensatzung. Aber erst allmählich erwachte in ihm das Verlangen nach der Wahrheit, welche die Herzen reinigt und erwärmt, und sie erlöst vom Joche der Selbstsucht und der Sünde und des geistigen Todes und sie weit macht, zu empfangen die Gaben des ewigen Lebens mit dem Gottesfrieden, der höher ist alle Erkenntnisse.

Der Geist aus Gott, der ihn durch Zweifel zur Einsicht der besseren Lehre geführt, klopfte mit immer kräftigeren Schlägen an seine schlummernde Seele, bis die Steine hinweggewälzt waren von der Tür und das Verlangen nach dem Geiste von innen herausbrach. Wie so oft in jenen Tagen der Verfolgung und der erbitterten Kämpfe, war es auch bei Menno das Blut solcher, die für ihren Glauben hingerichtet wurden, was ihn in sich schlagen ließ. Erschüttert und gedemütigt stand er vor seinem eigenen Bilde; beschämt stand er vor denen, die mit dem Mut der Wahrheit um ihrer Überzeugung willen gestorben waren, beschämt vor seinem Gewissen mit der bittern Anklage, daß sein bisheriges Leben unnütz sei, beschämt vor seinem Gott, dessen Stimme ihn gerufen hatte, und er hatte sie nicht gehört.

Aber mit dieser Einkehr kam auch die Umkehr. Da ward er inne, daß nicht das Wissen des Verstandes von der Wahrheit uns selig macht, sondern der Glaube unseres Herzens an die Wahrheit,

jener Glaube, der eine Kraft unserer Seele ist Gott zu ergreifen und seine Gnade und Liebe ins eigene Leben aufzunehmen, jener Glaube, der eins ist mit der Buße, d. h. mit der Umgestaltung und immer völligeren Erneuerung des inneren Menschen zum Bilde Gottes.

Da ward es licht in seiner Seele. Da sah er, daß nicht der Schriftbuchstabe Leben spendet, sondern das ewige Gotteswort, das leuchtend aus der Hülle des Buchstabens hervorbricht. Da lernte er Christi Wort durch eigene Erfahrung verstehen: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Denn frei wurde nun auch er durch Christi Wort und Geist: Aus einem Diener der Satzung ein Erbe des Geistes; aus einem Knechte der Selbstsucht ein Kind Gottes. Vor seine Seele trat nun der lebendige Christus, nicht ein Prophet und Lehrer nur, sondern der Retter, Erlöser und Erneuerer der Menschen, der gesagt hat: Ich will euch erleuchten, denn ich bin die Wahrheit; ich will euch Leben und volle Genüge geben, denn ich bin das Leben; ich will euch zu Gott führen, denn ich bin der Weg. —

Und wie einst Paulus, da er die gleiche Umwandlung durchgemacht hatte, so erfuhr es auch Menno: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden“ *).

Aus dem neuen Glauben seiner Seele ging fortan sein Leben hervor, und die Früchte dieses neuen Lebens waren Segensfrüchte. —

Hören wir nun, liebe Gemeinde, solche Kunde von dem Manne, dessen Gedächtnis wir heute feiern — sollte sie uns wohl fremd anmuten und unverstanden an unserer Seele vorüberziehen, wie längst verklungene Sage? Oder ist nicht vielmehr die Wahrheit, die er mit glaubensfrohem Herzen ergriffen, und die ihn zur Freiheit geführt hat, dieselbe Wahrheit, die noch immer die Welt durchklingt, soweit Christi Wort verkündigt und gehört wird; dieselbe Wahrheit, die noch immer befreiend und belebend und erneuernd überall Einkehr hält, wo die Herzen sich ihr aufgeschlossen haben? Noch immer wohnt in der Tiefe der Menschenbrust die Sehnsucht

*) Über diesen Ausspruch (2. Kor. 5, 17) hat Menno Simons uns eine umfangreiche Schrift hinterlassen, die viel zu wenig bekannt ist.

nach Wahrheit und Freiheit, nach Heil und Frieden. Noch immer verlangen alle, die aus der Wahrheit sind, ein höheres Leben und ein tieferes Genügen, als selbst die köstlichsten Erdengüter es zu bieten vermögen. Noch immer streckt der Glaube seine Arme hinaus über die Grenzen der sichtbaren Welt und klopft an die Pforten des Himmels, daß sie sich auftun und dem gläubigen Auge die Geheimnisse unserer göttlichen Herkunft und unserer ewigen Bestimmung enthüllen, und die „Bettler um Geist" einladen: Kommt und nehmt Wasser des Lebens und Brot des Lebens umsonst!

Und der den Himmel aufgeschlossen hat und noch immer aufschließt den Wahrheit suchenden Seelen, das ist heute und gestern und in Ewigkeit der, welcher in die Welt gekommen ist, daß er von der Wahrheit zeugen sollte: Jesus Christus.

Unaufhaltsam eilen die Jahrhunderte dahin, die Geschlechter der Menschen kommen und gehen, fort schreitet die Entwicklung nach allen Seiten, hier zur Höhe, dort zum Abgrund. Wir mögen gerne zurücksehen auf die vergangenen Jahrhunderte mit dem Hochgefühl, daß wir mit unserer Kultur weit hinausgekommen sind über die Menschen, die damals lebten. — Aber, meine Freunde, mag der Gesichtskreis sich erweitern, die Ausnutzung und Dienstbarmachung der Natur fortschreiten: Eins bleibt durch alle Zeiten unverändert stehen, das ist die Wahrheit Gottes, die uns offenbar geworden ist durch Christus. Wohl kann sie ihre menschlichen Formen wechseln, aber sie selbst ist ewig.

Darum muß jede Gedächtnisfeier der Reformation und der Männer, denen wir es danken, daß die alte Wahrheit der Welt in neuen Zungen verkündigt wurde, uns notwendig über sie selbst und ihre Zeit zurückführen bis dahin, wo es heißt: „Einen andern Grund kann niemand legen, als der da gelegt ist, welcher ist Jesus Christus." (1. Kor. 3, 11.)*)

Die auf diesem Grunde stehen im Sinne der ewigen Wahrheit und darauf nicht Holz, Heu oder Stoppeln, sondern Gold, Silber und Edelsteine bauen (1. Kor. 3, 12), die reichen sich über die Schranken von Raum und Zeit die Hände, ebenso wie über die Schranken der Konfessionen und der Parteiungen. Über diese zwar notwendigen und manchmal auch heilsamen, aber doch immer

*) Mennos Wahlspruch.

menschlich-irdischen Schranken hinweg, vereinigen sie sich im Geist zu der wahren Gemeinde Gottes, zu der unsichtbaren Gemeinschaft derer, welche in der Wahrheit wandeln.

2. In der Wahrheit wandeln! Ja, meine Freunde, das ist die notwendige Frucht aus der Blüte der Wahrheitserkenntnis.

Die Wahrheit macht ihre Kinder frei und bindet sie doch wieder. Sie sprechen: Durch den Glauben sind wir Herren über alle Dinge, aber durch die Liebe machen wir uns zu jedermanns Dienern. Denn im Sinne der Wahrheit Jesu Christi gibt es nur einen wahren Glauben. Das ist weder der katholische, noch der lutherische, weder der reformierte, noch der mennonitische, sondern es ist der Glaube, welcher durch die Liebe tätig ist.

Das erkannte auch Menno Simons, und niemand konnte entschiedener, als er — besonders gegenüber dem „allein durch den Glauben" Luthers — darauf dringen, daß jeder einzelne Christ nicht seinen Glauben nur, sondern durch denselben auch sein Leben reformieren und verbessern solle. Alle die schönen, kleinen Schriften, welche er bald nach seiner inneren Umwandlung und nach seinem Austritt aus der alten Kirche verfaßte: „Über die neue Kreatur", „Vom rechten Christenglauben", „Von der Taufe und dem Abendmahl", sowie seine Briefe: „An die zerstreuten Kinder Gottes" und „An die Lehrer der Gemeinden" — sind schöne Zeugnisse dafür. „Man wird sich vergebens", so ruft er aus, „seines Glaubens rühmen, wenn nicht die gottseligen, neuen Werke aus dem Glauben hervorgehen. Denn unser christlicher Glaube ist keine tote Meinung noch Buchstabe, sondern eine dem Herzen innerlich mitgeteilte Gabe und Kraft Gottes. Aus ihr wird zum ersten geboren die Furcht Gottes und zum andern die Liebe zu Gott. Durch die wirkende Kraft dieser Liebe wird man freiwillig zum Gehorsam gegen alle Gebote Gottes angetrieben, wie auch Christus sagt: Wer mich liebt, der hält meine Gebote (Joh. 14, 15). — Wo daher ein rechter, frommer, evangelischer Glaube ist, da finden sich auch die rechten evangelischen Früchte, und zwar nach dem Sinne des Evangeliums. Denn die Liebe unterwirft sich von ganzem Herzen freiwillig dem Gebote des Herrn, duldet um seines Namens willen freudig alles, was ihr in der Zeit begegnen mag, es sei Freude oder Leid, Sättigung oder Hunger, Labung oder Durst, Ehre oder Unehre,

Gefängnis oder Freiheit, ein Wohnen im Lande oder Verbannung, Leben oder Tod. Alle ihre Pfade sind Gerechtigkeit, Gottseligkeit, Schlangenklugheit, Taubeneinfalt, ein unverfälschtes, frommes Gemüt, Treue, Ernst, Friede, feuriges Gebet, ein unsträflicher Wandel, eine aufrichtige brüderliche Liebe, ein freiwilliger Gehorsam gegen Christi Wort. Denn der Gerechte lebt aus seinem Glauben." —

Das rief Menno hinein in eine verwilderte Zeit und in ein zuchtloses Geschlecht. Und seine Stimme wurde gehört. Bald kamen die armen Taufgesinnten, die in ihm den Glaubensgenossen erkannten und in den bitteren Verfolgungen fast aller ihrer Führer beraubt waren, und forderten ihn auf, ihnen mit seinen Gaben zu helfen. Da bot sich ihm die Gelegenheit, die Früchte seines Glaubens in der Liebe zu den Brüdern zu zeigen. Wohl wurde ihm bange, wenn er an die Aufgabe dachte, ein Führer derer zu werden, die immerfort unter dem Schwert der blutigsten Verfolgung standen. Aber wie einst Paulus, trieb ihn die innere Stimme: „Ich muß das Evangelium predigen, wehe mir, wenn ich es nicht täte!"

So wurde er ein Diener Christi in der Gemeinde, welche danach streben wollte, Christi Worte wahr zu machen im Leben und Wandel der einzelnen wie der Gesamtheit.

Fortan können wir über Mennos Leben und Wirken die Worte schreiben, die Jesus zu seinem Jünger Petrus sprach (Luk. 22, 32): „Wenn du dereinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder!" Er wurde Ältester der Täufergemeinde in Groningen und stärkte seine Brüder. Er zog in Holland umher, wo Gemeinden seines Glaubens waren und stärkte allerorten seine Brüder. Ob er dabei gleich vom Tode bedroht war und mehr als einmal den Verfolgern nur mit Mühe entging, er ließ nicht ab die Brüder zu stärken. Aus Holland vertrieben, ging er in die Verbannung, doch wohin er kam, in den Städten am Rhein oder an der Nordsee, in Preußen wie in den Ostseeprovinzen — überall sammelte und stärkte er die Brüder.

Und die er nicht persönlich erreichen konnte mit dem gesprochenen Wort, die suchte er durch seine Sendschreiben auf, und stärkte die Zerstreuten im Glauben und in der Geduld und in der Treue.

So wandelte er in der Wahrheit, ein tapferer Streiter seines Gottes, kindlich demütig vor dem Herrn, männlich stark vor den

Menschen. Und sein Beispiel soll auch uns noch stärken, zu wandeln in der Wahrheit.

Wir sind wohl in mancher Hinsicht hinausgeschritten über die Weltanschauung, in welcher Menno Simons und seine Zeitgenossen lebten, und es finden sich in seinen Schriften auch Ansichten, die wir nicht teilen, aber das ist selbst bei den größten Männern der Vergangenheit nicht anders und kann auch nicht anders sein. Das eine jedoch, worin wir alle immer von ihm und von den Führern lernen können, das ist und bleibt das Höchste, wodurch Menschen einander zum Vorbild werden können, der Wandel in der Wahrheit.

Unsere Gedächtnisfeier wäre ein leeres und fruchtloses Werk, wenn nicht die Mahnung der Schrift in unseren Herzen ihren Widerhall fände: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes verkündet haben; sehet den Ausgang ihrer Wallfahrt an und folget ihrem Glauben nach." (Hebr. 13, 7.)

Ob wir solche Anregung brauchen können, meine Freunde?

Unsere Gemeinden haben manche schwere Zeiten durchgemacht; sie sind in den Tagen der Reformation eine rechte Märtyrer-Kirche gewesen und haben auch nachher noch mancherlei Not und Verfolgung erlitten; da haben sie in Geduld und Standhaftigkeit ihren Wandel in der Wahrheit bewiesen. Es sind dann lange Zeiten einer halb widerwilligen Duldung gekommen, unter deren Beschränkung die Gemeinden vielfach selbst enge und einseitig wurden und über dem starren Festhalten an Einzelheiten den Blick für die Gesamtaufgabe eines lebendigen Christentums in der Welt verloren. Heute hindert und beschränkt uns niemand mehr in der Entfaltung unserer Gaben und in der Ausübung unserer Grundsätze; wir dürfen dastehen als ein kleines zwar, aber nicht totes Glied der großen evangelischen Christenheit.

Wenn aber jetzt einer jener Blutzeugen, die als Führer der Gemeinden schon vor Mennos Auftreten den Märtyrertod sterben mußten, oder wenn Menno selbst bei uns Umschau halten könnte, ob dann nicht sein Wort an die Brüder lauten würde, wie einst des Sehers von Patmos mahnende Rede an seine Gemeinde zu Sardes: „Werde wach und stärke, was sterben will?" (Offenb. 3, 2.)

Oder wäre da nichts, was sterben will, nichts in den einzelnen, nichts in den Gemeinden? Ist überall die aufrichtige Gesinnung

und der Wandel in der Wahrheit lebendig, die in Glauben und Liebe, in Nüchternheit und Keuschheit, in Gerechtigkeit und Treue die Früchte des Geistes bringen? Ist nichts in unseren Häusern, in unseren Ehen, in unserer Kinderzucht, in der Ausübung unserer Berufspflichten, im Verhältnis zu Verwandten und Nachbarn, was der Erweckung und Belebung bedarf? Und weiter in unserem Volke und in der Welt rings um uns her, ist da nichts, wo wir mit Hand anlegen sollten nach dem Worte: Stärket das, was sterben will!?

In dem Werke Christi, das auch uns befohlen ist, darf es keinen Stillstand geben; denn Stillstand ist Tod. Wir dürfen niemals aufhören, aus den ewigen Quellen der Wahrheit zu trinken, damit wir nicht matt und müde auf dem Wege niedersinken. Wir müssen *wandeln* über die Berge und durch die Täler, durch Licht und Dunkelheit, und fortschreiten auf dem Wege der Wahrheit und des Heils. Es hilft uns nichts, vergangene Zeiten und längst dahingegangene Menschen zu preisen, wenn der Besitz, den sie uns hinterlassen haben, in unseren Händen nur totes Kapital ist. Von den geistlichen Gaben und von den himmlischen Gütern gilt unbedingt und unverbrüchlich Jesu Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, was er hat.“ (Matth. 13, 12.)

Wir sind am Schluß, meine Freunde. Ich habe versucht, das Bild des Mannes, der einst neben andern ein treuer Führer und Vater unserer Gemeinden gewesen ist, und unser Verhältnis zu diesem Manne im Lichte des Bibelwortes darzustellen: „Das ist meine größte Freude, wenn ich höre, daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln.“ Wir segnen das Andenken unserer Väter zur Zeit der Reformation. Wir sehen sie kämpfend, duldend und sterbend ihren Wandel in der Wahrheit besiegeln. Darum schauen wir ihnen nach und sprechen: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben, denn ob der Leib gleich stirbt, doch wird die Seele leben“*). Ja, die Arbeiter sinken ins Grab, aber Gott erhebt ihre Seele zu sich

*) Diese Worte aus dem Oratorium „Paulus“ von Mendelssohn wurden nach dem Schlußgebet von einem gemischten Chor von Gemeindemitgliedern gesungen.

empor, und ihr Werk auf Erden, soweit es sein Werk war, treibt er mit anderen Kräften weiter.

Auch uns hat er zu Mitarbeitern seines Werkes berufen und zu Nachfolgern der Vollendeten. Das gilt von dem Geringsten wie von dem Größten, denn allen ist Gottes Werk mit anvertraut. Und wenn der Gedanke an die frommen Menschen der Vergangenheit uns zu der Treue mahnt, die nicht nachläßt in der Wahrheit zu wandeln, dann gibt der Gedanke an die Hilfe Gottes, die es dem Aufrichtigen gelingen läßt, uns Trost beim Gefühl unserer Schwachheit, und Mut und Kraft beim Widerstand des Bösen. „Denn der Herr vergißt der Seinen nicht; er gedenkt seiner Kinder"*). Er führt alle, die da wandeln auf den Wegen seiner Gnade und Wahrheit, zu immer reinerer Erkenntnis, zu immer tieferer Empfindung und Erfahrung seiner Liebe, zu immer treuerer Erfüllung seines Willens, bis sie einst, wenn ihr Erdentag zu Ende ist, eingehen dürfen zu seiner ewigen Gemeinschaft und ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Amen.

---

*) Dies Altsolo aus Mendelssohns „Paulus" wurde gleich nach der Predigt von einem weiblichen Mitgliede der Gemeinde zur Orgel gesungen.

Gerechtigkeit und Gnade.

Predigt am Buß- und Bettage.

Ist es wohl nötig und heilsam, liebe Gemeinde, einen besonderen Buß- und Bettag zu feiern? Ist nicht für uns Christen jeder Sonntag, an welchem wir uns hier vor Gott vereinigen, ein Buß- und Bettag? Und hat nicht jeder von uns noch seine eigenen Buß- und Bettage, wenn Gott uns „von dem Volke besonders nimmt", und durch die Tiefen innerer Not beim Anblick seiner Gerechtigkeit, unsere Seele zur Höhe der Erkenntnis seiner Gnade führt?

Als man in christlichen Kirchen und christlichen Ländern allgemeine Landes-Bußtage einführte, tat man es nicht um der einzelnen willen, sondern im Hinblick auf die öffentlichen Zustände, in denen die Macht des Bösen und die Herrschaft der Sünde mit ihren schlimmen Folgen offenbar wird. Die Gemeinde, die Kirche, das Volk soll sich beugen vor Gott und Einkehr halten und Buße tun, d. h. Besserung suchen.

Denn mit bloßen äußerlichen Mitteln — das erkennt man ganz richtig — lassen solche Schäden sich nicht beseitigen; sie müssen von innen heraus geheilt werden. Liegen doch ihre Ursachen auch nicht in äußerlichen Dingen, sondern in dem inneren Abfall der Herzen von Gott.

Freilich wäre auch ein Bußtag nur ein ganz äußerliches Mittel, solange man unter Buße eine Art von Sühne versteht, mit welcher man Gottes gerechten Unwillen meint beschwichtigen, oder Gott eine Art Genugtuung bereiten zu können für die begangene Übertretung seines Gesetzes. Solche Buß- und Sühnetage kannte man schon vor Christus, und der Erlöser hielt von ihnen nicht mehr, als von dem ganz äußerlichen Dienst des Fastens und der vorgeschriebenen Gebete in seinem Volk.

Er hat die Menschen zu einer andern Buße gerufen, zu jener Buße, welche eine Veränderung der Herzen und der Gesinnung bedeutet. Die hat er gepredigt und predigen lassen seinem Volk. Und diese innere Umkehr der Herzen vom Dienst der Sünde zum Dienste

Gottes haben wir uns in seinem Namen am Buß- und Bettag zu predigen.

Zur Überschrift solcher Bußtagspredigt laßt uns heute ein Wort des Paulus nehmen, das er im Geiste Christi schreibt, Röm. 11, 22:

> „Darum schau an die Güte und den Ernst Gottes; den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, so du an der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen."

Der Apostel hat zuvor die Menschheit, die an Gott glaubt, mit einem Ölbaum verglichen. Es sind Zweige von diesem Baum abgefallen in Israel; dafür sind andere aus der Heidenwelt in den Baum hineingepfropft und seines Lebens teilhaftig geworden. Zu diesen spricht Paulus von der Erlangung und dem Verlust des Seelenheils, das Gott ihnen zugedacht und angeboten hat, und erinnert sie dabei in unserm Textwort einmal an den Ernst der göttlichen Gerechtigkeit, vor dem sie sich demütigen sollen; und ferner an die Größe der göttlichen Güte, an welcher sie bleiben und emporwachsen sollen.

---

1. Aus der Strafe, welche der Sünde folgt, sehen wir Gottes Gerechtigkeit. Aber was ist Sünde und wodurch wird sie gestraft? Was will der Apostel sagen mit den Zweigen, die vom Baum des Lebens abgehauen werden?

Meine Freunde, der Schöpfer hat seiner Schöpfung das Gesetz seines Willens eingeprägt; der Natur das ewige Naturgesetz, dem auch wir Menschen gehorchen müssen, sofern wir Naturwesen sind. Für die Menschen allein aber hat er das Sittengesetz gegeben und die Fähigkeit es zu erkennen und die Aufgabe es zu erfüllen. Doch diese Aufgabe ist kein Zwang, der Mensch steht ihr mit freiem Willen gegenüber. Denn Gott wollte sein höchstes Geschöpf mit eigener Verantwortung ausrüsten und ihm die Würde eigener Entschließung geben.

Wenn nun der Mensch diese Gaben der göttlichen Liebe mißbraucht, wenn er sich ihrer überhebt in Hochmut und Trotz, oder wenn er sie verleugnet und sich in Sinnenlust und tierischer Be-

gierde erniedrigt; wenn er also seinen Willen von dem Willen Gottes trennt und dem Willen Gottes entgegensetzt, dann tut er Sünde.

Und die Folgen der Sünde, aus denen wir den Ernst der göttlichen Gerechtigkeit anschauen sollen, können nur verderblich sein. Wie ernst muß der die Sünde ansehen, welcher den Menschen geschaffen hat zu seinem Bilde, berufen zu seinem Mitarbeiter, begabt mit den Kräften seines Geistes, bestimmt zur edelsten Entwicklung — und sieht ihn nun dahingehen und Wege suchen, die ins Verderben führen.

Denn die ewigen Gesetze Gottes kann ja ein Menschenkind mit seinen selbstgemachten Gesetzen nicht umstürzen. Und wie jede Verletzung der Naturgesetze für den Frevler wie für den Unwissenden ihre oft empfindliche Strafe nach sich zieht, so kann keine Auflehnung gegen Gottes heilige Ordnungen, die er dem geistigen und sittlichen Leben der Menschen zugrunde gelegt hat, ungestraft bleiben. Darin vollzieht sich die Gerechtigkeit Gottes, der ja diese Ordnungen und Gesetze zum Heil der Menschen gegeben hat.

Die Sünde scheidet den Menschen von Gott; das ist ihre Strafe, die sie in sich trägt. Sie zerstört den Frieden der Unschuld und trägt in das Leben den bitteren Zwiespalt zwischen dem nach Gott geschaffenen Menschen in uns und unserm zum Sündendienst geneigten Willen. Und der Fluch ihrer Herrschaft ist, daß sie fortschreitend sich den Willen zu unterwerfen weiß, der ihr nicht widersteht, bis sie endlich den letzten Rest des göttlichen Lebens in einer Menschenbrust oder in einem gottentfremdeten Geschlechte vernichtet hat.

„Der Tod ist der Sünde Sold.“ Das Wort zeigt uns das traurige Ende der sündigen Entwicklung. Nicht der leibliche Tod, der jeden ereilt, den Gerechten wie den Sünder; sondern der geistige Tod, in welchem die herrliche Blüte der göttlichen Kräfte im Menschen ohne Früchte verdorrt, jener Tod, in welchem alle göttlichen Stimmen der Menschenbrust erstarrt und zum Schweigen gebracht sind.

Diese Folgen der Sünde anschauen, das heißt den Ernst und die Gerechtigkeit Gottes anschauen und bedenken. Unser Text sagt, daß wir sie anschauen sollen an denen, die gefallen sind. Wohl, meine Freunde, das ist nicht schwer, denn es sind ihrer in der Welt

so viele, an denen die Folgen und Strafen der Sünde offenbar werden, daß wir blind sein müßten, um sie nicht zu sehen.

Aber das wäre eine recht verkehrte Bußtagsbetrachtung, wenn wir sie zu nichts anderem benutzen wollten, als zum Anschauen der Sünde bei denen, die gefallen und abgefallen sind. Oder wenn wir gar diese Betrachtung mißbrauchten, um uns richtend und hochmütig über solche zu erheben gleich dem Pharisäer im Tempel.

Wem das Anschauen des göttlichen Ernstes zu nichts Besserem nütze ist, der ist schon gerichtet! Wem die Gerechtigkeit Gottes, wenn er ihrer gedenkt, nicht die Seele erschüttert und nicht die Kniee beugt im Gedanken an die eigene Sünde, der hat von der Mahnung des Paulus wenig verstanden.

Wir begehen heute freilich nicht, jeder für sich, einen eigenen besonderen Bußtag; aber noch viel weniger begeht jeder den Bußtag der anderen. Sondern wir vereinigen uns zur Betrachtung allgemeiner Schäden und zu der Frage: wo liegen die Ursachen dieser Schäden in uns allen? Denn die Schuld an den öffentlichen Zuständen, in denen die Sünde die Menschen erfaßt und verdirbt, ist eine gemeinsame Schuld. Es geht nicht an, auf die Gefallenen mit Fingern zu zeigen und sie allein verantwortlich zu machen für ihr Verderben, es gibt eine Mitschuld, die vor dem Auge des irdischen Richters verborgen bleibt, aber vor dem ewigen Gott offenbar ist. Wir können hier nicht in die verschlungenen Pfade menschlicher Mitschuld eingehen, aber wir können uns fragen, ob wir niemals durch Wort oder Beispiel dazu mitgewirkt haben, in andere Herzen böse Saat zu streuen, oder den empfänglichen Sinn abzustumpfen für das, was „wahrhaftig, ehrbar und gerecht ist, was keusch und lieblich ist und was wohl lautet“. (Phil. 4, 8.)

Jede Betrachtung der Sünde um uns her führt darum ins eigene Herz und Gewissen hinein, nicht damit wir nur „vor unserer Tür fegen“ und uns um keinen andern kümmern, sondern damit wir mit allen zusammen, die das Gute ernstlich wollen, von innen heraus die Hilfsmittel suchen und schaffen, um der Sünde und ihren Folgen zu begegnen. So wird der allgemeine Buß- und Bettag zugleich zum eigenen Buß- und Bettag.

Denn niemand kann andern helfen, es sei ihm denn zuvor selbst geholfen von seinem Gott.

2. Daran erinnert uns unser Text, wenn er uns hinweist auf die Größe der göttlichen Güte, die wir erfahren haben. „Daß ihr als Zweige dem Lebensbaum eingesetzt seid," will der Apostel sagen, „das verdankt ihr der göttlichen Güte. Nun liegt es an euch, an dieser Güte zu bleiben, damit ihr nicht abgehauen werdet. Wehe euch, wenn euch die Güte Gottes zum Hochmut führt!" „Wißt ihr nicht, daß euch Gottes Güte zur Buße leitet?" (Röm. 2, 4.)

Der Ernst und die Güte Gottes, beide führen zur Buße, zur Umkehr, zur Sinnesänderung, beide wirken zusammen zur Hilfe aus Sündennot und zur Rettung aus Sündenschuld.

Das ist nun freilich für viele ein Anstoß am Christentum, daß sie dies Zusammenwirken von Gerechtigkeit und Gnade Gottes nicht begreifen können. Wie kann derselbe Gott, der die Sünde als ein gerechter Richter straft, doch wieder aus Gnade Sünden vergeben? so fragen sie. Dem Verstande das klar zu machen ist nicht leicht, vielleicht ist es unmöglich. Doch nehmen wir einmal ein Bild aus dem Leben: Die Hand der irdischen Gerechtigkeit greift den Verbrecher, und nach dem Gesetz wird er zu langer Freiheitsstrafe verurteilt. Wir finden den Spruch gerecht, und keiner denkt daran, dem Sünder die Strafe abzunehmen. Unser Gewissen sagt uns, daß die Gerechtigkeit hier walten muß zum Heil der Menschheit. Aber hindert uns dies Gerechtigkeitsgefühl, Mitleid zu haben mit dem Unglücklichen, der ein Verbrecher wurde; hindert es uns, Erbarmen zu haben mit seiner innern Not; hindert es uns, ihn aus dem Staube zu erheben und ihm zwar nicht die Kerkertüren, wohl aber die Tür des Herzens zu öffnen, zwar nicht die Last der irdischen Strafe, wohl aber die Last der Gottverlassenheit von seiner Seele zu nehmen, wenn es möglich ist?

Wenn nun schon in menschlichem Handeln Gerechtigkeit und Güte sich also die Hände reichen können, wieviel mehr müssen wir in Gott die höchste Gerechtigkeit uns vereinigt denken mit der höchsten Barmherzigkeit, welche den Sünder mit vergebender Gnade emporheben will.

Die Sündenvergebung — merken wir es wohl, meine Freunde! — ist nicht so zu verstehen, daß die natürlichen Folgen der Sünde plötzlich aufgehoben werden. Was wir durch unsere Sünden für Unheil über uns und andere heraufbeschworen haben,

das muß durchgekostet werden; was der Mensch säet, das wird er ernten! Die Vergebung besteht nicht darin, daß dem Sünder die Strafe geschenkt wird, die eine natürliche und selbstverständliche Folge seiner Sünde ist, sondern darin, daß Gott die Seele des Bußfertigen aus der Verzweiflung rettet, daß er die Last der Sündenschuld von seinem Gewissen nimmt und ihm einen Platz am Vaterherzen einräumt, wo das gequälte Herz den längst verlorenen Frieden wiederfindet. Wie der Verbrecher im Gefängnis seine verdiente Strafe duldet und doch Ruhe findet in dem Bewußtsein, daß Gott ihm die Schuld vergeben hat, so können wir auch die Folgen eigener oder fremder Sünde tragen und dennoch Frieden mit Gott haben, dessen Gerechtigkeit und Güte uns zu gleicher Zeit wunderbar deutlich wird.

Sollte uns das noch niemals geschehen sein, meine Freunde? Sollten wir die Güte Gottes an uns selbst gar nicht anschauen können, dann wäre das Wort unseres Textes nicht für uns gesprochen. Aber wer ist so rein oder wer ist so selbstgerecht, daß er die vergebende Gnade Gottes nicht brauchte; wem hat Gott noch keine Sünden vergeben? Wer müßte nicht demütig und dankbar zugleich, wenn er gemahnt wird „die Güte Gottes an sich selber anzuschauen", in das Bekenntnis einstimmen:

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert?"

Erst wenn uns so geholfen ist von unserm Gott, dann begreifen wir beides, seine Gerechtigkeit und seine Gnade. Dann beugen wir uns vor dem gerechten Richter und nehmen aus seiner Hand, was er uns auferlegen will, aber wir schauen zugleich ins Vaterauge seiner Liebe, „die uns alle unsere Sünden vergibt und heilet alle unsere Gebrechen, die unser Leben vom Verderben errettet und krönet uns mit Gnade und Barmherzigkeit".

Sollten wir nun nicht alles daran setzen, „in der Güte Gottes zu bleiben, damit wir nicht abgehauen werden?" Sollten wir nicht unter der Erziehung dieser Güte stark werden an unserm inwendigen Menschen um andern zu helfen; und fähig zur Mitarbeit an den Werken, die darauf ausgehen, die Macht der Sünde in unserem Geschlecht zu vermindern?

Wie groß dies Arbeits- und Kampfesfeld ist, das wird nur solchen klar, die mit dem Sinn der Gerechtigkeit und zugleich mit einem Herzen voll Barmherzigkeit hineinschauen in unser Volk und in unsere Zeit. Die Arbeit ist groß und der Mitarbeiter sind niemals genug. Laßt uns Gott bitten, daß er Arbeiter sende und Streiter erwecke für sein Werk! Amen.

Die Stimme des Trostes.

Predigt am Totenfest 1902.

Kalt und grau hängt ein düsterer Himmel über der toten Erde. Alle Bilder der Hoffnung und der Freude sind dahin; kein beglückender Strom von Licht und Leben flutet da draußen mehr in unsere schwellenden Herzen. Bilder des Todes und der Vernichtung wecken Gefühle der Trauer: „Über der schweigenden, weiten Flur ruht, wie ein Schleier, des Herbstes Hauch. Totenstille! Ein Vogel nur klagt in dem welken Holunderstrauch. — Winterflocken durchrieseln die Luft, und sie legen sich sacht, so sacht über die Steine der Menschengruft, über der Gräser verblühende Pracht. — Und in der Sonne bleichem Strahl, der die welkende, braune Heide durchzieht, zittert's wie Sehnsucht und Todesqual, gleich einem Feuer, das sterbend verglüht, — das sterbend verglüht auf der weiten Heid' mit ihrer dorrenden Blüten Duft. Meine ganze Seele zittert vor Leid, es liegt so viel Sterben in der Luft. — Der tönende Nachtwind singt ein Lied; ein trauriges Lied! Ich kann es verstehn: von Sommerblumen, die längst verblüht, vom Scheiden und Nimmerwiedersehen." —

So grüßen Himmel und Erde uns im Trauerkleide an dem Tage, welcher dem Gedächtnis unserer Toten geweiht ist, und ihre Predigt der Vergänglichkeit weckt in uns den Schmerz und die Trauer, die von diesem Tage unzertrennlich sind.

Aber wenn wir auch weinen um das, was sterben muß, doch erhebt uns über die Klage und den bittern Todesschmerz die Zuversicht unseres Glaubens an Gott. Wohl stehen wir heute wieder trauernd an den Gräbern, und durch so manches Herz geht es wieder wie Schwertesschneide: „was dieses Jahr beschlossen, was Gott der Herr nur weiß, — die Tränen, die geflossen, die Wunden brennend heiß — warum es so viel Leiden, so wenig Glück nur gibt —, warum denn immer scheiden, wo man so sehr geliebt."

Aber wir verzagen nicht in solcher Trauer, denn über den Stätten des Todes redet die Stimme Gottes zu unsern Herzen noch

von etwas anderem, als von der Vergänglichkeit. Da hören wir es leise und doch vernehmlich an unsere Seele dringen: „Siehe wir preisen selig, die erduldet haben, denn ob der Leib gleich stirbt, doch wird die Seele leben."

Ich weiß es ja, liebe Gemeinde, so groß die Schar der Andächtigen ist, die heute sich hier mit uns versammelt, um Gottes Angesicht zu suchen: Jeder trägt das Bedürfnis im Herzen nach einem solchen Worte des Trostes, nach einem Zeugnis des ewigen Lebens. Und Gott hat ja in seinen Offenbarungen reichen Trost für uns alle bereit von den Gebeugten an, denen der Tod noch kürzlich frisch blutende Wunden schlug, bis zu denen hin, die zwar kein teures Leben beweinen, aber wohl wissen, daß die Macht des Todes ihnen und den Ihrigen täglich unsichtbar nahe ist. Wir hören die Stimme des Trostes in den Worten der Schrift, 2. Kor. 1, 3. 4:

> „Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unsrer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal mit dem Trost, mit welchem wir von Gott getröstet werden."

„Von Gott getröstet!" O, wenn das von hier mit uns ginge an die Gräber, meine andächtigen Freunde, und von den Gräbern in unsere Häuser, dann würden wir heute nicht nur Schmerzen erneuern, sondern uns den Segen zu eigen machen, welchen Gott uns auch durch Leid und Trauer zugedacht hat. Laßt uns versuchen, die göttliche Stimme des Trostes zu vernehmen als eine Stimme der Erinnerung und als eine Stimme der Hoffnung!

---

1. Laut und vernehmlich spricht am Totenfeste die Stimme der Erinnerung zu uns. Ist sie uns aber wirklich eine Stimme des Trostes? Wie kann die Erinnerung uns heute tröstlich sein? Redet sie doch gerade von dem bittern Scheiden, das der Tod in die Häuser getragen hat, wenn er als Sieger über das Leben seinen Einzug hielt. Erinnerung führt mit zwingender Gewalt die Gedanken zurück zu Schmerzenslagern und Todesseufzern,

in Stunden der Angst und des Ringens und des endlichen Niedersinkens vor der unfaßbaren, unbekannten Macht, die ein Stück des eigenen Lebens mitnimmt, wenn sie ein geliebtes Leben auslöscht.

Aber die Stimme der Erinnerung führt durch die Schmerzensstunden weiter zurück und redet mit freundlichem Troste zu den betrübten Herzen. Sie spricht von dem, was wir verloren, aber sie erinnert uns, daß wir es zum Segen und zur Freude so manches Jahr besessen haben. Sie spricht von großer, reicher Liebe, von Selbstverleugnung und Treue, die für uns Opfer gebracht hat, stille Opfer, die wir oft gar nicht sahen; von einem festen und reinen Vertrauen, das sich so selbstverständlich gab und dadurch so beschämend und stärkend zugleich war. Sie spricht von einer Gemeinschaft voller Freude und Segen, die einst unendlich schien, von gemeinsam empfundenem Glück und von gemeinsam getragener Last, von gemeinsamer Arbeit, aber auch von gemeinsam genossener Frucht des Schaffens; von gemeinsamer Not und Sorge, aber auch von gemeinsam erfahrener Hilfe. Die Erinnerung zeigt uns in verklärtem Lichte alles, was mit den geliebten Menschen einst unser war.

Aber die Erinnerung spricht von alledem nicht, als wenn es unwiederbringlich vergangen und verloren wäre und als wenn davon nichts mehr in unser jetziges Leben und in unsre Gegenwart hineinreichte.

Es gibt ein falsches Andenken an die Toten, und eine unfruchtbare Gedächtnisfeier der Entschlafenen, welche uns als Christen nicht geziemt. Ich meine nicht die tote, äußerliche Feier jenes nichtigen Totenkultus, der vor den Augen der Menschen eine Pietät zur Schau trägt, von der die Herzen nichts wissen; auch nicht das geschwätzige Rühmen der Toten, das so oft den Mangel wirklicher Liebe gut machen und das Gewissen beschwichtigen soll, wenn es uns an Gräbern ernst und eindringlich fragt, ob wir unsere Pflichten an den Lebenden erfüllt haben, solange sie bei uns waren, ob wir für Liebe und Vertrauen auch Liebe und Vertrauen gegeben haben. Nein, ich meine jenes Gedenken der Toten, das nur an den Verlust erinnert sein mag und an nichts anders, das nur die Bitterkeit des Todes wieder und wieder empfinden, und sich nicht trösten, nicht läutern, nicht emporziehen lassen will von den Armen der göttlichen Liebe. O, daß wir alle, auch die am tiefsten gebeugt sind vom Schmerz des Scheidens, die freundliche Stimme der Erinnerung

hören möchten, die uns zum Dank auffordert für alles Gute, das uns von unsern Toten kam.

Im Tode nur den Tod zu sehen, ist ein trauriges Vorrecht der Weltmenschen. Oder sterben wir hier nur, um beweint und beklagt zu werden? Wohl hat das Dichterwort recht: „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich, denn das Gemeine geht klanglos hinab in die Gruft", aber herrlicher und größer ist Christi Wort: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Wir sterben, um zu leben. Wie das persönliche Fortleben unserer Entschlafenen in Gott und bei Gott beschaffen ist, das ist unserem Wissen verborgen, und kein Grübeln wird es uns enthüllen. Hier kann nur die Zuversicht unseres Christenglaubens uns Gewißheit geben, daß sie durch den Tod zum Leben eingegangen sind:

„Am Grab ist alle Wissenschaft zu Ende,
Und stille wird's im kühnsten Forschergeiste:
In seine heil'gen Rechte tritt der Glaube."

Aber unsere Toten leben auch auf Erden fort. Oder haben sie hier umsonst gelebt? Gehörten sie zu den lebendig Toten, die nur sich selbst gelebt haben, und nur vergänglichen Besitz oder vergänglichen Genuß zum Inhalt ihres Lebens machten? Wenn ihr Tod für uns einen schmerzlichen Verlust bedeutet, hat dann nicht ihr Leben für uns einen Wert gehabt, den wir über Grab und Tod hinaus bewahren müssen? Haben sie nicht ein Lebenswerk, und sei es noch so klein, hinterlassen, das den Ihrigen wie eine Erbschaft zufällt, die nicht nur Segensgüter, sondern auch ernste Aufgaben in sich schließt?

Was jeder von uns für Dankopfer der Herzen auf den Grabhügeln der Entschlafenen niederzulegen hat, das ist stilles Geheimnis seines eigenen Innern, in kurze Worte können wir das hier nicht zusammenfassen, aber wir können uns alle in diesem Dankgefühl zusammenschließen, das heute neu in uns geweckt wird; und wir können und sollen allezeit durch Gesinnungen und Taten beweisen, daß unsere Toten in uns und mit uns fortleben.

Das alles sagt uns die Stimme der Erinnerung. Sie führt uns von den Gräbern und aus der Vergangenheit wieder ins gegen=

wärtige Leben hinein und läßt es uns fühlen, daß sie uns unsichtbar zur Seite wandeln, die wir beweinen. Müssen wir auch die irdische Gemeinschaft mit den Geliebten mit Schmerzen entbehren, die innere geistige Gemeinschaft mit den Verklärten kann uns der Tod nicht rauben, die wird in der liebenden Erinnerung nur fester und reiner. Wir fühlen den Segen ihrer Nähe bei all den Ereignissen und den Lebenserfahrungen, bei denen wir ihre Gegenwart gerade am schmerzlichsten entbehren müssen; da leitet uns unwillkürlich der Gedanke, daß wir in ihrem Sinne handeln und streben, wirken und dulden möchten, und es erfüllt sich an uns:

„Laß deine lieben Toten im Herzen auferstehn,
Sie sind dir nicht geschieden, gehst du auf Gottes Pfad,
Sie segnen dich hienieden für jede gute Tat.“

2. So kommt die Stimme des Trostes, mit welcher Gott uns tröstet, zu uns in der Erinnerung. Sie kommt aber auch zu uns als Stimme der Hoffnung.

Man wird freilich fragen, wie Hoffnung da trösten kann, wo alle Hoffnungen zuschanden geworden sind. Wer kann die Summe der getäuschten Hoffnungen zählen, welche mit den Toten in die Gräber versenkt wurden? Wenn liebliche und fröhliche Kindlein aus den Armen der Eltern genommen und in den Sarg gelegt werden, wird da nicht Freude und Glück und Hoffnung von der Gewalt des Todes grausam gestört?

Und wenn über die Jugend noch am Lebensmorgen sich die Nacht des Todes senkt; wenn der Bräutigam von der Seite der Braut, die treue Gattin aus dem Arm des Gatten, der rüstige Mann aus dem Kreis der Seinen und aus der Werkstatt seines Schaffens hinweggenommen wird, wieviel blühende Hoffnungen werden da zerstört und gebrochen!

Gewiß, meine Freunde, Hoffnungen wohl, aber die Hoffnung nicht. Die stirbt nicht mit dem Vergänglichen, weil sie unvergänglich und himmlisch ist. Wenn wir weinend unsere Kindlein zu Grabe bringen und klagend in die dunkle Gruft schauen, dann steigt die Hoffnung zu uns nieder und hebt die tränenschweren Blicke aufwärts. „O schönstes, liebstes Kind, fest hinuntergesperrt ins tiefe, dunkle Haus, ewig halte ich den Schlüssel deiner Hütte, und niemals, niemals tut er sie auf. — Da zog vor der jammern=

den Mutter die Tochter blühend und glänzend die Sterne hinan und rief herunter: Mutter, ich bin droben, nicht drunten"*).

Wenn wir sie zu Grabe geleiten, die in der Jugend Blüte uns entrissen werden, dann mag der Gram unsere Seele in Dunkel hüllen, das Licht der Christenhoffnung leuchtet auch über den frühen Gräbern, und die Stimme des Trostes spricht: „Was ich tue, das weiß du jetzt nicht, du wirst es aber hernachmals erfahren!" (Joh. 13, 7.)

Wenn wir hinsinken sehen, die noch im vollen Schaffen auf der Höhe des Lebens standen, treue Gefährten unseres Wirkens und Strebens, dann beugt sich unser Haupt unter dem Schmerz der Trennung und wir schämen uns der Tränen unserer Liebe nicht; aber wir mögen sie nicht selbstsüchtig festhalten, denen Gott ein früheres Ziel gesetzt als uns. „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, er hat als Mann gelebt und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen"**). Und wenn es ein Leben galt, das unserem Herzen so nahe stand, daß wir meinen, ohne dieses Leben sei auch unser Dasein haltlos, nutzlos und zwecklos auf Erden — die Liebe Gottes läßt uns nicht versinken in unserem Schmerz; sie tritt mit der Stimme der tröstenden Hoffnung zu den Betrübten und richtet sie auf, sie zeigt ihnen die Verklärten in höherem, reinerem Lebensglanz und knüpft die Geistesbande um so fester, wenn die leiblichen zerrissen sind; sie lehrt die Traurigen sprechen:

„Was wir bergen in den Särgen
Ist der Erde Kleid;
Was wir lieben, ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit."

Aber wer hört diese Stimmen des Trostes und der Hoffnung? Sie sprechen wohl überall zu den Gebeugten, aber werden sie von allen vernommen? Wer seines Gottes Stimme im Glück niemals hörte, wem Gottes Wort nicht das Licht des Lebens war und das Gesetz des Handelns in seinen glücklichen Tagen; wem die Stimme der Hoffnung und der gläubigen Zuversicht auf Gott nicht im Herzen

*) Jean Paul. **) Goethe über den Tod Schillers.

lebendig war, als die Sonne des hellen Tages ihn umleuchtete, wird er sie hören in den Stunden der Nacht und der Schmerzen?

O, daß wir die Stimmen Gottes früh und spät in unsere Seele klingen ließen! Daß wir sie hören lernten im Frühlingsrauschen wie im Herbstesbrausen; daß wir sie vernehmen möchten in den ernsten Pflichten, groß und klein, die uns das Leben bringt, und in den Segnungen allen, die uns Gott täglich so gnädig bereitet; dann würden wir stark sein am inwendigen Menschen, so stark, daß wir niemals ganz zusammenbrechen können. Dann würden wir jene Zuversicht in uns tragen, die auch im Angesicht des Todes standhält, jene Gewißheit des Glaubens, daß dem Tode wohl Macht gegeben ist über alles Fleisch, aber keine Macht über die besten Eigenschaften des Menschenherzens und über die edelsten Kräfte des Menschengeistes. Was die Liebe dann hergeben muß, wenn der Tod als Gottes Bote kommt um es zu fordern, das gibt sie, wenn auch mit heißen Tränen hin, aber was dem Tode nicht gehört, das hält sie fest für Zeit und Ewigkeit.

Meine andächtigen Zuhörer, die ihr den Raum der Kirche heute bis auf das letzte Plätzchen füllt, ihr seid alle hierhergekommen, um der Toten und des Todes zu gedenken. Die Stimmen der Erinnerung und der Hoffnung schlagen an unser Ohr als Stimmen göttlichen Trostes und göttlichen Lebens. Lassen wir sie *an unsere Herzen* schlagen! Sie kommen zu jedem von uns aus dem Worte des lebendigen Gottes. Wie verschieden unser Los sein mag, heute fühlen wir es besonders stark, daß wir *eines* Geschlechtes sind, alle ohne Ausnahme dem Tode verfallen, und nebst allen unseren Lieben mitten im Leben vom Tode umfangen. Wenn wir daran denken, dann wird auch denen, die auf keine frischen Gräber blicken, ernst und traurig zumute, und in manches Herz senken sich die Schauer der Todesfurcht. Das ist uns gewiß gut und heilsam, aber von dieser Stätte fortgehen wollen wir doch nicht unter der Herrschaft dieser Furcht.

Wie wir alle dem gleichen Todesgeschick unterworfen sind, und keine Kunst unser irdisches Leben retten kann vor seiner Macht, so haben wir in unserer Seele alle die gleiche Sehnsucht nach dem Leben, das Gott bereitet hat denen, die ihn suchen und lieben. Die Stimme dieser Sehnsucht in uns ist die Stimme der Wahrheit, die Stimme der Hoffnung:

„Sie ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne von Toren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht
Das täuschet die hoffende Seele nicht."

Denn eine andere Stimme bestätigt es uns, die nicht von innen heraus, sondern von oben her zu uns spricht, die Stimme des Trostes von Gott und dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, dem Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes.

Aus der Todesfurcht wie aus aller Trauer und allem Schmerz kann uns allesamt nur eines retten: das ist die Zuversicht unserer Hoffnung auf den lebendigen Gott.

Er ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen, und wie er durch Christus das Leben kund getan hat seinen Menschenkindern, so läßt er auch uns durch Christus verkündigen die frohe Botschaft des ewigen Lebens. Die schweigt nicht in den Stunden der Todesnot, schweigt nicht an den Sterbebetten, schweigt nicht an den Gräbern. Gerade da spricht sie so laut und eindringlich, daß es alle hören können: Fürchtet euch nicht! Glaubet nur! — Der Tod hat nur Macht über das, was Gott ihm übergeben hat; über alles, was aus Gott geboren ist, hat er keine Gewalt.

Mit dem Trost dieser Zuversicht wollen wir von hinnen gehen. Mit ihr wollen wir unsere Trauer verklären, und unser ferneres Leben in den Dienst des Herrn stellen. Wir wollen uns immer mehr hineinziehen lassen in den Strom der Gottesliebe und des ewigen Lebens, ob wir es vielleicht auch erkennen und erfahren mögen, was ein frommer Mann in die Worte gefaßt hat:

„Es gehen frohe Lebensboten
Von einem zu dem anderen Land,
Wir aber reden noch von Toten
In unserm ird'schen Unverstand;
Und fühlen nicht in Leid und Grämen,
Daß nur die Kette hier zerreißt,
Indes in ungemess'nen Strömen
Ein Dasein in das andere fleußt." Amen.

Memento mori, memento vivere!

Predigt am Totenfest 1903.

Es sahen wohl schon manche von uns, liebe Gemeinde, das schöne Bild, das unter dem Namen: „Der Zug des Todes"*) bekannt ist.

Über eine düstere, graue Heide hin zieht unter trübem Himmel ein schier unabsehbarer Menschenzug. Da sind alle Stände und alle Lebensalter vertreten, da wandern Alte und Junge, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe still und stumm neben- und hintereinander ihre Straße. Und vorne schreitet in Totenhemd und Mantel der Tod und schwingt in der Knochenhand eine kleine Glocke, die unerbittlich alle herbeiruft, welche ihm jetzt verfallen sind. Folgen muß ihm auch der junge, blühende Kriegsmann, der rechts am Wege unter dem Kruzifix von einem weinenden Mädchen Abschied nimmt, wie die zwei lieblichen Kinder, die mit Totenkränzen im Haar dicht vor dem Knochenmann herziehen, während das abgehärmte graue Weib von links her vergeblich die dürren Hände ausstreckt mit flehender Gebärde: Nimm mich mit!

Man kann an diesem Bilde nicht vorübergehen, ohne tief innerlich ergriffen zu werden von der gewaltigen Wahrheit, die darin veranschaulicht ist. Ja, so schreitet dieser mächtigste von allen Herrschern tagtäglich über die Erde und ruft zusammen, die heute sterben müssen.

Und wenn wir in dies knöcherne Antlitz ohne Fleisch und Blut hineinschauen, dann spricht's aus dem Bilde heraus zu unserer Seele: „Kannst sehen du und schweigen, so will ich flugs dir zeigen gar einen langen Reigen. Schau, wie sie friedlich wandern, stört keiner mehr den andern. — Schau! keines mir zu jung ist, und keines alt genung ist, ob es in Not, in Prunk ist. Gezeugt ward Lieb und Leiden, Gewalt und Glück zum Scheiden. — Horch auf! horch auf beizeiten! Daß du vernimmst mein Läuten. Ade dann

---

*) Von Gustav Spangenberg, in der National-Galerie in Berlin.

Leid und Freuden! Laß, was du liebst, was dein ist, wie bald was dein war, mein ist!" *)

Unter dem Eindruck jenes Bildes und dieser Verse wollen wir uns nun in das Licht der Lebensworte stellen, die aus der heiligen Schrift zu uns reden. Wir hören die ernste und fromme Bitte des Psalmisten und machen sie zu unserer eigenen Bitte, Psalm 39, 5—8:

> „Aber Herr, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. Siehe meine Tage sind eine Hand breit bei dir und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben. Sie gehen daher wie ein Schemen, und machen sich viel vergebliche Unruhe, sie sammeln und wissen nicht, wer es kriegen wird. — Nun, Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich!" —

Wir gedenken heute unserer Entschlafenen. Und wenn wir an ihre Gräber treten, dann fühlen wir deutlich, wie recht das Psalmwort hat, wenn es von der Flüchtigkeit des Erdenlebens spricht. Das ist für uns ein ernstes Memento mori: Gedenkt an euren Tod! — Weil wir aber an unseren Tod nur dann recht denken können, wenn wir dadurch gemahnt werden recht zu leben, so ruft unsere Totenfeier uns ein ebenso ernstes Memento vivere zu: Denkt an das Leben!

Beides laßt uns jetzt miteinander in andächtigen Herzen vor Gott erwägen.

Gott lehrt uns, daß wir sterben müssen, damit wir leben lernen. An Tagen, wie der heutige, erinnert uns alles, daß wir sterben müssen; aber auch im täglichen Leben zwingt uns so manchesmal der Tod an ihn und seine Macht zu denken. Jeder Tote, den wir hinaustragen, Kind oder Greis, erinnert uns an unseres Lebens Vergänglichkeit. Die fliehenden Monate und die eilenden Jahre, deren jetzt wieder eins mit schnellen Schritten zu Ende geht, graben

*) Die Verse sind aus einem Melodram meines lieben Freundes Dr. Emil Jacobsen.

ihre Zeichen in unsere menschliche Gestalt und mahnen uns, „daß unser Leben ein Ziel hat und wir davon müssen".

Ja, wir lernen es alle einmal, daß wir sterben müssen, aber bedenken wir es auch und bedenken wir es recht?

Rechtes Bedenken des Todes muß zuerst rechtes Verständnis des Lebens bewirken. Das Bild des Todes „weist uns ins Leben zurück und lehrt uns handeln".

Das ist eine alte Weisheit, welche schon im Heidentum Geltung hatte; und niemand wird dem Satze widersprechen, daß man das Leben benutzen soll, weil es kurz ist. Wir sehen ja auch, daß die einen es benutzen, um es möglichst zu genießen, die andern, um sich Schätze zu sammeln, wieder andere, um sich durch fromme Werke einen vermeintlichen Lohn im Himmel zu sichern, kurz, jeder nach seiner besondern Lebensanschauung und Gesinnung.

Auch der Christ läßt sich von dem Todesgedanken mahnen, sein kurzes Leben zu gebrauchen. In unsern Christenglauben ist tief und unverlierbar eingeschlossen das Bewußtsein unserer Verantwortung vor Gott. Das ist die sittliche Grundlage des Menschenlebens. Darum heißt für uns: Bedenken, daß wir sterben müssen, zuerst und vor allem: Bedenken, daß wir dies Erdenleben unserm Gott und Schöpfer schuldig sind, der es uns gibt und läßt. Aus dieser Stimmung heraus sprechen wir mit Jesus: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann" (Joh. 9, 4).

Es ist etwas Großes, meine Freunde, wenn ein Mensch diese Lebenstheorie des Christentums sich zu eigen gemacht hat. Er steht dann auf festem Grund und Boden und gleicht nicht den Leuten, die von jedem Wind der eigenen Laune oder der fremden Meinung sich treiben lassen; oder jenen, deren Erdendasein nicht viel mehr ist als ein zielloses Hin und Her, ein fortwährendes Versuchen und Aufgeben, ein großes, trauriges Zeitvergeuden.

Freilich, auch die christliche Lebenstheorie wird nicht so leicht und einfach in die Praxis umgesetzt, wie unser Herz sich wohl einbilden mag. Das ist unseres Erdenlebens Gestalt nicht, daß wir einfach und ohne Hindernis ein fertiges Lebensprogramm herunterleben könnten nach Belieben und Wohlgefallen.

Wir sind mit unsern christlichen Lebensgrundsätzen in eine Welt hineingestellt, welche ihnen durchaus nicht überall zustimmt,

sie müssen kämpfend behauptet, kämpfend zur Geltung gebracht werden. Da gibt es Wunden, welche bitter schmerzen, Wunden der Enttäuschung und der Verkennung, Niederlagen des selbstgewissen, sichern Sinnes, welcher meinte, alles leicht hinausführen zu können. Da erfahren wir es an uns selbst, wie nichtig wir Menschen sind, ob wir auch noch so sicher waren. Auch wir machen uns „viel vergebliche Unruhe“, ehe wir zur Ruhe und zum Frieden eines festen Herzens kommen.

Viel vergebliche Unruhe! Ja, damit spricht unser Text es aus, wodurch unser Leben und der rechte Fortschritt unseres Werkes so gehemmt wird. Daß unser Erdenleben voll Unruhe ist, versteht sich für den tätigen, schaffenden Menschen von selbst. „Unsere Zeit in Unruhe.“ Das ist ein treffendes und bezeichnendes Wort, aber zu der natürlichen, selbstverständlichen und so heilsamen Unruhe, in die wir hinein müssen und sollen, — welch eine Menge vergeblicher, Zeit und Kraft unnütz verzehrender Unruhe füllt unser Leben aus! Wie viel Nichtiges und Kleinliches stört so oft den Frieden eines Hauses, das Einvernehmen von Mitarbeitern an einem notwendigen Werke, den Einklang der Herzen, die aufeinander angewiesen sind!

„Sie machen sich viel vergebliche Unruhe!“ Das gilt von uns allen, wenn wir uns selbst und andern das Leben schwer machen durch alle die Fehler und Sünden, die aus unserem ungeläuterten Charakter und aus unserem ungezügelten Temperament hervorgehen. Und wenn es noch dabei bliebe, daß jeder sich selber solche Unruhe machte, aber einer trägt sie dem andern in seine Lebensarbeit hinein. — Viel vergebliche Unruhe: das ist darum immer noch das Kennzeichen so manches Menschenlebens und so manches Menschenwerkes.

Es scheint freilich Glückliche zu geben, auf die das alles nicht zutrifft; und der blühenden Jugend zumal will es nicht einleuchten, daß sie den Weg zur Wahrheit und zur Tugend und zum Glück nicht sollte im Sturmschritt vorwärtseilen und alle Hindernisse spielend überwinden können. Wir sehen ja auch wirklich manchen scheinbar leicht und schnell zu lichter Höhe emporsteigen. Aber auch dem Erfolgreichsten bleibt die Lehre nicht erspart, daß unser Leben ein Weg zum Grabe ist. Auch dem Glücklichsten, wenn er sein Glück nicht selbst zerstören will, bleibt nichts übrig als darum zu kämpfen

und zu lernen, daß sein Leben ein Ziel hat und er davon muß. Das klingt auch aus den Erfahrungen der Glückskinder heraus, wenn sie einmal ihr Leben ernstlich bedenken.

Da hören wir dann die ergreifenden Töne eines leisen Schmerzes überall durch die Freudenklänge des Lebens hindurch:

„Es blühte die Welt, und mein Herz blühte mit,
Der Frühling führte den Reigen;
Er zog übers Feld, und mein Herz zog mit,
Tat alles vor ihnen sich neigen.
Der Erde Rund wie ein Garten lag
Vor mir in duftigem Weben: —
Immer klarer die Nacht, immer heller der Tag,
Immer reicher und bunter das Leben!"

„Noch glühet die Welt, und mein Herz glühet mit,
Doch hält sie der Sommer umfangen.
Geschnitten das Feld, — und so mancher Schnitt
Ist mitten durchs Herz gegangen!
Noch ruft mich die Liebe zu Freuden wach,
Doch faßt mich mitunter ein Beben: —
Immer kühler die Nacht, immer heißer der Tag,
Immer ernster und stiller das Leben!"

Was wird der Dichter zu sagen haben, wenn die Tage des welkenden Herbstes sich nähern, und endlich wenn die starre Kälte des Winters über ihn kommt?

Ja, Gott lehrt uns, daß wir sterben müssen. Wir lernen es alle. O, daß wir denn auch lernten unser flüchtiges Leben mit einem Inhalt zu erfüllen, der unvergänglich ist. Daß wir lernten, es anzuknüpfen an das Leben und die Liebe Gottes, welche bleiben von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Soll der Gedanke an den Tod und an die Flüchtigkeit alles irdischen Glücks seine Schrecken verlieren, die er für unser natürliches Empfinden nun einmal hat, dann müssen wir etwas kennen und haben, das uns darüber hinaushebt. „Nun Herr, wes soll ich mich trösten?" fragt unser Psalm, und gibt die gewisse Antwort: „Ich hoffe auf dich!" In diesen schlichten Worten liegt nicht ein hilfloser und schwächlicher Verlaß auf irgendeine höhere Gewalt,

sondern die gewisse Zuversicht, welche einer unserer Könige beim Gedanken an Leben und Tod in die Worte gefaßt hat: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“ So spricht christliche Lebensweisheit.

Unsere Hoffnung; ja, das ist es, was unsere Seele an Gott und an die Ewigkeit bindet. Die kann sich freilich nicht auf bloße Erfahrungen des natürlichen Daseins berufen, nicht auf Beweise des Verstandes und des Wissens, sondern nur auf die Offenbarung des lebendigen Gottes, die zu unserer Seele redet aus seinem ewigen Wort.

Wie schön ist es, daß wir als Christen solche Offenbarung haben und anschauen dürfen in der Lebensfülle, welche in Christus war und von ihm ausgeht! Wenn wir einen Paulus, nachdem er durch Christus und in Christus das ewige Leben gefunden und sich zu eigen gemacht hat, ausrufen hören: „Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird,“ so will uns das leicht als ein übertriebener Ausdruck jener Sehnsucht erscheinen, die sich von der Erde fortsehnt. Wenn wir aber bedenken und anschauen, wie stark diese Hoffnung ihn machte, wie geschickt zum irdischen Werke, wie freudig zu aller Arbeit, wie unermüdlich im Kampf, wie gelassen im Leiden, dann stehen wir bewundernd vor dem großen Christenbekenntnis, mit welchem er fortfährt: „Wir rühmen uns auch der Trübsal, denn wir wissen, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber bringt Bewährung, Bewährung aber bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zuschanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.“ (Röm. 5, 2—5.)

Ja, meine Freunde, wenn wir so sprechen könnten! Dann wären wir geborgen. Dann würde die Hoffnung des ewigen Lebens, gegründet auf die Liebe Gottes, die wir geglaubet und erkannt haben, uns hindurchführen durch die lange Todesallee, die wir unser Erdenleben nennen, und an deren Ende unser Grabhügel deutlich vor unseren Blicken liegt. Und dieselbe Hoffnung würde uns über diesen Hügel hinausweisen in ungemessene Ferne, und was wir da schauen, ist keine Nacht, sondern ein Sonnentag voll Licht und Leben.

Sollten wir den Keim dieses Lebens, den Gott in uns alle als einen Ewigkeitskeim hineingepflanzt hat, nun nicht pflegen und ent-

falten, damit in uns etwas emporwächst, das ewig bleibt? Sollten wir unserem Leben nicht eine Gestalt zu geben mit allen Kräften bemüht sein, die mit dem Erdenkleide nicht in Staub zerfällt? Eine Gestalt, die aufgenommen werden kann in die ewige Gemeinschaft Gottes?

O Freunde, wenn der Todesgedanke uns heilsam sein soll, dann muß er dazu uns antreiben. Nicht zu unfruchtbaren Grübeleien über die Form und Gestalt des künftigen Daseins. Die hat uns Gott verborgen, und es ist vorwitzige und eitle Neugier, darüber etwas ermitteln zu wollen. Man kann von all diesen Versuchen sagen: Sie machen viel vergebliche Unruhe und lenken den Sinn von dem einen Notwendigen ab, wozu der Heiland selbst uns berufen hat, nämlich hier in der Welt und in diesem gegenwärtigen Leben die ewige Welt und die Kräfte des ewigen Lebens im eigenen Innern und in der menschlichen Gemeinschaft zu bauen und zu pflegen.

Es ist Totenfest, meine Freunde. Alljährlich füllen sich die Reihen der Gräber auf unseren Friedhöfen, und es werden ihrer immer mehr, darin Menschen schlafen, mit denen uns herzliche Gemeinschaft und treue Liebe verband. Durch die Reihen dieser Gräber hinschreitend und an den teuersten verweilend, was bewegt unsere Seele?

Das alte Lied vom Sterben zieht durch die Lüfte und über die Hügel hin, auf denen Gras und Blumen verwelkt sind:

„Alles stirbt, das Ird'sche findet
In dem Irdischen sein Grab.
Alle Lust der Welt verschwindet
Und das Herz stirbt selbst ihr ab.
Ird'sches Wesen muß verwesen,
Ird'sche Flamme muß verglühn,
Ird'sche Fessel muß sich lösen,
Ird'sche Blüte muß verblühn."

Aber unsere Blicke bleiben nicht am Staube haften, sondern wir schauen empor. Waren denn jene, die wir liebten, nichts als Staub? Haben wir in ihnen nichts gespürt von einem Verlangen nach reinerem Licht und höherem Gottesfrieden, als die Welt geben kann, nichts von jenem Zug nach oben, zur Heimat, zur Gottes-

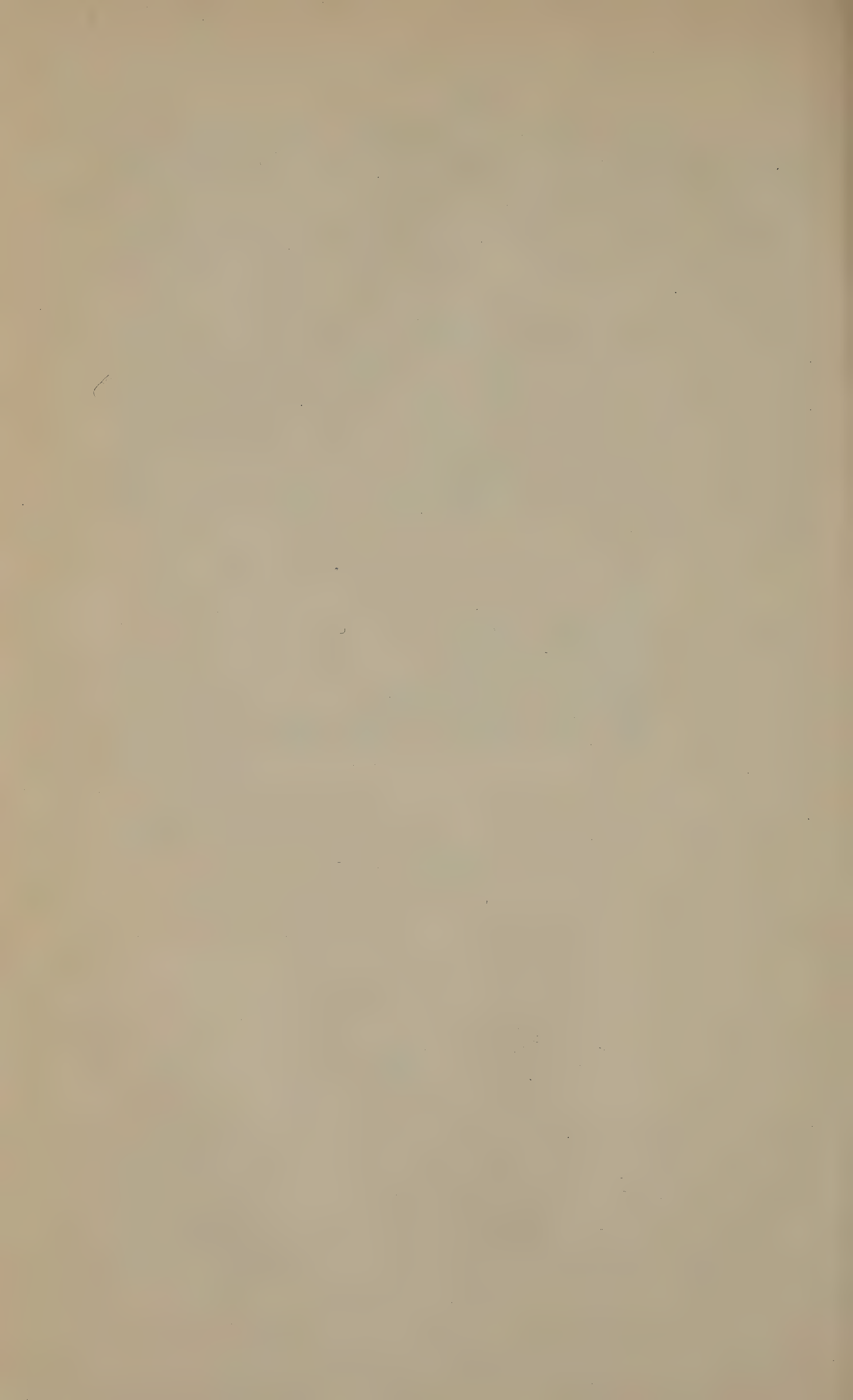
nähe? Und haben sie gar keine Himmelskräfte in sich getragen, die das Herz reich und das Leben gesegnet machen, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung?

Wenn sie aber an dem allen Anteil gehabt haben, dann haben sie Unvergängliches besessen, und kein Tod kann ihnen und uns das rauben.

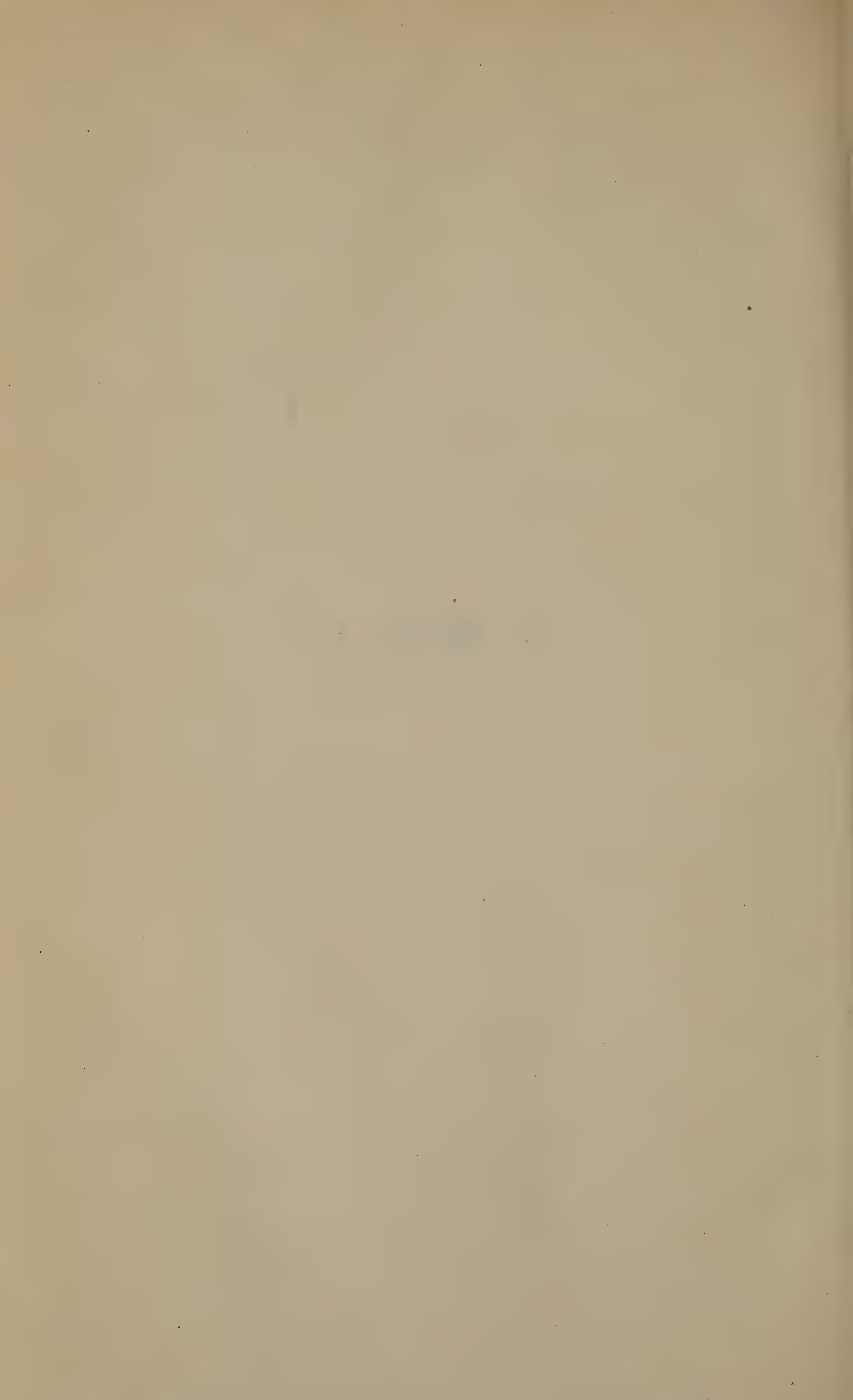
Darum ihr Traurigen, seid getrost und fürchtet euch nicht! Was dem Tode gehört, können wir nicht festhalten, aber „der dem Tode die Macht genommen hat, und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht", der wandelt vor uns und mit uns auf der Straße, die aus der Zeit hinüberführt in die Ewigkeit. Auf dieser Straße wollen wir weiterziehen und unter Freude und Arbeit, unter Kampf und Mühe, unter Leid und Todesnot das Pilgerlied im Herzen tragen:

„Ein Tag der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur lichten Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit."

Amen.



II. Reden.



Rede am Sarge des Herrn Dr. Wilhelm Mannhardt,

geb. den 26. März 1831, gest. den 25. Dezember 1880.

Andächtige Trauerversammlung!
Teure und geliebte Leidtragende!

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, an diesem Sarge Worte zu finden für die Fülle der Empfindungen, welche unser Innerstes bewegen und erschüttern. Nicht Worte, sondern nur Tränen können den Schmerz um den Hingeschiedenen bezeugen, und wer möchte sich ihrer schämen; es sind ja geweihte Tränen.

Sollen wir aber dennoch versuchen zu reden von diesem Toten und an diesem Sarge, so seien es Lebensworte der heiligen Schrift, an denen wir uns aufzurichten suchen, Lebensworte aus dem Munde des Herrn, an dessen fröhlichem, seligem Geburtsfeste der Entschlafene so plötzlich dahingerafft wurde. — Zwei solcher Worte möchte ich wählen: Ein schönes Wort ernsten Auftrages an die Seinigen hören wir aus dem Munde Jesu, wenn er spricht: Ich habe euch gesetzet, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe. (Joh. 15, 16.)

Wer ist es, Freunde, der in diesem Sarge schlummert; was war er, den wir beweinen? Lasset uns zuerst nur antworten: Er war ein Mensch!

Fast fünfzig Jahre hindurch hat er die ganze Hinfälligkeit, die ganze Gebrechlichkeit unseres Geschlechtes an seinem Körper zur Schau getragen. — Ein Kind der Sorge war er von frühester Jugend an, der liebenden Sorge für die Elternherzen, welche kaum zu hoffen wagten, daß er die ersten Jahre der Kindheit überleben würde; und ein Kind der Sorge ist er ja auch geblieben bis in seine letzten Lebensjahre, wo ihm treue Schwesterliebe die heimgegangene teure Mutter ersetzen mußte. —

Er war nur ein Mensch! und dieser Gedanke, der ihn stets begleitete, der sich nicht nur durch die Schwachheit seines Körpers, sondern der sich ihm, dem Jünger der ernsten Wissenschaft, auch durch die klare Erkenntnis der Grenzen und Schranken mensch-

lichen Könnens und Wissens immer wieder einprägte: dieser Gedanke, daß alles Menschliche Stückwerk sei, beugte ihm das Haupt und gab ihm jene wahre und echte Demut vor Gott, die so selten unter den Menschen gefunden wird. — Ja, er war arm und schwach, denn er war ein Mensch!

Aber, Freunde, er war doch ein Mensch! Dieser selbige Gedanke, der auf der einen Seite ihm die fromme Demut vor Gott gab, der hob ihm auf der andern Seite das Haupt kräftig empor und gab ihm den freudigen Mut zum Schaffen und zur Tat.

Wenn ihm der unerforschliche Ratschluß göttlicher Weisheit einen starken Arm und die Kraft gesunder Glieder versagte, so gab sie ihm dafür Geschenke höherer Art, die ihn unendlich reich machten in seiner Armut und stark in seiner Schwachheit. In dieser kleinen, schwachen, gebrechlichen Hülle wohnte eine große starke Seele und ein starker männlicher Geist.

Es sei fern von uns, zu rühmen als sein Verdienst, was er selber sich nicht geben konnte; hier handeln wir nur in seinem Sinne, wenn wir Dank sagen der Gnade Gottes, die es ihm geschenkt. — Das aber dürfen wir sagen und wollen es frei bekennen: Er hat nicht im Schweißtuche vergraben die herrlichen Pfunde, die ihm Gott gegeben, er hat erfüllt den auch an ihn gerichteten Auftrag, hinzugehen und Früchte zu bringen, die da bleiben.

Ja, er war ein Mensch und trug in sich das über alle Schranken und über alle Schwachheit erhebende Gefühl der wahren Menschenwürde, welche er einzig und allein in der göttlichen Herkunft und den göttlichen Zielen des Menschengeschlechts und in dem Streben jedes einzelnen nach Gottesgemeinschaft suchte. So wurde sein ganzes Leben auf Erden zu einem Ringen nach Vollendung. Aber wie weit war dieses Ringen entfernt von Ehrgeiz! — Nicht Ehre, nicht Ruhm hieß der leuchtende Stern, der ihn leitete, sondern Wahrheit, göttliche Wahrheit. Und für dieses sein Ziel suchte er, wo er nur konnte, auch andere zu begeistern. So schrieb er vor wenigen Jahren einem jungen Freunde bei dessen Abgang zur Universität die Dichterworte ins Stammbuch:

„Nach Wahrheit ringt in Furcht und Schmerz
Dein Geist, in Blindheit noch gebunden;
Belüge nie dein eignes Herz.
So hast die Wahrheit du gefunden.“ —

Und fügte dann selbst hinzu: „Laß es deine ernste und heiligste Pflicht sein, die Wahrheit ohne alle Nebenzwecke um ihrer selbst willen zu suchen und die Erkenntnis nimmer zu scheuen, ob sie auch schmerzhaft sei. Wohl gibt es eine ewige, feststehende Wahrheit, sie ruht verborgen in Gott, wir Menschen aber sehen sie nur zu tausend Strahlen gebrochen, ein jeder anders in trübem Spiegel. — Ringen sollst du, die ganze Wahrheit zu finden, und wenn es dann der Natur menschlicher Dinge gemäß immer nur Stückwerk bleibt, was du erringst, wenn es nur Wahrheiten sind, welche du als Gewinn davonträgst, halte fest an dem, was du als wahr erkannt hast, verkaufe die Wahrheit nimmer um Gewinn, Ehre oder Herrschaft; dränge den Unwissenden nicht auf, was sie nicht verstehen, fordere nicht mutwillig das „Kreuzige" heraus, aber mutig bekenne, wo es dein Beruf ist, wo du wahrhaft helfen und fördern kannst. — Dann, nur dann, gibt dein Gewissen dir Ruhe und innere Freudigkeit, dann bist du Gottes Freund!" — Wie diese Worte so recht die Triebfedern seines eigensten Strebens darstellen, so ist er hingegangen und hat Früchte gebracht, die da bleiben. —

Es wird auf Erden viel gerungen und gearbeitet, gelaufen und geschafft, aber wie viele von allen denen, die da hingehen und Früchte bringen, können wohl sagen, daß ihre Früchte bleiben werden? Wir stehen an so manchem Sarge, wir schauen so häufig zurück auf ein nun vollendet vor uns liegendes Leben, o saget, Freunde, wie häufig kommt es denn vor, daß wir dieses Lebens Früchte suchend, etwas anderes finden, als vergängliche irdische Güter? Mancher, der da säet und erntet und sich mühet und quält, bringet doch nur ganz vergängliche Frucht.

Wer jedoch mit Verachtung irdischen Ruhmes und irdischer Güter nur großen, ewigen Zielen nachjagt, der muß es sich gefallen lassen, daß man sein Streben und seine Ziele verkennt und mißachtet.

Dieser nun in Frieden ruhende Kämpfer suchte niemals die Anerkennung der Welt; ungesucht hat er gefunden und wird er finden die Anerkennung der wenigen, die sein Streben und Wirken ganz verstehen können.

Er war ein Mensch! und weil er in sich selber das Bewußtsein von der großen Herkunft und Bestimmung der Menschen trug, darum sah er auch in allen anderen die Züge des Gottesebenbildes, und so glaubte er an die Menschen und so liebte er die Menschen. —

Vorerst die Seinigen! Er war ein Sohn, der mit unendlicher Liebe an seiner schon vor sieben Jahren ihm vorangegangenen Mutter hing, dem bis ans Ende das greise Haupt des mit ihm so eng verbundenen, teuren Vaters über alles heilig und ehrwürdig war. Er war ein Bruder, der mit aufopfernder Liebe seinen Geschwistern entgegenkam und im Verkehr mit ihnen keinen höheren Genuß kannte, als ihr Leben zu schmücken und mit schönem, edlem Inhalt zu bereichern. Und wer unter allen, die hier versammelt sind, sollte mich nicht verstehen, wenn ich sage: Er war ein Freund, bereit mit Rat und Tat zu helfen, wo er irgend konnte, bereit seine Kräfte jedem zu leihen, den er damit zu seinem wahren Besten fördern konnte. — Wie könnte ich es übergehen in diesem Gotteshause, daß er dir vor allen so gerne Zeit und Kraft widmete, Gemeinde des Herrn, der er ja angehörte und mit der er sich so innig verbunden fühlte; wie er an dieser selbigen Stelle, wo er nun auf der Bahre ruht, häufig zu dir gesprochen; wie er mit dir lebte und fühlte und arbeitete und für jedes deiner Mitglieder lebhaftes Interesse hegte. Und wie im engeren Kreise so hatte er auch im weiteren keinen Feind; und was ist es wohl anders, was diese große Schar von Teilnehmenden hier vereinigt, als die Freundschaft und Liebe und Verehrung, die man nicht seinen hohen Geistesgaben, sondern den herrlichen Eigenschaften seines edlen Herzens entgegenbrachte?

Und wenn wir jetzt an seinem Sarge fragen nach den Früchten seines Lebens: O, Freunde, mit Händen werden wir sie nicht greifen und mit Augen nicht sehen, aber sie sind da und bleiben. Nicht will ich hier besonders hinweisen auf die Früchte seiner wissenschaftlichen Arbeit. Ich lebe der Überzeugung, daß sie größer sind, als seine eigene Bescheidenheit es wissen wollte und diese Früchte sind bleibende.

Aber diese Seite seiner Tätigkeit ist ja nur wenigen recht verständlich. Darum will ich vielmehr reden und zeugen davon, daß er viele herrliche Samenkörner ausgestreut hat in andere Herzen, die da aufgingen und bleibende Früchte tragen, Früchte seines Lebens und seiner Arbeit; davon will ich reden und zeugen, und es werden viele mit mir einstimmen, wie er durch Wort und Beispiel in anderen die heilige Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit zu wecken und zu nähren wußte. Wie er ganz unbewußt manchem selbst ein leuchtendes Beispiel reiner menschlicher Tugenden geworden ist. Ja, Freunde, wir dürfen reden und be-

zeugen über diesen Toten, soweit es Menschenrecht ist: Sein Leben hat reiche Früchte getragen, Früchte, die da bleiben. — Darum lasset uns aber auch nicht fortgehen von diesem Sarge, nicht Abschied nehmen von diesem Entschlafenen ohne zu hören auf die Worte, welche dieser Sarg uns für unser ferneres Leben zuruft, wie ja jeder Sarg und jedes Grab uns in ihrer Art eine Predigt sind. — Denn dieser rufet uns zu insonderheit: Gehet hin und bringet Früchte, die da bleiben! Gehet hin und würdiget einer des anderen Arbeit, damit das Verständnis für das, was euch verbinden soll, nicht verloren geht und keiner sich überhebt über den anderen. Gehet hin und lernet die Demut gegen Gott und die wahre Erhebung zu Gott, lernet, daß ihr Menschen seid, das ist Staub vom Staube, und daß ihr Menschen sein sollt, das ist Gotteskinder! Euch aber, die ihr als die nächsten Angehörigen trauernd diesen Sarg umstehet, und in dem Vollendeten den Sohn und Bruder beweinet, dessen Tod die zartesten Bande so jäh zerrissen hat, euch möchte ich das erhebende Verheißungswort des Herrn zurufen an diesem Sarge: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! (Matth. 5, 8.) Wir sind gewiß, daß solche Verheißung sich erfüllt an ihm, dessen unsterblicher Teil jetzt ledig aller Erdenschranken sich frei emporschwingt zu Gott, den er gesucht hat sein Leben lang.

Euer gottergebener Glaube sieht in verklärtem Licht ihn vereinigt mit der unvergeßlichen, von ihm so hoch verehrten Mutter. Und weil ihr es wisset, daß er reinen Herzens lebte und strebte und daß es der reine Drang seines Herzens und das höchste Ziel seines Lebens war, Gott zu schauen wie er ist, so sei jene herrliche Verheißung eures Glaubens feste Stütze.

Er ruht nun unter Blumen und Palmen und Lorbeeren gebettet, die so sinnig bezeugen, wie viel Liebe er sich erworben hat; und wie euer Herz sich erquickt und gehoben fühlt in seinem Schmerz durch die Zeichen solcher Liebe für den Verstorbenen und solcher Teilnahme an eurer Trauer, so fühlt es sich auch erquickt und erhoben durch den schönen Gedanken, daß er nicht gestorben ist, sondern der bessere Teil von ihm fortlebt, über welchen der Tod keine Macht hat.

Und besonders im engsten Kreise lebt er fort in euch und mit euch, segnend euer Tun und Lassen, teilend euren Schmerz und eure Freude.

„Was die Weihnachtsglocken läuten!“ So hieß das schöne Lied, an welchem er noch ohne Ahnung seines nahen Todes in der letzten Stunde sich mit uns erbaute. Und wenn dort der Dichter schließt mit den Worten:

„Die Stimme versagt mir,
Ich kann es nicht deuten,
Was all' in der Weihnacht
Die Glocken uns läuten,“

so geben wir ihm recht für jetzt und immerdar, aber etwas werden wir in Zukunft neben vielem anderen aus den Stimmen der Weihnachtsglocken wohl zu deuten verstehen: Sie werden uns die Erinnerung zuläuten von dem friedlichen Heimgang dieses Gerechten.

Er ist am Ziel, wir wandern weiter, aber wie schön ist der Glaube, daß ein solcher uns zuwinkt von den ewigen Hütten, einst hinzuscheiden wie er zu neuem, schönerem Tagewerk. Amen!

Zu dir, aber, o Vater, erheben wir Herzen und Hände, und kommen nur mit Danken vor dein Angesicht. O gib, daß wir danken können, danken für die herrlichen Schätze, die du diesem Entschlafenen mit ins Leben gabst, so daß er sich erhoben fühlte über alles, was er entbehren mußte; danken für jede Wohltat, die du ihm erzeigt, mit der du ihn reich gemacht vor vielen, die noch schwerer tragen, denn er; danken aber auch, daß du ihn uns trotz seiner Schwachheit so lange geschenkt und durch ihn uns reich gemacht hast. Danken laß uns endlich auch dafür, daß du ihn heimgerufen hast durch einen sanften Tod.

Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Du hast ihn gerufen! Und ob unsere Tränen fließen und unser Herz erzittert unter dem Weh der Trennung, wir halten ihn nicht, wir sprechen: Dein Wille geschehe! Du gibst ihm nun bei dir den Frieden, den die Welt nicht gibt und erfüllst an ihm deine Verheißungen: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. — Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. — Er hat gelebt und gelitten, er hat gekämpft und gesiegt. So gib auch uns einst am Ziele Sieg im Kampf und führe uns selber an deiner Hand heim zu deiner ewigen Ruhe. Amen.

Trauerfeier für Herrn Karl Heinrich Zimmermann*), Vorsteher der Danziger Mennoniten-Gemeinde.

1. Im Sterbehause am Abend des 12. April 1897.

Teure Leidtragende!

Wie oft haben wir uns in diesen Räumen um den geliebten Mann versammelt, dessen sterbliche Hülle nun still und kalt in diesem Sarge ruht. Wohl haben wir seit Jahren, da sein Alter zunahm, uns sagen müssen, daß diese Scheidestunde näher und näher rücke, wohl haben wir seit zwei Monaten gewußt, daß sie ganz nahe bevorstehe, und doch verliert sie dadurch nichts von ihrer wehmütigen Trauer. Denn gerade an den Särgen der Menschen, deren Gemeinschaft uns so manches Jahr segnend erquickt hat, fühlen wir, auch wenn sie in hohem Alter sterben, am tiefsten und schmerzlichsten das unerbittliche Gesetz der Vergänglichkeit.

So ist auch er nun dahin, und was er uns gewesen ist, das kann uns niemand in dem vollen gleichen Sinne wieder sein; wir haben ihn hier leiblich verloren und müssen uns mit Schmerzen daran gewöhnen, ihn in diesen Räumen nicht mehr zu finden, seinen freundlichen Gruß nicht mehr zu hören, nicht mehr in sein klares, liebes Auge zu schauen, nicht mehr Worte und Gedanken mit ihm zu tauschen, nicht mehr von seinem lebhaften Gefühl für alles Wahre und Gute und Schöne, von seinem unermüdlichen Streben und Wirken ergriffen und erhoben zu werden.

Trifft das alles in ganz hervorragender Weise für Sie zu, verehrte Witwe, treue Gehilfin und Pflegerin des Entschlafenen, so in größerem oder geringerem Maße für uns alle, Verwandte und Freunde, alt und jung, die seine Liebe erfahren und ihm geistig nahe stehen durften.

---

*) Herr Zimmermann, ein angesehener Kaufmann und längere Zeit Stadtrat in Danzig, war fünfunddreißig Jahre Vorsteher unserer Gemeinde und hat sich als solcher um deren Bestand große und bleibende Verdienste erworben. Er starb neunundsiebzig Jahre alt am 9. April 1897.

Können wir nun den abgeschiedenen Freund nicht festhalten, müssen wir die gewohnte irdische Gemeinschaft mit ihm fortan entbehren, so können und wollen wir doch festhalten, was er uns scheidend läßt. Und das ist so schön und so viel, daß wir voll tiefsten Dankes ihm nachschauen und über seinem Sarge zu Gott emporblicken, der uns durch dieses Leben reich gesegnet hat.

Ja, du teurer Mann, dessen Auge nun erloschen, dessen Mund nun stumm, dessen Hände nun erkaltet hier im Sarge ruhen, dessen Geist aber unsichtbar um uns schwebt — wir rufen dir scheidend aus tiefstem Herzen unsern Dank nach und geloben, daß dein Gedächtnis und dein Vorbild von unserm ferneren Lebenswege niemals weichen soll.

Dir dankt die geliebte Gattin nach dreiundzwanzig Jahren einer Ehe, in welcher Mann und Frau miteinander, für einander und durcheinander lebten und glücklich waren. Dir dankt der einzige noch lebende Bruder und durch ihn seine arme leidende Gattin, dir dankt die Witwe des längst vorangegangenen Bruders, denn diese alle haben herzliche treue Bruderliebe von dir empfangen; dir danken alle Geschwister der ersten, wie der zweiten Gattin, denn du warst ihnen Bruder und Freund; dir danken alle Kinder der Geschwister und des ganzen Kreises, von nah und fern herbeigekommen, um ihren Dank und ihre Gelübde an deinem Sarge niederzulegen. Durften sie doch alle deinem Herzen nahe stehen und deiner Teilnahme gewiß sein. Durften sie doch alle voll Ehrfurcht zu deinem Greisenantlitz aufschauen und einen väterlichen Freund in dir verehren. Dir danken hier deine Freunde, von den alten treuen Gefährten an, die wohl über fünfzig Jahre dir verbunden waren, bis zu den Jüngsten, denn du bist uns mehr gewesen und hast uns mehr gelassen, als viele andere.

Wir wollen nun, was sterblich an dir war, hinaustragen aus diesen Räumen, die du so freundlich gestaltet hast, wo du tätig und glücklich, traurig und fröhlich gewesen bist. Dein Geist aber wird in ihnen bleiben, solange Menschen hier wohnen und verkehren, welche deinem Herzen nahe standen! Wir tragen deinen Sarg hinaus von hier zu unserer Kirche, den Weg, den deine Füße im Leben so oft gewandert sind, ja, der ihr letzter Weg auf Erden gewesen ist! Bei diesem Scheiden aber sprechen wir betend: Herr unser Gott, der du seinen Eingang und Ausgang hier so viele Jahre

gesegnet hast, segne an uns auch seinen letzten Ausgang und behüte sein Andenken in unsern Herzen. Amen.

---

2. Rede bei der Feier in der Mennonitenkirche am 13. April 1897.

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener, große, klare,
Getrost, er fehlt dir nicht!
Er ist dir noch beschieden
Am Ende deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Teure Leidtragende, liebe Gemeinde!

Als wir vorgestern um diese Zeit uns hier versammelt hatten, um eine blühende Schar von jungen Christen mit Worten des Segens und mit der sinnbildlichen Handlung der schönsten Lebensweihe in den Bund der Gemeinde aufzunehmen, da empfanden wir es tief und schmerzlich, daß unser ältester Gemeindevorsteher zum erstenmal seit vielen Jahren bei dieser Feier fehlte. War ihm der Tag der Taufe und Einsegnung der Jugend doch immer ein besonders festlicher Tag gewesen; freute er sich doch immer an frisch aufstrebender Jugend und nannte sie die Hoffnung unserer Zukunft; weckte und förderte er doch immer mit offenem Herzen und offener Hand jugendlichen Eifer, wo er nur konnte. War es ihm doch äußerst schmerzlich, wenn er in jugendlichen Seelen statt edler Begeisterung Kälte und Trägheit und Gleichgültigkeit fand. Denn er hatte selbst etwas von dem Hauch ewiger Jugend empfangen, wodurch das Herz bis ins hohe Alter frisch und gesund erhalten wird.

Jugendlich ist es, zu lernen und vorwärts zu streben. Das war auch unseres entschlafenen Freundes innerster Drang. Aus tiefreligiösem Bedürfnis erwuchs ihm der heilige Trieb unablässig fortzuschreiten, und zwar vornehmlich in drei Dingen: In Erkenntnis der Wahrheit, in Selbstveredelung seines inneren Menschen, und in der Ver-

wirklichung des Guten und Rechten unter den Menschen. Darum war ihm das Wort des Apostels so lieb und vertraut: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo ergriffen bin.“ (Phil. 3, 12.)

Und er war in seinem Geiste und mit seinem Streben ergriffen von Christo. Ein geringeres Vorbild konnte seiner Gott suchenden Seele nicht genügen, als das größte und herrlichste Menschenleben, welches über die Erde gegangen ist. Freilich befriedigte ihn nicht jenes Christusbild, welches fremdartig eingehüllt ist in die dogmatischen Vorstellungen einer längstvergangenen Weltanschauung. Mit der Bibel in der Hand und im eifrigen Studium trefflicher Schriftsteller, denen Glauben und Wissen keine unversöhnlichen Gegensätze sind, drang er durch jene Hüllen hindurch zur herrlichen Erkenntnis des Gottes- und Menschensohnes, welcher sich den Weg und die Wahrheit, das Leben und die Auferstehung nannte.

Wahrheit, Leben, Auferstehung! Das waren die Grundgedanken seiner religiösen Überzeugung, seines Christentums. Darum waren ihm die Worte eines alten Kirchenvaters so aus der Seele geschrieben: „Christus hat sich nicht die Gewohnheit genannt, sondern die Wahrheit. Was daher gegen die Wahrheit ist, das ist wider Christus und wenn es eine alte Gewohnheit wäre.“ (Tertullian.) — Das Wort der Wahrheit hörte und suchte er aber nicht bloß in der Kirche, die er aus herzlichem Bedürfnis gern besuchte, auch nicht bloß im Neuen Testament, das ihm so vertraut war, sondern er wußte seines Gottes Wort und Offenbarung überall zu finden, wo und wie es ihm begegnete. Wenn er mit seiner Gattin hinauszog, wie er es alljährlich zu tun pflegte, auf die Höhen der Berge und an die Ufer der Meere; wenn er die edelsten Werke menschlicher Kunst und menschlicher Weisheit auf sich wirken ließ; wenn er in die Gedankenwelt unserer großen Dichter sich vertiefte, die ihn immer von neuem anzog: überall fühlte er den göttlichen Odem, der durch die Schöpfung weht; überall hörte er die Stimme des Gottesgeistes, welche auch durch Menschenworte und Menschenwerke zu uns spricht.

Aber er vernahm das alles nicht, um es in sich zu verschließen; die Wahrheit, der er erkannt, sollte in ihm Leben werden und durch ihn lebendig wirken. Alles Christentum und allen menschlichen

Glauben, den eigenen wie den der anderen, wollte er daher geprüft sehen an den Früchten des Lebens, welche er zu bringen vermochte. Was ihn selbst nicht innerlich befreite, erhob und beglückte, was ihm nicht zur Besserung diente und was er nicht in Tat und Leben umsetzen konnte, das blieb ihm fremd und konnte niemals Inhalt seines Glaubens werden. — Es ist bezeichnend, daß er für sein Handeln sich den schlichten Wahlspruch zu täglicher Erinnerung in seiner Wohnung angebracht hatte: „Nütze und erfreue!" Und noch bezeichnender ist, daß er diese Worte aus den ihm wohlbekannten schönen Versen entnommen hatte:

„Höre du auch, Kind der Zeit,
Gottes Ruf aufs neue;
Mach dich auf und sei bereit,
Nütze und erfreue!
Mach dich auf und werde Licht
Gottes Werk zu treiben!
Alles lebt, — da darfst du nicht
Unter Toten bleiben!"*)

Freilich, daß unser entschlafener Freund diesen Worten in reichem Maße hat nachleben können, daß er nützen und erfreuen konnte, das dürfen wir nicht als sein Verdienst preisen, das war eine Gabe der reichen Gottesgnade, welche sein Leben vor unendlich vielen minder glücklichen Menschenkindern wunderbar begleitet und gesegnet hat. Wir handeln nur in seinem Sinne, wenn wir mit demütigem Dank Gottes Güte preisen, die ihm in seinem langen Leben unendlich viel Gutes geschenkt und in so hohem Maße das Wort an ihm erfüllt hat: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!"

Das führt uns auf diejenigen schönen Früchte seiner Gesinnung und seines Lebens, welche wir mitgenießen durften. Es ist ja mancher Mensch von Gott mit reichen Gaben gesegnet und versteht es doch nicht, andere an diesem Reichtum teilnehmen zu lassen, sondern bleibt damit einsam und allein. Unser entschlafener Freund aber war ein Mann der Gemeinschaft, er wollte in edelstem Sinne ein Mensch unter Menschen sein. Wie alles Niedrige und Gemeine

*) Von Karl Georgi. Vgl. Hammer: „Leben und Heimat in Gott." Seite 359.

ihn abstieß, so suchte er das Göttliche und Gute im Menschen auf, und wo er mit anderen in Gemeinschaft des Lebens oder der Arbeit trat, da genügte es ihm nicht, bloß äußere Bande zu knüpfen, es war ihm ein tiefes, unabweisbares Bedürfnis, engere Beziehungen des Herzens und des Geistes mit ihnen zu pflegen. Denn er brauchte stets in anderer Brust einen Widerhall des eigenen Wollens und Strebens. Und Gott hat ihn auch das in reichem Maße finden lassen. In seiner ersten Frau, die ihm achtundzwanzig Jahre, und ebenso in seiner zweiten Gattin, die ihm mehr als dreiundzwanzig Jahre in glücklichster Ehe verbunden war, hat Gott ihn wirkliche Lebensgefährtinnen finden lassen, die ihn ganz verstanden und alles mit ihm teilen konnten. Und wie viele unter uns, die als Verwandte und Freunde ihm nahegestanden haben, danken ihm Förderung und Anregung, liebevolle, segensreiche Teilnahme! Ich vermag das mit Worten nicht auszudrücken, wie ich selbst es auch mit erfahren habe. Ich kann nur sagen und ich bin dabei eurer Zustimmung gewiß, teure Leidtragende: Bei der Erinnerung an diesen geliebten Mann wird es uns immer sein, als wenn auf den Wegstrecken der Vergangenheit, die wir in Freude und Leid, in Arbeit oder Erholung mit ihm durchwandern durften, heller, klarer Sonnenschein ausgebreitet liege.

Wie dürfte ich aber an diesem Orte vergessen, was er als Vorsteher dieser Gemeinde gewirkt hat, wie er seine ganze Liebe und seine ganze Kraft bei diesem Amte einzusetzen gewohnt war und der Gemeinde in mehr als einer Hinsicht der treueste, gewissenhafteste Haushalter ihrer Angelegenheiten war! Wahrlich, die Frucht seines Wirkens unter uns und das Vorbild seines lebendigen Christentums kann nicht verloren gehen, es müßte denn aller Sinn für den Segen christlicher Gemeinschaft und ernster Mitarbeit an ihrer Pflege uns verloren gehen. Nein, sein Gedächtnis soll unter uns fortwirken, und wir wollen dem Worte folgen, welches er zur Richtschnur für seinen Wandel in der Gemeinde machte: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.“ (Epheser 4, 3.)

Doch nun gilt es mit ihm von dieser Stätte zum letztenmal hinauszuziehen. Wie wir den Toten gestern aus seinem Hause und aus dem engeren Kreise seiner Lieben hierher getragen haben, so begleiten wir ihn nun von hier hinaus zum stillen Friedhof. Aber was wir dort ins Grab senken, das ist doch der Tote nur; der

Lebende bleibt bei uns und unter uns, kein Grab deckt ihn zu, kein Tod entreißt ihn uns!

Ostern ist nahe, teure Leidtragende, und das war unseres Freundes liebstes Fest. Sein Geburtstag fiel in diese Zeit, und die herrlichen Sinnbilder des Lebens und der Auferstehung, welche uns Ostern bringt, waren ihm für den Anfang jedes neuen Lebensjahres besonders bedeutungsvoll; ja sie waren seinem auf das Ewige und Unvergängliche gerichteten Gemüt unentbehrlich. Mögen sie auch unsern Herzen jetzt tröstend und erhebend nahetreten. Möge es seiner trauernden Witwe und uns allen wie Osterglockenklang an seinem Sarge in die Seele tönen:

„O fühl' es tief, daß jener, der geschieden,
Lebendig dir im Herzen auferstehe,
Und aus der Trauer blühe tiefer Frieden.
Ja schöner muß der Tote dich begleiten,
Ums Haupt der Lichtverklärung hellen Schein,
Und treuer, denn du hast ihn alle Zeiten.
Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebst, ist ewig dein." Amen!

Trauerfeier für Herrn Julius Momber*), Vorsteher der Danziger Mennoniten-Gemeinde.

Gestorben den 5. Dezember 1900.

---

1. Gebet am Sarge im Trauerhause am 7. Dezember 1900, abends.

Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für, darum kommen wir zu dir auch in den Schmerzensstunden, die du uns sendest, und suchen in deiner Nähe Trost und Hilfe. Siehe uns hier zum letztenmal versammelt um den teuren Mann, der diesen großen Familienkreis so gern und so oft in frohen und in ernsten Stunden um sich geschart hat. Es liegt etwas Unfaßbares und Unbegreifliches für unser Gemüt in diesem harten, unerbittlichen „zum letztenmal!" Es preßt uns die Seele zusammen, daß sie aufweinen möchte vor Schmerzen und zagend emporschaut, ob denn alle Sterne erblichen sind, die sonst an unserem Himmel freundlich strahlten. Aber deine ewigen Sterne leuchten über den Särgen und über den bitteren Scheidestunden unseres Lebens, wie sie über allen Freudentagen uns geleuchtet haben; und sie geben uns tröstende Kunde, daß es eine größere Macht gibt, als jene, mit welcher der Tod die Menschen voneinander scheidet — eine Macht des ewigen Lebens, deine Gottesmacht voll Trost und Frieden, o Herr, welche mit himmlischem Balsam unsere Wunden kühlt und mit Himmelsworten zu uns spricht: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen."

Denn für deine Gottesliebe gibt es kein „zum letztenmal." Und auch für unsere Liebe nicht, wenn sie sich entzündet und geläutert hat an deiner Liebe. Wohl gibt es ein bitteres Scheiden von

---

*) Herr Momber war zwanzig Jahre lang Vorsteher unserer Gemeinde und widmete sich ihr trotz seiner großen Arbeit für sein Geschäft und seine Familie mit größter Hingabe und Treue; er wurde fast einundsechzig Jahre alt.

der leiblichen Gemeinschaft, aber kein Scheiden von der Gemeinschaft gleichgestimmter Herzen. Wohl sehen wir das leibliche Angesicht unserer geliebten Toten zum letztenmal, aber sie selbst in ihrer wahren, bleibenden, verklärten Gestalt sehen wir mit Geistesaugen der Liebe in immer reinerem Licht. Nichts kann den Glauben unserer Leibe beirren, welche es im innersten Herzen erfährt: „Was du ewig liebst, ist ewig dein."

Und an diesem Sarge und bei diesem Scheiden sollte uns das fremd bleiben? Du weißt es, Herr unser Gott, was unsere Herzen jetzt ungestümer und lauter schlagen läßt: Es ist ja nicht der bittere Schmerz des Scheidens allein, sondern auch ein übermächtiges Dankgefühl, für welches alle Worte zu arm sind. Du aber vernimmst auch ohne Worte die ernsten, heiligen Gelübde, die aus solchem Dankgefühl zu dir emporsteigen. Es tritt die schmerzbewegte Gattin Abschied nehmend an diesen Sarg und legt darauf noch einmal nieder die Dankopfer ihres Herzens für vierunddreißig Jahre der glücklichsten Gemeinschaft, und sie erhebt das gebeugte Haupt zu dir und zu dem Bilde des geliebten Gatten mit dem Gelübde: Ich will leben, leben mit meinen Kindern und für meine Kinder, die er meiner Liebe und Fürsorge hinterlassen hat.

Es tritt auch die Schar der Kinder selbst herzu, und alle empfinden tief im Herzen, daß die Pflicht ihrer kindlichen Dankbarkeit gegen einen solchen Vater nicht durch die Abschiedstränen erfüllt ist. Darum legen auch sie hier vor deinem Angesichte, o Gott, in dieser ernsten Stunde auf diesem Sarge das heilige Gelübde nieder, daß sie den Ehrenschild des guten Namens, welchen der Vater ihnen hinterlassen hat, rein und fleckenlos bewahren wollen, und daß sie ihrer Mutter all die Liebe in Gesinnungen und in Taten beweisen wollen, welche Vater und Mutter gemeinsam um sie verdient haben. Hier legen auch wir alle, Geschwister und Freunde des geliebten Toten, unseren Dank vor dir nieder, Herr unser Gott, für alle Treue und allen Segen, die wir aus der Gemeinschaft mit ihm erfahren haben, und wir geloben es mit bewegtem Herzen, daß sein Gedächtnis bei uns in Segen bleiben soll, solange wir leben.

Und nun, o Gott der Liebe, wie du mit uns gewesen bist, als wir in froher Gemeinschaft mit diesem teueren Manne auf der Straße des Lebens wandelten, so sei auch mit uns auf den letzten Wegen, auf denen wir seine sterbliche Hülle nun geleiten. Sei mit

uns, wenn wir ihn zu unserer Kirche bringen, wohin er im Leben so oft gewandert ist, und wenn wir ihn morgen hinaustragen zum stillen Ruheplatz der Toten; und dann laß uns von den Stätten des Todes neue Kräfte mitnehmen für die Aufgaben und Pflichten des Lebens. Amen.

---

2. Rede bei der Trauerfeier in der Mennonitenkirche den 8. Dezember 1900.

Herr unser Gott! In tiefer Trauer beugen wir uns vor deiner Allmacht. Du hast diesen Mann aus unserer Mitte genommen, den wir so gerne noch festgehalten hätten, und den wir meinten nicht entbehren zu können. Aber deine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; und wenn du sprichst: „Kommet wieder Menschenkinder!", dann müssen wir dir unsere Liebsten dahingeben und demütig sprechen: „Herr nicht unser, sondern dein Wille geschehe!" O lehre du uns auch an diesem Sarge erkennen, daß dein Wille gut und heilsam ist. Erhebe du selbst unsere gebeugten Herzen zum Anschauen deiner Liebe, und tröste uns, denn nur bei dir ist Trost und Frieden und ewiges Leben. Amen.

Teure Leidtragende!

Was uns in dieser Stunde hier zusammenführt, das ist ein gemeinsamer tiefer Schmerz, und eine aufrichtige Teilnahme an der Trauer einer schwergeprüften Familie. Wollte ich versuchen die Erschütterung in Worte zu kleiden, welche unsere Herzen bei der Todesbotschaft erfaßte, dann würde mir die Stimme versagen, und ich würde schweigen müssen. Aber die ersten bangen Stunden, in denen die Seele erst lernen muß, die harte Wirklichkeit des Todes zu begreifen, sind vorüber. Wir wissen jetzt, daß wir unseres Freundes leibliches Angesicht nicht mehr sehen, seine Hand nicht mehr drücken, seinen Worten nicht mehr zuhören, seine freundliche Gegenwart nicht mehr genießen werden. Nun sind wir zum letzten Liebesdienst um seinen Sarg versammelt; nun tragen wir ihn unter Tränen hinaus zu seiner Grabesruhe.

Doch nicht um zu weinen und zu klagen sind wir hierher gekommen; wir suchen, was unsern Schmerz stillen, unsere Herzen erheben und mit göttlichem Trost erquicken kann. Und wir suchen nicht vergebens. Gott ist uns nahe und spricht zu unserm Geiste und zeigt uns durch den Tränenschleier unsern Entschlafenen wieder, den wir verloren glaubten. Nicht mehr das bleiche Antlitz der Krankheit und die verfallende Gestalt des Staubes, sondern den lebensvollen, tatenfreudigen Mann, der mit uns aus- und einging, und nun wieder mit all seinem reinen Wollen und seinem edlen Streben vor uns hintritt, damit wir sein Bild in unserer Erinnerung unauslöschlich festhalten. Vor diesem Bilde wird die Klage still, und das Gefühl des Dankes wird mächtig in unserer Seele. Wir sehen den Gatten wieder an der Seite der Gattin im glücklichsten Einvernehmen, und fühlen wieder den Geist seines Hauses und die herzliche Gemeinschaft der Liebe, die darin heimisch war. Wir sehen den Vater wieder unter seinen Kindern, denen er das große Erbteil eines guten Namens hinterläßt, und ein Vorbild von Wahrhaftigkeit und Treue, das ihnen leuchten soll in allen Pflichten und in allen Anfechtungen ihres Lebens. Wir sehen ihn wieder unter seinen Geschwistern, wie er mit ihnen gemeinsam den Geist und den Segen eines edlen Elternhauses treu bewahrt. Wir sehen ihn wieder in der Arbeit seines Berufs mit unermüdlicher Schaffenskraft tätig von früh bis spät, und doch niemals ein Knecht seiner Arbeit, der keinen Sinn für anderes gehabt hätte. Wir sehen ihn vielmehr dienstbereit mit seiner Kraft einzutreten für jede Aufgabe des bürgerlichen Gemeinwohls, erfüllt von warmer Verehrung der Kunst und der Wissenschaft und von hoher Begeisterung für die edelsten Ziele der Menschheit. Wir sehen ihn als einen der seltenen Menschen, die trotz eigener großer Arbeitslast doch immer für andere Zeit finden, ihnen zu raten, zu dienen, zu helfen.

Wir sehen ihn auch wieder an dieser schlichten Stätte unseres Gottesdienstes, die ihm wie eine zweite Heimat vertraut und lieb war, und wo sein Platz selten einmal leer blieb. Wir sehen ihn als einen Christen mit fröhlichem Herzen, voll Gottvertrauen und voll Vertrauen auf die eigene von Gott verliehene Kraft. Er gehörte nicht zu den Leuten, welche zwischen Religion und Leben eine Scheidewand aufrichten, sondern er wollte, was er glaubte, auch im Leben durch die Tat beweisen. Darum war er auch niemals ein

Mann frommer Worte und Formeln, sondern ein Mann der Wahrhaftigkeit und des guten Gewissens, auf dessen Wort und Tat man sich verlassen konnte.

So sehen wir ihn auch wieder als Vorsteher unserer Gemeinde, mit welchem es eine Freude war, gemeinsam zu arbeiten. Ich darf es in dieser Scheidestunde nach zwei Jahrzehnten einer fast täglichen Gemeinschaft mit dem entschlafenen Freunde sagen, daß es in diesen zwanzig Jahren auch nicht eine Stunde gegeben hat, in welcher wir uns nicht verstanden hätten. In seiner Tätigkeit als Vorsteher der Gemeinde kann ich ihn nicht besser kennzeichnen, als mit den Worten Jesu: „Siehe, welch ein großes Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter!" (Lukas 12, 42.)

Und gilt dasselbe Wort nicht von all seinem irdischen Tagewerk? Wie schmerzlich werden wir ihn und seine Mitarbeit vermissen, auch im größeren Kreis unserer kirchlichen Gemeinschaft. Hat er doch in der Vereinigung unserer deutschen Mennoniten-Gemeinden seines Amtes als Mitglied des Kuratoriums unermüdlich und mit reichem Segen gewaltet. — Ja, wo wird man ihn nicht vermissen an den Plätzen seiner so vielseitigen Tätigkeit?

Man sagt wohl, daß niemand unentbehrlich und unersetzlich sei. Und das ist richtig, soweit es sich um das öffentliche Leben handelt. Denn da treten an die Stelle der Abgerufenen andere Menschen, welche deren Arbeit in demselben oder in einem andern Geiste fortsetzen. — Aber im engeren Kreise, wo der Mensch dem Menschen ganz nahe steht, da gibt es keinen solchen Ersatz, da füllt uns niemand die Lücke aus, die der Tod gerissen hat. Oder wer könnte bei solchem Verlust der Gattin den treuen Gefährten, den Kindern ihren Vater, uns den verlorenen Freund ersetzen?

Aber haben wir ihn denn wirklich verloren? Die Erinnerung sagt uns das Gegenteil. Sie hat uns jetzt eben wieder sein Bild in lebensvollen Zügen gezeigt und wir schauen es an und sagen: Das war er! nein vielmehr: Das ist er in seiner wahren Gestalt, wie er mit uns fortleben wird, solange wir selber leben. Wir haben alle im Herzen eine stille Kammer, welche der Erinnerung geweiht ist. Da stellen wir die Bilder der Verstorbenen auf, die uns so nahe standen, daß wir gebend und nehmend mit ihnen in reich gesegneter Gemeinschaft lebten. Mit diesen Bildern einer glücklichen Vergangenheit halten wir in manchen Stunden ernste Zwie-

sprache, als wären sie noch ratend und helfend bei uns. Das ist kein törichter Totenkultus, sondern eine pietätvolle, dankbare Geistesgemeinschaft mit den Geliebten, welche leben, obgleich sie gestorben sind, denn in unsern Herzen sind sie schon auferstanden und bleiben mit ihrer Liebe und ihrem Segen bei uns allezeit. —

So ziehe nun hinaus aus unserm Kreise, du teurer Freund! Dein Staub zum Staube! Dein Geist bei Gott in höherem Licht und Leben! Dein Bild für immer in unsern Herzen! Amen.

Gedächtnisrede auf den Herrn Staatsminister v. Goßler, Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen.

Bei der Trauerfeier der Gesellschaften und Vereine Danzigs, im großen Saale des Schützenhauses am Abend des 14. Oktober 1902.

Hochverehrte Versammlung!

Niemals sah unsere Stadt etwas ähnliches, wie die ergreifenden Trauerkundgebungen beim Tode und beim Begräbnis unseres Oberpräsidenten v. Goßler. Wer es noch nicht wußte, wie groß und wie weitreichend Liebe und Verehrung für diesen besten Mann in unserer Mitte waren, hier mußte er davon einen überwältigenden Eindruck empfangen.

Jetzt welken schon die Kränze auf seinem frischen Grabhügel, aber die Klage um den Toten kann und will noch nicht verstummen; unsere Gedanken kehren immer wieder zu seinem Bilde zurück, um der Erinnerung es unauslöschlich einzuprägen, was wir an ihm gehabt und was wir verloren haben.

So ist auch diese heutige Trauerfeier nichts anderes, als ein erneuertes Zeugnis unserer Liebe und unseres Schmerzes, aber auch unseres unvergänglichen Dankes. Die Hunderte, welche diesen großen Raum füllen, sind als Vertreter ebenso vieler Tausende gekommen, und alle ohne Ausnahme möchten in ihren Kreisen das Gedächtnis dieses seltenen Mannes bewahren, seinen Geist pflegen, seinem Vorbild nacheifern. Vereinigungen jeder Art, der ernsten Wissenschaft gewidmet oder der schönen Kunst, der Bildung des Geistes oder der Stählung des Willens und der Übung körperlicher Kraft; Verbände zur Pflege von Technik und Industrie, Handel und Schiffahrt, Gewerbe und Handwerk; Vereine von Kriegern und Beamten, Bürgern und Arbeitern, Männern und Frauen; Vereine, welche den wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben der Gegenwart dienen, und solche, die in stiller Liebesarbeit Not zu lindern, Wunden zu heilen suchen — alle haben ihm Anregung, Förderung, Hilfe zu verdanken.

Welch ein Zeugnis für den Dahingeschiedenen!

Hat der König einen seiner treuesten Diener, das Vaterland einen seiner besten Söhne, hat unsere Provinz ihren unvergeßlichen Oberpräsidenten, hat unsere Stadt ihren Ehrenbürger, dessen Bürgerrecht ihr selbst zur höchsten Ehre gereichte, hat seine Familie das allgeliebte Haupt verloren: so haben wir — ich darf im Namen aller sprechen — den Mann verloren, dem unsere Liebe und unser Vertrauen gehörte in einem Maße, wie Liebe und Vertrauen nur sehr wenigen zuteil wird. Darum drängt es uns in dieser Stunde, vor allem das Gedächtnis des Menschen zu feiern, der so viel menschlich Großes und Gutes in sich trug, daß ihn lieben und ihm vertrauen mußte, wer in seine Nähe kam.

Hier in diesem Saal — wen von uns überkommt nicht die Erinnerung an Stunden der Weihe und Stunden der Freude, in denen er ganz der unsrige war? Dann trat er, der Hochgestellte, mit Menschen aller Stände in Verkehr, zog sie in den Bannkreis seiner vornehmen Gesinnung und seiner weitblickenden Pläne, wußte mit zündendem Wort ihre Herzen zu treffen und das Beste in ihnen zu erregen, so daß jede Berührung mit ihm fruchtbringend wurde.

Was ihn als Menschen über andere erhob und ihm Macht über die Gemüter und Einfluß auf den Willen vieler gab, das ist in diesen Tagen schon an anderer Stätte zu vollendetem Ausdruck gebracht worden, aber auch wir wollen es uns heute von neuem wiederholen: Es war, wenn wir alles zusammenfassen, die festgeschlossene Einheit seiner bedeutenden Persönlichkeit, die schöne Vereinigung eines tiefen Gemüts, eines reichen Geistes und eines starken Willens, die reine Harmonie seines ganzen Fühlens, Denkens und Handelns.

Der Streit zwischen Glauben und Wissen, der so viele unseres Geschlechts zwiespältig oder einseitig macht, war in ihm zu friedlichem Ausgleich gekommen, nicht auf Kosten des einen oder des anderen, sondern zu herrlicher, gegenseitiger Ergänzung.

„Ich halte es für unmöglich," so heißt es in einer seiner Reden, „daß es jemals eine Wissenschaft gibt, welche die Religion aus der Welt schafft, und ebenso gibt es für mich keine Religion, welche sich irgendwie vor der Wissenschaft zu fürchten hätte . . ." „Je höher man steigt, desto mehr sieht man, und man sieht in der Höhe nicht allein in der Nähe klarer, sondern man sieht in der Ferne noch immer neue Schimmer, und diese werden immer neuen Anlaß dazu

geben, mehr zu lernen. Je mehr man aber gelernt hat, um so mehr weiß man, wieviel zu lernen übrig bleibt."

Auch der andere Streit, der so viele verwirrt: zwischen Theorie und Praxis, zwischen Überzeugung und Handeln, zwischen der Wahrheitserkenntnis und den angeblichen Forderungen des praktischen Lebens, war für ihn nicht vorhanden. Was er für gut und vernünftig, für richtig und notwendig hielt, das suchte er ins Werk zu setzen, mochte er es selbst gefunden, oder mochten andere ihn darauf geführt haben. Und dabei kannte er keine Menschenfurcht nach oben oder nach unten und keine Furcht vor dem Mißlingen.

Daß von einem solchen Manne, zumal in so hohem Amte, lebendige, sittliche Kräfte ausgehen, wem wäre das noch wunderbar? Vielen wird er ein Führer zum Guten, manchen ein Tröster im Leide, versöhnend und verbindend greift er ein in den erbitterten Streit der Meinungen und der Interessen. Er überschaut das Kleine und Einzelne wie das Große und Ganze seiner Aufgaben und Pflichten von einer höheren Warte und durchdringt es mit der gesammelten Kraft seines Geistes und seines Willens; mit den höchsten Ansprüchen an die eigene Leistung verbindet er die Fähigkeit, überall menschliche Arbeitskraft vom Schlaf zu wecken, vom Bann des Vorurteils und der trägen Gewohnheit zu lösen und in die Richtung neuer, fruchtbarer Tätigkeit zu bringen. Man kann mit Recht die Verse Schillers auf ihn anwenden:

„Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt, an den man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
Denn eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche und zieht sie groß."

Dürfen wir nicht einen solchen Mann im tiefsten und wahrsten Sinne auch einen Glücklichen nennen?!

Freilich, das Leid der Erde blieb auch ihm nicht erspart, aber weit entfernt, daß es ihm den Mut gebrochen hätte, hat es ihm, wie alles Gottgesandte, zur inneren Vollendung gedient. Nicht von dem rastlos Wirkenden nur, auch von dem Duldenden können wir

lernen. Denn, wenn schon der Tag des Lebens sich unerwartet schnell zu Ende neigt, wenn schon der Schmerz mit schwerem, glühendem Griffel den Scheidebrief des Lebens in die verfallende Gestalt gräbt und wenn dann doch aus Blick und Worten die ungebrochene Kraft des Glaubens und der Liebe, der Hoffnung und der Geduld den Nahestehenden entgegenleuchtet, — dann sehen und fühlen sie etwas von der höheren Macht, von der das Wort gilt, daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Glücklich, wer so zu leiden weiß, selig, wer so sterben kann! Auch das finstere Tor des Todes schreckt ihn nicht mehr; es wird erleuchtet von der Morgenröte eines neuen Tages, der dahinter emporsteigt.

So war der Mann, um den wir jetzt trauern. Nie war eine Totenklage gerechter. In einer Zeit voll scharfer Gegensätze und bitterer Kämpfe, in einer Zeit schweren Ringens auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens, auf einem Stück deutscher Erde, wo alles darauf ankommt, daß mit besonnener Tatkraft und selbstverleugnender Treue fortgekämpft und fortgearbeitet wird, sinkt uns der Führer ins Grab, der in mehr als einem Sinne unser Führer war.

Aber die Klage ruft ihn nicht zurück, und seine Gedächtnisfeier soll nicht in Klagen endigen. Wollen wir unsere edlen Toten recht ehren und ihnen würdig danken, dann müssen wir die Aufgaben ins Auge fassen, die sie uns hinterließen. Jeder bedeutende Mensch lebt in seinen Werken fort, solange seine Zeitgenossen und die nach ihm kommen, lebendig erhalten und fortentwickeln, was er Gutes und Lebensfähiges schuf.

Unser Oberpräsident v. Goßler hat die Ziele und Wege seines Wirkens hier im Osten oft genug mit aller Deutlichkeit ausgesprochen. Er wollte die geistige und materielle Kultur dieser ganzen Provinz so fördern, daß sie gleichwertig neben alle anderen treten könne. Dieses Werk vollendet zu sehen, konnte er nicht hoffen, er wußte, daß dazu die Arbeit von Generationen gehörte. Aber überall hat er die Grundsteine für späteren Aufbau gelegt und zur Mitarbeit aufgerufen.

Als er vor zwei Jahren, von schwerer Krankheit genesen, hierher zurückkehrte, da wurde er mit so vielen Zeichen der Liebe empfangen, daß er einmal sagte: „Mein Herz schwillt von Freude und Dank, aber nicht von Stolz; Gott wird mir Kraft geben, nie-

mals stolz zu werden, denn ich weiß, wie alles hinschwindet im letzten Augenblick.“ Dann fügte er hinzu, daß er im Angesicht des Todes versucht hätte, das Fazit seines Wirkens hier in Westpreußen zu ziehen und daß das Ergebnis ihn mit Trauer erfüllt hätte: „Ich muß darauf immer wieder hinweisen, daß es nichts Außerordentliches war, was ich getan habe, sondern daß es unsere Aufgabe ist, Westpreußen anzureihen an den stolzen Kranz preußischer Provinzen, die durch eine gesunde Wirtschaftspolitik erstarkt sind und nicht nur eine kümmerliche Existenz führen. Mein Ziel ist, zwischen den erwerbenden Ständen Frieden zu halten. Es fehlt aber auch an leitenden Männern, es geht so weit, daß in einzelnen Kreisen für die notwendigsten Ziele die erforderlichen Männer fehlen.“

Diese ernsten Worte aus seinem Munde, der nicht gewohnt war zu klagen, sollten wir nicht unbeachtet lassen. Es geht durch weite Kreise eine Resignation und Verdrossenheit, eine Scheu teilzunehmen an den öffentlichen Angelegenheiten, die eines freien Volkes unwürdig ist. Was können Menschen helfen, die scheltend abseits vom Wege stehen, während andere die bessernde Hand anlegen? Was nützen jene, die ihre eigene Bequemlichkeit mehr lieben, als die Mitwirkung bei den kleinen und großen Aufgaben des Gemeinwohls? Mit anderen Worten: Was kann erreicht werden, wenn es an Männern fehlt für die notwendigsten Ziele?!

Es sollte nicht an solchen Männern fehlen! Es sollte, wer jetzt oder in Zukunft den unvergeßlichen Mann auf seinem hohen Platz zu ersetzen berufen ist, hier nicht nur große und schwere Aufgaben finden, sondern auch Menschen, die auf seinen Ruf zur Mitarbeit bereit sind. Wir sollten es uns immer vorhalten:

„Glaubt nicht, was euch die Trägheit flüstert ein,
Es sei der Streit zu hoch für eure Kräfte,
Er werde ausgekämpft wohl ohne euch.
Was sie gesucht, die Herrlichen der Menschheit,
In einem schönen tatenreichen Leben,
Verdient gesucht zu werden von uns allen.
O, es ist schön, sich ihnen anzuschließen,
Und sei's auch als der Letzte, der Geringste.
Doch vor den Mächten, die dort oben walten,
Ist nichts gering hienieder oder groß.“

Nein, es darf nicht an Männern fehlen! Möchte diese Mahnung in allen Herzen einen Widerhall finden und unsere Gewissen wach erhalten! Hier vor dem Bilde des Toten, dessen Geist unter uns lebendig bleibt, geloben wir es:

Wir wollen seines Erbes treue Hüter sein!
Wir wollen arbeiten, wie er, und nicht verzweifeln!
Wir wollen kämpfen in gerechtem Streit, aber untereinander wollen wir Frieden halten!
Wir wollen dazu uns stärken durch das erhabene Vorbild seiner Pflichttreue, seiner Menschenliebe, seines Gottvertrauens!

So wollen wir ihm danken, nicht mit Worten, sondern mit Taten.

Das walte Gott!

Gedächtnisrede auf Johann Amos Comenius.

Gehalten bei der Comeniusfeier zu Danzig am 27. März 1892 im großen Saale des Stadtmuseums.

Hochverehrte Versammlung!

Es war eine wildbewegte, grausame, blutige Zeit, in welche wir durch die heutige Gedächtnisfeier zurückgeführt werden. Aber von ihrem düstern Hintergrunde hebt sich desto leuchtender und herrlicher die Gestalt des Mannes ab, dessen dreihundertjährigen Geburtstag eine dankbare Nachwelt heute und morgen feiert, eingedenk der Dichtermahnung:

„Haltet das Bild der Würdigen fest; wie leuchtende Sterne
Streute sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.“

Denn der Würdigsten einer, die über diese Erde gegangen sind, war Johann Amos Comenius.

Bei den Pädagogen wohlbekannt als Begründer der neuen Jugenderziehung, ist sein Name fast vergessen in der großen Welt. Darum ist es schön, daß dieser Tag ihn wieder vielen Tausenden ins Gedächtnis ruft und sein Leben, seine Gedanken, seine Taten aufs neue bekannt macht unserem Geschlecht, das sich so gerne in dem Bewußtsein sonnt, wie herrlich weit wir es gebracht haben und mit verächtlichem Mitleid auf die vergangenen Zeiten und ihre Menschen herabsieht. In Comenius zeigt sich uns einer jener seltenen Männer, deren Anblick noch aus der Ferne der Jahrhunderte erhebend und begeisternd auf uns wirkt. Lassen Sie mich in ganz kurzen, scharfen Zügen sein Bild Ihnen zeichnen; möchte es mir gelingen, sein Wesen würdig darzustellen, daß er allen liebenswert, bewunderungswürdig, groß erscheine, wie er es wirklich war.

Das Land Mähren ist seine Heimat.

Er war kein Deutscher von Geburt, sondern ein Tscheche, aber er gehört uns Deutschen so gut und mehr fast wie irgendeiner anderen Nation. Er ist hervorgegangen aus der Brüder-Unität, aus jener altevangelischen Kirche Böhmens und Mährens, welche die

geistige Erbschaft des Johannes Huß in sich darstellte, um 1592, als Comenius geboren wurde, noch eine blühende, wenn auch nicht große Gemeinschaft. In Ungarisch-Brod oder in Niwnitz geboren, wohlhabender Leute Kind, wächst er bis zum zwölften Jahre in treuer Fürsorge der Eltern auf. Da entreißt der Tod ihm Vater und Mutter fast gleichzeitig. Gewissenlose Vormünder vernachlässigen sein Erbe und seine Erziehung. Seine Jugend bleibt fortan trübe und freudlos, auch in der Schule findet er nicht die Nahrung für sein angeborenes Streben, für seine nach Erkenntnis dürstende Seele. Klagend hat er später ausgerufen: „Aus vielen Tausenden bin ich selbst ein Zeuge für die Mangelhaftigkeit unserer Schulen, ein armes Menschenkind, dem der überaus schöne Frühling seines ganzen Lebens, die Blütenjahre der Jugend mit Schulfuchsereien elendiglich verloren gegangen sind. Ach, wie oft hat mir die Erinnerung an die verlorene Zeit Seufzer aus der Brust, Tränen aus den Augen, Kummer aus dem Herzen gepreßt! Ach, wie oft nötigte mich dieser Schmerz klagend auszurufen: O gäbe mir ein Gott die verlorenen Jahre wieder!"

„Aber die Worte sind vergeblich, vergangene Tage kehren nicht zurück. Keiner von uns, dessen Jahre dahin sind, wird wieder verjüngt, daß er von neuem das Leben anzufangen und mit einer besseren Ausrüstung für dasselbe sich auszustatten wüßte, es gibt keinen Rat dafür. Nur eins ist möglich, daß wir den Nachkommen raten und helfen, soviel wir es können, und nachdem wir durch unsere Lehrer in Irrtümer gestürzt, den Weg zeigen, auf dem der Irrtum zu vermeiden ist. Das geschehe im Namen und unter Leitung dessen, der allein vermag, unsere Fehler zu zählen und unsere Unebenheiten auszugleichen."

Da haben wir das Lebensprogramm des Jünglings. So spricht der tiefe, ernste Drang nach eigner Vervollkommnung, so die glühende Menschenliebe und die Sehnsucht, allen zu helfen durch Verbesserung der Erziehung der Jugend.

1611—14 besucht Comenius als Student der Theologie zuerst Herborn in Nassau und dann Heidelberg, die berühmten Hochschulen der Calvinisten. Die böhmische Landesuniversität zu Prag besuchte er nicht. Denn obgleich dort noch unter Kaiser Rudolf alle verschiedenen Parteien der Evangelischen Religionsfreiheit und große Rechte genossen, begannen doch schon die Verwickelungen politischer

und kirchlicher Art Prag zu erschüttern, welche bald zum Ausbruch des schrecklichsten der Kriege führen sollten. In Herborn und Heidelberg tritt Comenius mit den namhaften Männern in Verkehr, die ihm Förderung seines geistigen Strebens bieten konnten und die in pädagogischen Dingen als Fachmänner galten. Alsted und Ratichius haben ihm einige Anregung geben können. In Heidelberg konnte er die berühmte Bibliothek noch benutzen, die später nach Rom verschleppt worden ist. So ist er mit Deutschland innerlich verwandt geworden. Am Schluß der Studienjahre besuchte er Amsterdam, die Hochburg materieller und geistiger Kultur in jener Zeit. Mit Entzücken weilt er in dieser Stadt, nicht ahnend, daß er in ihr einst sterben werde.

In die Heimat zieht es den jugendlichen Wanderer zurück. Seinem Volke zuerst möchte er dienen. Schon in Herborn hat er aus diesem Drang begonnen ein böhmisch-lateinisches Lexikon zu verfassen, welches, nach vierzigjähriger unsäglicher Mühe fertiggestellt, ein Raub der Flammen wurde. Zu Fuße pilgert er von Heidelberg der Heimat zu; die Seele geschwellt von den höchsten Plänen, begeistert von seinem Beruf, und doch arm, verlassen, ohne Heim, ohne Willkommsgruß herzlicher Liebe langt er 1614 in Mähren an. Die Brüder-Unität, weil er zum priesterlichen Amt zu jung ist, macht den Zweiundzwanzigjährigen zum Leiter der Schule in Prerau. Hier bietet sich ihm das erste Feld praktischer Tätigkeit, und mit Feuereifer widmet er sich der Arbeit an seiner geliebten Jugend. Und als der ersehnte Augenblick gekommen, da er durch die Ordination zum Prediger gewählt wird, da scheint ihm in seinem Doppelamte die köstlichste Gelegenheit einer befriedigenden Betätigung seiner großen Gedanken gegeben, wenn auch zunächst nur in kleinerem Kreise. Zu gleicher Arbeit wird er 1618 nach dem mährischen Städtchen Fulnek berufen. Hier verlebt er die glücklichsten Jahre seines Lebens. Überall anregend, auch zu praktischer Tätigkeit in Gemeinde und Schule, glücklich in der Hingabe an seinen Beruf, unermüdlich schriftstellerisch tätig, beglückt in seinem Hause durch ein geliebtes Weib und zwei liebliche Kinder, hat er in diesen drei Jahren die reinsten Freuden des Lebens wenigstens für eine kurze Spanne Zeit kennen gelernt.

Aber schon war der Dreißigjährige Krieg entbrannt, in welchem Europa sich um der Religion willen zerfleischte, und der auf

Böhmens Fluren seinen Anfang nahm. Für alle Evangelischen Böhmens handelt es sich um die Verteidigung ihrer Rechte, ihrer Existenz. Schwer büßt das unglückliche Land den verhängnisvollen Irrtum, den unfähigen Friedrich V. von der Pfalz zum König berufen zu haben. Der 5. November 1620 macht in der Schlacht am weißen Berge dem Winterkönigtum ein Ende. Ein Ende auch den evangelischen Kirchen Böhmens. Der Jesuitenzögling Ferdinand II. übergibt das Land in die Hände seiner Lehrmeister. Die beispiellose Ausrottung des Evangeliums in majorem Dei gloriam und die gewaltsame Bekehrung Tausender zum Katholizismus ist bekannt. Schon im Dezember 1621 wurden sämtliche evangelischen Prediger des Landes verwiesen. Ferdinand ließ durch seine spanischen Truppen selbst friedliche Orte des Landes verwüsten. So wurde auch Fulnek geplündert und in Asche gelegt. Comenius' Habe, seine Schriften, seine Bibliothek wurden ein Raub der Flammen.

Verarmt, heimatlos begibt er sich mit den Seinen auf die Flucht. Nach und nach wird die gesamte Brüdergemeinde, werden alle Evangelischen von den Jesuiten aus Mähren und Böhmen vertrieben. Dreißigtausend Familien, darunter fünfhundert edle Geschlechter verlassen, ihrer Habe beraubt, aber ungebrochen in ihrer Glaubenstreue, das Land. Zuerst schonte der Kaiser wenigstens diejenigen Edelleute, die nicht gegen ihn gekämpft hatten; zu diesen gehörte der edle Karl von Zierotin, der Landeshauptmann von Mähren, welcher für die nächste Zeit vielen der bedrängten Glaubensgenossen Zuflucht auf seinen Gütern bot, bis auch ihn auf Betreiben der Jesuiten die Verbannung und die Einziehung seiner Güter traf.

Unter dem Schutze Zierotins blieb Comenius zu Brandeis an der Adler über ein Jahr. Es ist das traurigste seines vielbewegten Lebens. Zeuge der Verwüstung seines schönen Heimatlandes, in welchem alle Bande frommer Scheu durch die schrecklichste aller Leidenschaften, den Fanatismus, gelöst sind; beraubt der Früchte seines Bienenfleißes; voll Bangen, ob nicht der nächste Tag neue Verfolgung und gänzliche Austreibung ins Elend bringen könne, so steht er vor der Pforte einer dunkeln Zukunft. Da fällt der Gefährte des Krieges, der Würgengel der Pest, in sein Haus und reißt ihm in wenigen Tagen sein Weib und seine beiden Kinder aus den Armen. Da hat diese starke Mannesseele den schwersten

Kampf gekämpft mit Not und Verzweiflung, und nur durch die unerschöpfliche Kraft der Religion und den unversieglichen Trost des Gottvertrauens hat er gesiegt. Ergreifend sind die Trostschriften, die er in dieser Zeit verfaßte, sich selbst und vielen anderen zur Aufrichtung und Stärkung. Unter der waldigen Felswand Klopoty bei Brandeis, wo heute ein einfaches Denkmal an ihn erinnert, da hat er die herrlichste dieser Schriften verfaßt — eine Perle der Weltliteratur in böhmischer Sprache — die allegorische Schrift: „Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens."

Die nächsten Jahre sind Zeiten ununterbrochener Verfolgung und steter Sorge für die heimatlosen, in Schluchten und Wäldern sich verbergenden Brüder. Comenius reist nach Polen, um dort neue Wohnsitze zu suchen. In Lissa, wo schon viele Brüder Zuflucht gefunden, bietet sich die Stätte, wohin er die Seinigen führen kann. Er eilt nach Böhmen zurück, und an einem kalten Februartage 1628 zieht er mit einer kleinen Schar für immer aus der Heimat fort. Auf der Höhe des Gebirges zwischen Böhmen und Schlesien stehen sie noch einmal still, um einen letzten Scheideblick auf das schöne, unglückliche Land ihrer Väter zu richten. Mit blutenden Herzen reißen sie sich los, aber keine Bitterkeit und keine Anklage erfüllt des edlen Führers Seele, sondern nur demütiger Dank gegen Gott, der ihm und den Brüdern eine neue Stätte der Tätigkeit eröffnet, — und die leise Hoffnung einstiger Rückkehr.

Die Stadt Lissa wird nun für eine Reihe von Jahren der Wohnort des Comenius. Eine neue schaffensfreudige Zeit beginnt. Er hat sich wieder vermählt mit der Tochter des Brüderbischofs Cyrill — der den Winterkönig gekrönt hatte —, und er wird wieder Lehrer einer großen Schule, welche bereits zuvor durch böhmische Reformierte in Lissa gegründet war.

In den sechs Verfolgungsjahren hatte er niemals aufgehört, der Jugend und seiner Pläne mit ihr zu gedenken. „Wenn uns Gott jemals wieder eines Erbarmerblicks würdigt," so sprach er in der Zeit der größten Bedrängnis, „so muß man vor allem der Jugend zu Hilfe kommen durch die schleunige Errichtung von Schulen, durch gute Lehrbücher und eine lichtvolle Methode." Er gedenkt dabei der Worte des Kirchenvaters Gregor von Nazianz: „Es ist die Kunst der Künste, den Menschen zu bilden, das vielseitigste und rätselhafteste aller Geschöpfe." Und er wiederholt den

Ausspruch Melanchthons: „Die Jugend recht bilden, ist etwas mehr als Troja erobern."

In Lissa entstanden nacheinander die Hauptwerke seines Lebens. Das erste „Die eröffnete Sprachenpforte" machte Comenius weltberühmt. Es wurde in kurzer Zeit in fünfzehn europäische und zwei asiatische Sprachen übersetzt. Es bot eine ganz neue Anleitung zur Erlernung der Weltsprache, des Latein. Schon dieses Werk zeigt uns den universalen Zug, welcher das gesamte Schaffen des Comenius auszeichnet. Auch die „Sprachenpforte" sollte eine „kurzgefaßte Methode sein, die lateinische Sprache zugleich mit den Grundlagen aller Wissenschaften und Künste zu lernen". Das Werk ist der erste, grundlegende Versuch in der Pädagogik, den Verbal- oder Wortunterricht mit dem Real- oder Sachunterricht zu verbinden.

Bald folgte „Die große Unterrichtslehre oder zuverlässige Anleitung, in allen Gemeinden, Städten und Dörfern irgend eines christlichen Reichs solche Schulen zu errichten, daß die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts, niemand ausgenommen, in den Wissenschaften ausgebildet, in den Sitten veredelt, zur Frömmigkeit erweckt und auf diese Weise in allen Dingen des jetzigen und künftigen Lebens unterwiesen werden könne".

Mit genialem Zuge ist in diesem großartigen Werke der Grundriß zu einem Gesamtplan der Pädagogik für alle Zeiten entworfen. Ich sage: Für alle Zeiten! Denn Comenius konnte nicht hoffen, daß dieser bis ins kleinste ausgearbeitete Plan in einer Zeit, wie die seinige, sich werde verwirklichen lassen. Das sollte eine Arbeit des Menschengeschlechts sein.

Jeder Pädagoge der Gegenwart, der sich mit diesem Buche beschäftigt hat — und wer könnte daran vorübergehen? — weiß, daß drittehalb Jahrhunderte nicht ausgereicht haben, die Ideen, die Amos Comenius in der „großen Unterrichtslehre" niedergelegt hat, zu verwirklichen. Alle großen Jugenderzieher, die nach ihm kamen, stehen auf seinen Schultern, jeder hat irgendeine besondere Seite aus seinem Plane ausgeführt. Natürlich sind manche seiner Einzel-Anschauungen überholt und verbessert, aber es gibt eine große Zahl von Ideen des Comenius, die noch heute ihrer Erfüllung harren.

Forderungen, welche er als der erste aufgestellt hat und die jetzt als selbstverständlich angesehen werden, sind: der Unterricht

in der Muttersprache, die allgemeine Volksschule, der Anschauungs-Unterricht, die Schreiblese-Methode, vor allem der Unterricht in den Naturwissenschaften. Dagegen sind andere noch heute zum Teil Gegenstand des Streites und zum Teil Gegenstand allmählicher, von vielem Widerspruch begleiteter Einführung. Zu den ersteren gehört die Einheitsschule, die Zulassung der Mädchen zu allen Schulen, auch zu den Universitäten, falls sie Neigung und Fähigkeit dazu haben. Ferner die Aufnahme folgender Gegenstände in den Lehrplan: Kunstgeschichte, Geschichte der Sitten und Gebräuche, die Elemente der Staats- und Wirtschaftslehre, Jugendspiele unter Leitung der Schule, endlich einiges aus der Handwerkskunde, womit schon der moderne Handfertigkeits-Unterricht angedeutet ist. Die Grundprinzipien der großen Unterrichtslehre des Comenius lassen sich in folgende Sätze zusammenstellen:

1. Ziel und Zweck aller Pädagogik ist, den Menschen zu Gottes Ebenbild zu erziehen. Comenius sagt in einer anderen Schrift: „Die Schule soll ihrem wahren Zweck nach nichts anderes sein, als eine Werkstätte edler Menschlichkeit und ein Vorbild des Lebens, in welchem alles getrieben wird, was den Menschen zum Menschen macht.“

2. Seiner Art nach soll der Unterricht vor allem naturgemäß und anschaulich sein.

3. Der Schulorganismus soll vier Stufen umfassen. Nämlich vom ersten bis zum sechsten Lebensjahre die Mutterschule. Was Comenius über die Erziehung der kleinen Kinder durch die Eltern, vorzüglich durch die Mutter sagt, ist noch heute zum größten Teil mustergültig. Friedrich Froebel hat mit der Einrichtung der Kindergärten in vielen Stücken an des Comenius Mutterschule angeknüpft, wenn dieser auch nicht daran gedacht hat, die Mutterschule aus dem Hause heraus- und der Mutter abzunehmen.

An die Mutterschule schließt sich vom sechsten bis zum zwölften Jahre die Volksschule, welche von allen Kindern ohne Ausnahme des Geschlechts, des Standes und der Begabung besucht werden soll. — Dann folgt vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre die Lateinschule für diejenigen, welche für sie befähigt sind; und endlich die Universität vom achtzehnten bis zum vierund-

zwanzigsten Lebensjahre für die, welche sich den Wissenschaften oder den gelehrten Berufsarten widmen wollen.

Die Mutterschule soll in jedem Hause, die Volksschule in jedem Dorfe, die Lateinschule oder das Gymnasium in jeder größeren Stadt, die Universität in jeder Provinz zu finden sein.

Wer sieht nicht, daß von Comenius hier der Plan der allgemeinen Volksschule bereits mit größter Deutlichkeit ausgesprochen wird? Und die Einheitsschule, die heute so viele Vorkämpfer hat, und den meisten als eine der allermodernsten Forderungen erscheint, hat schon in Comenius ihren ersten entschiedenen Vertreter. —

Zu den beiden genannten Werken, der „Sprachentür" und der „großen Unterrichtslehre", sollte ein drittes, weit und groß angelegtes, abschließendes Hauptwerk seines Lebens kommen: die Allweisheitslehre oder Pansophia. An diesem Werk, welches ein Magazin des gesamten Wissens sein sollte, das aber zu groß gedacht war, als daß ein Menschenleben ausgereicht hätte, es herzustellen, hat Comenius niemals zu arbeiten aufgehört. Alle andere Tätigkeit, die ihn zwischenein beschäftigte, erschien ihm wie eine Störung dieses großen Werkes.

1641 wird er nach England berufen, doch die revolutionären Unruhen vertreiben ihn von dort. Im August 1642 geht er nach Schweden, gerufen von dem dort ansässigen, holländischen Kaufmann Ludwig van Geer, seinem eifrigen Gönner, einem Mann von fürstlichem Vermögen und edelster Freigebigkeit. Durch den berühmten Kanzler Oxenstierna und van Geer läßt sich Comenius bewegen, die Neuordnung der Schulverhältnisse Schwedens zu leiten und zu dem Zweck eine Reihe von Schulbüchern für den dortigen Unterricht zu verfassen. Um Schweden näher zu wohnen, siedelte er für diese Arbeit von Lissa nach Elbing über, wo er sechs Jahre blieb. Er hat während dieser Zeit auch Danzig besucht, um mit dem reformierten Prediger Nigrinus über religiöse Fragen zu verhandeln.

Nachdem seine Aufgabe für Schweden gelöst war, kehrte er 1648 nach Lissa zurück, da ihn die Brüdergemeinde zu ihrem Bischof gewählt hatte. Mit tiefem Schmerz sah er, daß im Westfälischen Frieden niemand sich der aus Böhmen Vertriebenen annahm, niemand ihnen die Heimkehr erwirkte. Da schrieb er das rührende Büchlein: „Testament der sterbenden Mutter", worin die Gemeinde der Brüder, deren allmähliche Auflösung er voraussah, ihr geistiges

Vermächtnis der gesamten Christenheit darbietet. Dies Testament gipfelt darin, daß sie allen christlichen Gemeinden vermacht: „Die Sehnsucht nach Einigkeit und Versöhnung, nach der Einheit des Geistes im Glauben und in der Liebe, — in der Wahrheit des Christentums mit allen, die Christi Namen anrufen, damit alle als Brüder einträchtig beieinander wohnen."

Die nächsten Jahre finden wir Comenius in Ungarn. Er sollte dort eine Musterschule gründen zu Patak, einer Besitzung der Fürsten Rakozi. Doch der Widerstand der dortigen Lehrer und die widerwillige Trägheit der Schüler, dazu eigene Krankheit ließen das Werk nicht recht fortgehen. Doch hat der Versuch jener Musterschule in doppelter Hinsicht eine Bereicherung gebracht, einmal durch den „orbis pictus", das erste Schul- und Hausbilderbuch, und durch die „Spielschule", in welcher durch Schauspiele ein Teil des Lernstoffes den Kindern eingeprägt wird, indem sie selbst an der Aufführung teilnehmen.

1655 kehrt Comenius abermals nach Lissa zurück. Da wiederholt sich ihm das Schicksal von Fulnek. Im nächsten Jahre beginnt der schwedisch-polnische Krieg; Lissa wird verbrannt und geplündert, die Brüdergemeinde zersprengt, das Haus des Comenius und eine Menge von Arbeiten, das ganze Material seines großen Werkes, werden vernichtet.

So steht der vierundsechzigjährige Mann, an der Schwelle des Alters abermals heimatlos, vor den Trümmern seiner Habe, betrogen um die Frucht jahrelanger Arbeit. Wieder muß er zum Wanderstabe greifen. Körperlich siech, aber ungebrochen in seinem Gottvertrauen, schleppt er sich nach Holland. Der Sohn van Geers, Laurentius, ergriffen von seinem Elend, bietet ihm ein Asyl in Amsterdam. „Du Augapfel der Städte, du Zierde Europas!" so grüßt der Flüchtling die Stadt, die ihm nun für den Abend seines bewegten und geprüften Lebens den Ruhehafen bietet.

Vierzehn Jahre hat er hier noch der unermüdlichen Arbeit gewidmet, ununterbrochen schriftstellerisch tätig. Vor allem besorgte er hier die berühmte Gesamtausgabe seiner Schriften, die er der Stadt Amsterdam widmete. Zu den wenigen deutschen Bibliotheken, die von diesem großen Werke ein vollständiges Exemplar besitzen, gehört erfreulicherweise auch unsere Danziger Stadtbibliothek.

Dann schrieb er noch ein wundervolles Buch, die „Panegersia" oder die „Welterweckung" oder „Über die Verbesserung der mensch-

lichen Dinge"; ein Werk, in welchem er die ganze Fülle seiner Sehnsucht nach einem besseren Zustand der Menschheit niederlegt. Und er ruft alle Menschen ohne Ausnahme auf, an dieser Verbesserung mitzuarbeiten. Endlich nimmt er mit dem schönen, frommen Büchlein: „Das eine, was not tut", Abschied von der Welt.

1670 ist er gestorben. Sein Grabmal ist in der Kirche zu Naarden bei Amsterdam.

Die Geschlechter der Menschen, die nach ihm kamen, haben ihn lange verkannt und halb vergessen. Hundert Jahre vergehen bis Herder ihn wieder zu Ehren bringt, welcher sagt, daß die Grundsätze, Hoffnungen und Wünsche des Comenius der Geist aller Guten und Würdigen in Europa geworden sind.

Doch erst unser Jahrhundert hat begonnen ihn ganz zu würdigen, seit Karl v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik ihm das ehrendste Denkmal setzte. Dennoch ist die Aufgabe, die Comenius der Nachwelt hinterließ, noch nicht erfüllt; und die Comenius-Gesellschaft, welche sich im letzten Herbst auf Betreiben von Dr. Ludwig Keller gebildet hat und schon in allen Ländern zahlreiche Mitglieder zählt, hat recht, wenn sie ihre Zwecke also benennt:

1. Den Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer lebendig zu erhalten und fortzupflanzen.

2. In diesem Geiste einigend und versöhnend für die gesunde Entwickelung der Zukunft tätig zu sein.

3. In seinem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken.

Fragen wir zum Schluß, was das heiße, heute im Geiste des Comenius zu wirken und worin eigentlich die Größe dieses Mannes bestehe, so lassen Sie mich antworten: Seine Größe besteht in dem unerschütterlichen Festhalten an den Idealen, für die er gestritten und gelitten hat. Sein Vertrauen auf Gott, sein Glaube an die Menschheit, seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts sind um so erhabener, als seine Zeit nur zu sehr dazu angetan war, das Gegenteil von dem allem zu nähren. Und so sehr er in manchen besonderen Anschauungen naturgemäß ein Kind

seiner Zeit gewesen ist, so sehr ragt er auf der anderen Seite über die so traurige Zeit hinaus, ein hehrer Prophet der Zukunft.

In seiner frommen Seele spiegelte sich die Welt Gottes in der Natur und in der Geistesoffenbarung, wie eine große harmonische Einheit. Er sah da:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen,
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!“

Soll nur der Mensch, so fragt er sich, friedlos und in ewigem Streit, ausgeschlossen sein von dieser göttlichen Harmonie? Nein, in dem einzelnen werde sie herangebildet, und für die Menschheit werde sie erstrebt! Es muß eine höhere Einheit geben, in welcher Glauben und Wissen versöhnt sind, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften trotz des Streites ihrer Vertreter in einem Ziele zusammenkommen. Alle Beschränkung durch Konfession oder Partei oder Sekte, selbst durch Sprache und Nationalität, verschwindet vor dem großen Gedanken der Menschheit. Darum fordert er in seinem „Weltweckruf“, daß alle edleren Menschen sich vereinigen sollten, um an dem allgemeinen Besserungswerke nach Kräften mitzuwirken, und er beschwört die Erzieher und Lehrer, die Philosophen und Theologen und vor allem die Staatsmänner, Sorge zu tragen, daß alle zu den Gesetzen Gottes und der Natur zurückgeführt werden. Und am Schlusse des Büchleins ruft er allen Denkenden unter seinen Zeitgenossen zu: „An der Schwelle des Werkes stehend, wollen wir alle einen heiligen Vertrag miteinander schließen: 1. Daß uns allen nur e i n Ziel vor Augen stehe: das Heil der Menschheit; wie nämlich die Welt befreit werden könne vom Parteigeist, von der Zerrissenheit, von aller Gewalttätigkeit, wie alle zurückgeführt werden können zur einfachsten Wahrheit, zum tiefsten Frieden. 2. Daß wir das Werk unternehmen als ein Werk Gottes, mit dem Gefühl unserer beschränkten Kraft, aber auch voll Ehrfurcht und Vertrauen auf Gott. 3. Daß wir bei dem ganzen Werke keine andere Rücksicht nehmen als die des g e m e i n e n W o h l s. Das Ansehen der

Personen, der Sprachen, der Konfessionen, werde ganz beiseite gesetzt, damit sich nicht vielleicht Haß, Neid und Verachtung gegen andere einmische. Denn warum sollten wir andere verachten? Wir sind ja Bürger einer Welt. Einen Menschen verachten, weil er wo anders geboren ist, weil er eine andere Sprache redet, weil er anders über die Dinge denkt, welche Gedankenlosigkeit! Wir alle sind unvollkommen, alle der Hilfe bedürftig, in dieser Hinsicht alle die Schuldner aller!"

Sind die Ideale dieses Mannes heute erfüllt? Bei weitem nicht! Ist die Sehnsucht nach ihrer Erfüllung noch in der Welt vorhanden? — Sie glüht noch überall in Menschenherzen, die über sich selbst hinausstreben. Gibt es einen Fortschritt zu ihrer Erfüllung? Ja, es gibt ein langsames, wenn auch vielfach unterbrochenes Aufsteigen der besseren Menschlichkeit! Haben wir dann wohl Grund an der Gegenwart und an der Zukunft zu verzweifeln? Ich sage allen Kleinmütigen zum Trotze Nein! Und nochmals Nein!

Wohlan, so ist unsere Aufgabe uns gegeben! Comenius sagt am Schlusse seines Lebens, daß er bis an sein Ende ein „Mann der Sehnsucht" — vir desiderii — geblieben sei. Seien auch wir solche Menschen der Sehnsucht, wie er, dann werden wir auch in seinem Geiste Menschen der Tat sein!

Nicht unähnlich dem großen Entdecker Christoph Kolumbus, an den wir in diesem Jahre auch so lebhaft erinnert werden, ist Johann Amos Comenius auf zerbrechlichem Fahrzeug durch das bewegte Meer der Zeit gefahren. Und wie vor dem innern Auge des Genuesers die Küste der Neuen Welt deutlich emporstieg im fernen Westen, so lag vor des Comenius edler Seele das heilige Land seiner Sehnsucht, das Land der besseren und glücklicheren Menschheit, klar und leuchtend ausgebreitet. Und von Kolumbus wie von Comenius können Goethes Worte gelten:

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern."

Festrede
bei der Feier von Bismarcks achtzigstem Geburtstage durch die Danziger Bürgerschaft.

Im großen Saale des Friedrich-Wilhelm-Schützenhauses am Abend des 31. März 1895.

Vor fünfundzwanzig Jahren war's, da zogen sich in diesen Frühlingstagen die Wolken am politischen Himmel Europas dicht und dichter zusammen, und leise wandelnd kündigte sich schon der Sturm an. Und als er unter der Glut des Hochsommers losbrach und als seine ersten Stöße über das deutsche Land hinfuhren, da entfesselte er wunderbare Kräfte. Wohl wirkte er zerstörend, wie jeder Sturm, aber was er in deutschen Landen niederbrach, das waren die verderblichen Scheidewände alten Haders und alter Vorurteile. Aus solcher Zerstörung ward Befreiung! Frei wurde der vielfach noch gebundene deutsche Geist; frei wurde die Kraft der allgemeinen kriegerischen Begeisterung gegen den Erbfeind, frei wurde vom Druck der Sorge all die Hoffnung auf endliche Vereinigung der deutschen Stämme zu einem deutschen Reiche deutscher Nation.

Und was so im befreienden Sturm das deutsche Volk, das deutsche Heer, die deutschen Fürsten mit sich fortriß, das hat zwar blutige Tränensaat gekostet, aber als herrliche Frucht ist aus dieser Saat die Erfüllung unserer heiligsten Sehnsucht erstanden.

Unsere Herzen schlagen höher, wärmer, freudiger, wenn wir jener großen, herrlichen Zeit gedenken, es kommt über uns, als erlebten wir's von neuem:

> „So steigst du denn Erfüllung, schönste Tochter
> Des größten Vaters, endlich zu mir nieder
> Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!"

Was die beispiellosen Erfolge jener großen Zeit herbeigeführt hat, meine Herren, das war einmal das Volk in seiner Gesamtheit, die gesammelte beste Kraft der Volksseele war auf das eine Ziel

gerichtet: Wir schlagen den Feind zu Boden und werden ein einiges Volk! Das war zum andern das deutsche Heer, das als die Auslese der deutschen Volkskraft über den Rhein zog und bis ins Herz des Feindeslandes die deutschen Siegeszeichen trug! Das waren endlich die großen Führer, welche Volk und Heer in diesem heiligen Kampfe vorangezogen sind.

Wohl dem Volke, welchem in den entscheidenden Wendepunkten seiner Geschichte die Vorsehung die rechten Führer gab, Führer, welche das Notwendige erkennen und ergreifen, Männer, in denen das Volk ein gut Teil seiner besten Eigenschaften, seines edelsten Denkens und Wollens verkörpert wiederfindet. Dies Glück ist unserem Volke damals zuteil geworden.

Und wenn wir jener Zeit vor fünfundzwanzig Jahren gedenken, dann steigen sie alle wieder vor uns herauf, die Helden des Sieges, wie sie hundertfach in Stein und Erz, oder in Bild und Wort dargestellt sind und sich dem Gedächtnis unseres lebenden Geschlechtes unauslöschlich eingeprägt haben. In ihrer Mitte Kaiser Wilhelm der Siegreiche, ihm zur Rechten sein herrlicher Sohn, zur Linken der kühne Reiterführer Prinz Friedrich Karl; neben diesen wieder der unvergeßliche Schlachtendenker Moltke, der treue Roon. Wir gedenken aller dieser toten Helden voll Verehrung und Dank; ihre verklärten Gestalten werden durch alle kommenden Erinnerungstage dieses und des nächsten Jahres uns begleiten. — An jener weihevollen Ruhestätte im Schloßpark zu Charlottenburg, wo zwei unserer edelsten Herrscherpaare schlummern, legen wir an Kaiser Wilhelms I. Marmorbilde Opfer des Dankes nieder. Nach der Friedenskirche in Potsdam wallfahren wir mit vielen Tausenden zum Grabmal Kaiser Friedrichs des Edlen, und schämen uns der Träne des Schmerzes nicht um diesen Helden im Kampfe, diesen Dulder im Leid, unserer Liebe zu früh entrissen durch ein dunkles Todesverhängnis.

Sollte es uns aber nur geziemen der Toten zu gedenken, und dabei der Lebenden zu vergessen? Müssen die großen Männer eines Volkes erst tot sein, damit man sich dankbar erinnert, was sie Unsterbliches geschaffen haben? Ist es wahr, daß eine Huldigung, die dem Lebenden dargebracht wird, notwendig in einen Personenkultus ausarten müsse? Nimmermehr werden wir das bestätigen! Mag immerhin durch unsere Zeiten ein starker Hang zur Menschen-

vergötterung gehen neben einem ebenso starken entgegengesetzten Hang zur Menschenverachtung: Je freier wir uns innerlich von beiden fühlen, desto freudiger und entschiedener können wir teilnehmen an der Kundgebung, die uns heute hier vereinigt.

Handelt es sich doch nicht um eine parteipolitische Aktion! Männer aus verschiedenen Ständen, aus verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien vereinigen sich zu einem vaterländischen Fest, um mit warmem Herzen den großen deutschen Mann zu feiern, der vielleicht mit irgendeinem Teile seines Wesens oder seines Wirkens den meisten auch einmal fremd oder unverständlich oder gar feindlich gewesen sein mag, und der dennoch mit dem Besten, was er ist und was er schuf, uns allen gleichermaßen angehört.

Fürwahr, meine Herren, es ist eine schöne Fügung, daß der achtzigste Geburtstag des Fürsten Bismarck in diese Zeit der fünfundzwanzigjährigen Erinnerung unserer Siege fällt. Die großen Gedächtnistage können wir nicht würdiger einleiten, als mit dieser schönen Feier, ihm zu Ehren, dem vornehmsten Mitbegründer und dem ersten mächtigen Kanzler des Deutschen Reiches! Ist doch er allein noch übrig von den großen Männern von 1870 und 71. Ragt er doch wie ein wetterfester Eichenstamm von deutschem Mark mit seinen achtzig Jahren noch weithin sichtbar empor! Was ist da natürlicher, als daß unser Volk in ihm den lebenden Vertreter jener ruhmvollen Tage huldigend grüßt? Wir wollen und können freilich heute nicht seine geschichtliche Größe und seine unsterblichen Verdienste in ihren Einzelheiten nachweisen und betrachten, das wird die große Aufgabe kommender Geschlechter sein; aber wir wollen hier gemeinsam bezeugen, daß wir stolz darauf sind, Bismarcks Zeitgenossen zu sein und daß wir ihn mit freudiger Genugtuung den Unsrigen nennen!

Länger als ein Vierteljahrhundert hat Fürst Bismarck auf die Geschicke Deutschlands und der Nachbarstaaten einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, und dieser Einfluß hat nicht nur das Wesentlichste dazu beigetragen, daß unser Volk endlich zu seiner längst ersehnten Einheit kam, sondern auch, daß Deutschland unter den Ländern Europas zu einer Vormacht wurde, wie niemals zuvor! — Wie schwer noch bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hinein der Jammer der deutschen Kleinstaaterei und ihrer engherzigen Politik auf Deutschland lastete, zu welcher Ohnmacht der

deutsche Bund verurteilt war, welche Erschwerung der Verkehr erlitt durch das bunte Münz-, Maß- und Gewichtssystem aller dieser größeren und kleineren deutschen Länder, mit welcher unverhohlenen Geringschätzung die europäischen Mächte nach Deutschland blickten, so daß selbst der Dänenkönig glaubte, ein Stück deutscher Erde, Schleswig-Holstein, mit seinem Lande für immer vereinigen zu können, davon wird die ältere Generation unter uns noch eine lebhafte Erinnerung haben, während das jüngere Geschlecht diese Zustände nur vom Hörensagen kennt. Und dazu kam die Feindseligkeit und die Eifersucht, mit welcher man von allen Seiten, besonders in Österreich und den deutschen Mittelstaaten, auf Preußen hinsah, welchem man um alles nicht eine führende Stellung einräumen wollte. Wurde doch ein weitblickender deutscher Patriot, der schwäbische Dichter Gustav Pfizer, von seinem Lehramte zu Tübingen abgesetzt, als er schon 1831 verkündigte, daß die Einigung Deutschlands mit Ausschluß Österreichs nur durch Preußen erfolgen könnte. Und doch lag in diesem Gedanken eine geschichtliche Notwendigkeit, welche sich unweigerlich Bahn brechen mußte! Freilich war die Zeit seiner Erfüllung noch nicht gekommen, als am 27. März 1849 das Frankfurter Parlament beschloß, dem preußischen Könige die erbliche deutsche Kaiserwürde anzubieten, und mit Recht lehnte Friedrich Wilhelm IV. dies ab, weil nicht die mindeste Gewähr für die Zustimmung der deutschen Einzelstaaten zu diesem Entschlusse vorhanden war. Erst als der rechte Mann für den deutschen Kaiserthron, Wilhelm I., König von Preußen geworden war, und als dieser König wieder den rechten Mann, einen Bismarck, zu seinem Ratgeber berufen hatte, welcher gemeinsam mit seinem Herrn die großen Gesichtspunkte und Ziele in die preußisch-deutsche Politik einführte und Preußen zur führenden Macht in Deutschland erhob, erst da konnte das neue Deutsche Reich mit dem Kaisertum der Hohenzollern aufgerichtet werden.

Es hat wohl keiner die Sehnsucht seines Volkes nach einer besseren, größeren Zukunft und den Schmerz und Zorn einer deutschen Mannesseele über die trostlose Verwirrung der Zeit ergreifender im Namen vieler zum Ausdruck gebracht, als unser deutscher Dichter Emanuel Geibel, den man nicht mit Unrecht den Herold des neuen Deutschen Reiches genannt hat.

In seinen „Deutschen Klagen" vom Jahre 1844 ruft er aus:

„Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sag's dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag' als einen Zauberbann.
Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte,
Du Greis, noch sprich sie an des Grabes Pforte:
„O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!"
Was hilft uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt' Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldigen Brenner?
Ein Mann ist not! ein Nibelungen-Enkel,
Daß er die Zeit, den toll geword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel."

Wer kann diese Verse heute lesen oder hören und es träte nicht unwillkürlich vor seine Seele das Bild des mächtigsten der Nibelungen-Enkel, welche unser Volk gesehen, des eisernen Bismarck?

Am 23. September 1862 wurde Bismarck preußischer Ministerpräsident. Von allen Seiten mit Mißtrauen betrachtet, aber eins mit seinem Könige, begann er sein großes Werk unter äußerst schwierigen Verhältnissen. Welche Kämpfe er durchzumachen, welche Hindernisse bei der Durchführung seiner großen Pläne er zu beseitigen hatte, bis er acht Jahre später zu Versailles die Kaiserproklamation verlesen konnte, ist wohlbekannt. Der Krieg um Schleswig-Holstein, die Demütigung Österreichs, die Gründung des norddeutschen Bundes, das allmählich wachsende Vertrauen, in Preußen selbst, zu seiner auswärtigen Politik, die stille Sammlung der Kräfte für den drohenden Krieg mit Frankreich, die Aussöhnung mit den deutschen Staaten, selbst mit den süddeutschen, dann der siegreiche Krieg gegen Frankreich und die Errungenschaften des Frankfurter Friedens, die deutsche Reichsverfassung und der Ausbau des Reiches durch die Gesetzgebung, die Gewinnung Österreichs zu einem so natürlichen und festen Freundschaftsbunde — alles dies trägt den Stempel seiner schöpferischen Mitarbeit, und sein Name wird mit diesen Taten und Ereignissen in der Geschichte fortan unauflöslich verknüpft sein.

Und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichte die Wirkung seiner Persönlichkeit und seiner Erfolge. Was hatte der Deutsche vordem gegolten in fremden Ländern? Wohl schätzte man überall seine Ausdauer, seinen Fleiß, sein Denken und Dichten; wem aber fiel es ein, seine Nationalität zu achten? Wie ist das in den letzten fünfundzwanzig Jahren anders geworden, und zwar in erster Reihe dank der Tätigkeit Bismarcks. Es ist keine Übertreibung, wenn wir sagen: Nie ist der Name eines deutschen Staatsmannes so in aller Munde gewesen bis in die fernsten Winkel der Kulturmenschheit, wie der Name Bismarcks in den letzten Jahrzehnten. Wo Deutsche oder Fremde von der höher und höher sich entfaltenden Kraft des neuen Deutschen Reiches im Auslande immer lebendigere Eindrücke bekommen mußten, da verkörperte sich auch ihnen diese Kraft unwillkürlich in dem Namen und dem Bilde des eisernen Kanzlers. Daher erscheint es uns nur natürlich, wenn auch draußen auf dem weiten Erdenrund, wo nur Deutsche wohnen, der Ehrentag Bismarcks jubelnd gefeiert wird. Welch ein Echo muß es nicht in unser aller Brust erwecken, wenn z. B. in dem Aufruf, mit welchem die Deutschen Neuyorks zur Bismarckfeier einladen, über den Ozean zu uns Worte wie diese herüberklingen: „Auch wir wollen dem Mitbegründer des Deutschen Reiches den Zoll unserer Dankbarkeit darbringen. Daß wir uns auch fern von der Stätte unserer deutschen Wiege mit Stolz Deutsche nennen können, das danken wir in erster Reihe dem Manne, dessen Lebenswerk es ist, daß die deutsche Flagge auf allen Meeren geehrt und der deutsche Name über alle Meere hin geachtet ist. Dem Mitbegründer des Deutschen Reichs, dem großen Manne, welcher der Weltgeschichte angehört, gilt die Verehrung, welche dem Altkanzler zum 1. April gezollt wird, soweit die deutsche Zunge klingt."

Ja, meine Herren, das sind die Gefühle und Gedanken, welche bei dieser Feier draußen von Land zu Land, und in der Heimat von Ort zu Ort deutsche Herzen verbinden. Wohl uns, daß wir bei solchem Feste Gelegenheit finden, uns freudig und begeistert zu erinnern, daß wir als Kinder e i n e s V o l k e s gemeinsame, heilige Güter besitzen, bei deren Anschauen wir vergessen, was uns im Streit der Tagesmeinung oder im Prinzipienkampfe sonst etwa trennen mag, und uns von neuem geloben, daß wir sie treu be-

wahren und hüten wollen. — Und dabei wollen wir immerhin eins von Bismarck lernen! Das Geheimnis seiner großen Erfolge liegt nicht ausschließlich in dem genialen, staatsmännischen Blick, der ihn auszeichnete, sondern mehr noch in der sittlichen Macht einer unbeugsamen Festigkeit des Willens, mit welcher er *furchtlos* und *beharrlich* seine großen, nationalen Ziele verfolgte, auch wenn der Erfolg unwahrscheinlich war. Mit der mächtigen Geisteskraft paart sich der unerschütterliche, vor keinem Hindernis zurückweichende Mut!

Wie ängstlich war die deutsche und preußische Politik vor Bismarck, wie sorgfältig wurde jeder Schritt abgemessen, ob damit auch der Anmaßung der mächtigen Nachbarn zu nahe getreten würde! Aber 1868 konnte doch Bismarck bereits im Zollparlamente, als ein süddeutscher Abgeordneter Verwickelungen mit dem Auslande prophezeite, falls der Zollverein erweitert würde, unter dem brausenden Beifall der Abgeordneten das berühmte Wort sprechen: „Ein Appell an die Furcht findet keinen Widerhall in deutschen Herzen!“ und zwanzig Jahre später, am 6. Februar 1888, hat er bei Besprechung der auswärtigen Lage denselben Gedanken wiederholt in dem herrlichen Spruch: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“

Es ist deutscher Männer Pflicht, dafür zu sorgen, meine Herren, daß dieser Geist des Gottvertrauens, der Furchtlosigkeit und des wahren Mutes unter uns lebendig bleibe, dann hat es um unsere Zukunft keine Not. Denn was den Fortschritt hemmt und uns die Kraft lähmt, das ist nicht sowohl der Kampf der Meinungen, auch nicht der Druck ungünstiger Zeitumstände, selbst nicht der Irrtum, der einmal zeitweise einen seltsamen Weg einschlägt, sondern es ist der Geist der Mutlosigkeit und der Furcht, welcher umgeht und die Herzen überschleicht als Menschenfurcht oder als unbestimmte Angst vor der Zukunft. Bannen wir diesen undeutschen Geist beim Anblick des deutschen Helden, den wir heute feiern, ergreifen wir *mit klaren Köpfen und warmen Herzen*, wie und wo jeder dazu berufen ist, die kleinen und die großen Aufgaben, welche das Vaterland uns stellt, mit Selbsthingabe ohne kleinliche Rechthaberei und ohne Eigendünkel! —

Meine Herren! Wir feiern einen vaterländischen Ehrentag! Stellen wir uns denn als Söhne unseres herrlichen, großen Vater=

landes unter das leuchtende Bild Germanias. Von der Höhe des Niederwaldes schaut sie groß und hehr über den Rhein hinüber, und so weit sie blickt, ist deutsches Land. Ihre Linke aufs siegreiche Schwert gestützt, hebt sie hoch in der Rechten die deutsche Kaiserkrone empor, Schutz und Schirm verheißend den Werken des Friedens und der Freiheit, der Arbeit deutscher Hände und deutschen Geistes!

Und wenn wir unter diesem Bilde unser Treugelübde erneuert haben:

„Stehst in Macht erhoben wie ein Fels vom Erz,
Läßt die Feinde toben, ruhig schlägt dein Herz;
Auf der Stirne sitzet dir des Kampfes Mut,
Aus den Augen blitzet dir der Liebe Glut.
Deine Söhne scharen rings sich um dein Bild
Treu dich zu bewahren, unsre Brust dein Schild!"

dann lassen Sie uns vom Niederwald nordwärts ziehen zum Sachsenwald!

Dort wohnt unter seinen Buchen der greise Recke Bismarck.

Achtzig Jahre sind über seinem Haupte dahingegangen, und sie sind ihm wahrlich Mühe und Arbeit und Kampf gewesen! Körper- und Seelenschmerzen haben ihn so gut angefaßt wie andere Sterbliche, und erst kürzlich hat er seines Lebens treuesten Genossen, die edle Gattin, dahingeben müssen. Auch hat er neulich einmal selbst gesagt, daß er in all den achtzig Jahren kaum vierundzwanzig Stunden eines reinen, ungetrübten Glücksgefühls gehabt habe. Und trotz alledem ist seine mächtige Gestalt nur leicht gebeugt, und ungebrochen blitzt aus den scharfen Augen und aus der gedankenklaren Rede der rastlos tätige Geist.

So tritt er auch in diesen Tagen unter die Scharen der Gäste, welche ihn huldigend grüßen und dem großen, deutschen Manne den Dank seiner deutschen Volksgenossen bringen. In diese begeisterte Huldigung mische sich auch unser Gruß und unser Dank mit ein! Wie aus allen Landen, wo Deutsche wohnen, wie aus allen Gauen unseres deutschen Vaterlandes, so töne es jetzt vom Weichselstrom, an dessen Mündung unsere alte Stadt Danzig die deutsche Wacht hält, wie Donnerhall der Freude und der Dankbarkeit hinüber zum Sachsenwalde: Gott segne und erhalte unsern Alt-Reichskanzler, unsern Bismarck.

Gedächtnisrede
bei der gemeinschaftlichen Schlußfeier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I.

durch die Staatsbehörden, den Magistrat und die Bürgerschaft Danzigs, im großen Saale des Friedrich=Wilhelm=Schützenhauses am Abend des 23. März 1897.

Hochgeehrte Herren!

Wem von uns gehörte nicht der 22. März zu den Tagen seiner festlichsten Erinnerungen? Wie manches Jahr haben wir den Geburstag unseres alten Kaisers gefeiert, und wo wir uns auch immer im deutschen Vaterlande befinden mochten — es war überall dieselbe freudige Begeisterung, dieselbe dankbare Verehrung, mit welcher unser Volk ihm zujauchzte. Und wer erinnerte sich nicht besonders lebhaft noch des 22. März 1887, an welchem wir dem greisen Herrscher im Schmucke seiner neunzig Jahre die Zeichen unserer Ehrfurcht und unserer Liebe zum letzten Male an den Stufen des neuen deutschen Kaiserthrones niederlegen durften?

Zum letzten Male! Denn ein Jahr später — und Deutschlands Trauertage hatten begonnen. Über die frische Gruft Kaiser Wilhelms hin hallten die Klänge der Totenglocken durch die deutschen Lande und bewegten aller Herzen um so tiefer und schmerzlicher, als sie auch um den todwunden, edlen Helden mit zu klagen schienen, dessen königliche Gestalt schon drei Monate später ebenfalls gebrochen auf der Bahre lag. Ist es doch, als ob die beiden ersten Hohenzollernkaiser, die wir im Leben immer Seite an Seite zu sehen gewohnt waren, auch im Tode vereint bleiben sollten. Jetzt aber steht für immer das unvergeßliche Bild beider in verklärtem Glanze vor unserer Erinnerung und wir schreiben darunter:

„Das Vergang'ne kehrt nicht wieder:
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

Fürwahr, meine Herren, wir können es begreifen, wenn unser kaiserlicher Herr, Wilhelm II., in diesen festlichen Tagen mit freu=

digem Stolz seiner hohen Vorfahren Gedächtnis erneuert. Es kann mit vollem Rechte von ihm gelten:

> „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält und still sich freuend
> Ans Ende dieser schönen Reihe sich
> Geschlossen sieht.“ —

Mit unserem Kaiser und mit allen deutschen Fürsten und mit unserem ganzen Volke sammeln auch wir uns jetzt, ein Kreis von deutschen Männern, von neuem um die hehre Gestalt seines großen Ahnherrn, des ersten deutschen Kaisers deutscher Nation. Und im Anschauen seiner Züge werden wir uns all der großen Errungenschaften wieder freudiger bewußt, welche sich an den Namen dieses ehrwürdigsten Herrschers knüpfen.

Wenn wir sonst in dankbarer Verehrung das Gedächtnis von Männern feiern, seit deren Geburt ein volles Jahrhundert verflossen ist, so liegt ihre Blütezeit in der Regel weit hinter uns, und nur wenige haben sie noch auf der Höhe ihrer Wirksamkeit gesehen. Hier aber handelt es sich um ein Heldenleben, dessen Zeitgenossen auch die jüngsten von uns noch gewesen sind. Denn Kaiser Wilhelms größte und gewaltigste Lebensepoche fällt in das letzte Drittel seiner neunzig Erdenjahre, so daß wir alle ohne Ausnahme von seiner Person und von seinem Tun noch den lebendigsten und frischesten Eindruck haben. Kennt doch auch die ganze Weltgeschichte kein ähnliches Beispiel, daß ein Fürst nach sechzig Jahren der Vorbereitung zu gleich großen Herrschertaten berufen war. Und was für wechselvolle Geschicke umschließen schon jene sechzig Jahre für ihn selbst und für unser Volk.

Als er vor hundert Jahren geboren wurde, befand sich Preußen in traurigem Niedergang. Aus dem Staate Friedrichs des Großen war der alles beherrschende, alles durchdringende Geist Friedrichs gewichen. Hatte sein Nachfolger ihn in keiner Hinsicht ersetzen können, so war auch der junge König Friedrich Wilhelm III., der in demselben Jahre 1797 den Thron bestieg, trotz der edelsten Charaktereigenschaften und trotz der reinsten Absichten nicht imstande, jenen inneren und äußeren Zusammenbruch Preußens zu verhüten, welcher durch die Namen Jena und Auerstedt, Memel

und Tilsit am treffendsten bezeichnet wird. In diese schwerste Zeit Preußens fallen des Prinzen Wilhelm Knabenjahre, und früh genug hat er es erfahren müssen, daß Not und Sorge, Flucht und Entbehrung auch den Häusern der Könige nicht immer fern bleiben.

Wenn er aber so in jungen Jahren seines Hauses und seines Volkes Unglück und Schmach schon mitgetragen hat, so ist doch seine Kindheit zugleich wunderbar gesegnet worden. Denn der gute Genius des Hohenzollernhauses und Preußens Genius in jenen Trauerzeiten war seine Mutter.

Was einer solchen Mutter Herz und Hand in den Knaben hineingepflanzt hat, wie hat es der Greis noch im höchsten Alter mit wahrhaft kindlichem Dank empfunden, wie treu hat er erfüllt, was er als Jüngling gelobte: „Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, sollen mir unvergeßlich sein, und das Andenken der Verklärten soll bei mir stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen."

Über dem Bilde Kaiser Wilhelms schwebt darum auch für uns immer das leuchtende Bild seiner edlen Mutter, und nie wird es vergessen werden, was sie für das Vaterland getan und gelitten hat, bis sie in ihrer Schönheit Blüte 1810 sterben mußte, das Herz voll unerfüllter Sehnsucht und voll unerschütterlicher Hoffnung auf die Zukunft. An ihrem Vorbilde und an ihrem frühen Grabe hat der Geist der Wiedergeburt sich mitenzündet, der erst in Wort und Lied und dann in Heldentaten aufflammte, um die Not und die Schmach der schweren Zeiten auszutilgen.

Da segnet ein Heinrich v. Kleist ihr Andenken mit den Worten:

„Wie groß du warst, wir ahneten es nicht,
Dein Haupt scheint wie von Strahlen uns umflimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst schimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht."

Da ruft ein Theodor Körner an ihrem Grabmal:

Kommt nun der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau erwache!
Ein guter Engel für die gute Sache!"

Glauben wir doch ja nicht, daß solche und ähnliche Worte in den Jahren 1810—12 ohne Wirkung verhallten! Das Wort der

Dichter ist in solchen Zeiten ein Herolds- und Prophetenwort. Was tausend Hände belebt, was in tausend Herzen glüht, dem leihen sie den treffenden Ausdruck, und mit ihren Worten pflanzt der Geist sich fort, welcher das Volk zu den höchsten Opfern und zu Taten hinreißt, wie unser Vaterland sie 1813—15 gesehen hat.

Auch der jugendliche Prinz Wilhelm durfte nach den schmerzlichen Entbehrungen der Kindheit das Wehen dieses Geistes mächtig spüren und an der allgemeinen Begeisterung teilnehmen, als es dem Siebzehnjährigen vergönnt war, mit dem siegreichen Heere nach Paris zu ziehen.

Durch die Erfahrungen einer so wechselvollen Jugend erhielt der Charakter des Prinzen naturgemäß eine ernste Richtung, die auch seiner ganzen Anlage entsprach. Man muß jenes Gelübde lesen, welches er im Alter von achtzehn Jahren in einer Reihe trefflicher kurzer Sätze niedergeschrieben hat, um ergriffen zu werden von der sittlichen Hoheit dieses Charakters und von der Größe der Aufgaben, die er sich stellte: von der schlichten Gottesfurcht, von der Strenge gegen sich selbst, von der Milde, Gerechtigkeit und Dankbarkeit gegen andere, die daraus sprechen! Man muß dort Worte lesen, wie diese: „Ich will es nie vergessen, daß der Fürst auch Mensch, vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volk die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat; daß die Gesetze, die für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden."

Oder die folgenden:

„Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde, als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen." . . . „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande, ich will daher unablässig in dem mir vorgeschriebenen Kreise tätig sein, meine Zeit aufs beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht." . . . Oder die schönen Schlußsätze: „Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen, die Besten, die Gradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, auch wo sie mir mißfallen könnte. Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß er mich stärke."

Man muß, sage ich, diese und ähnliche Worte lesen, um auszurufen: Heil dem Fürsten, der solche Grundsätze hegte — und mehr noch — der sie durchzuführen gewußt hat! Denn Kaiser Wilhelm hat sie durchgeführt. Er ist sich selber treu geblieben! Was er als Jüngling gelobt hat, das hat er als Mann und als Greis unerschütterlich gehalten. Klar und offen liegt sein langes Leben und sein Charakter vor der Mitwelt und vor der Nachwelt da.

Lassen Sie uns über die Jahrzehnte hinwegeilen und den Mann von sechzig Jahren aufsuchen, wie er am 10. April 1857 zu seinem Testament folgende einleitende Worte schreibt, die erst nach seinem Tode bekannt geworden sind:

„Ein vielbewegtes Leben liegt hinter mir. Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, geliebten Mutter erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben.“ Dann spricht er in schönen Worten seinem verewigten Vater und seinem königlichen Bruder Dank aus und fügt über den letzteren hinzu: „Wir haben schöne, aber auch schwere Zeiten zusammen durchlebt, die uns aber nur immer enger verbunden haben, vor allem die jüngste Zeit, wo Verrat und Irrungen das teure Vaterland dem Abgrund nahe brachten.“ Er dankt ferner allen, die je im Leben ihm Freundschaft, Wohlwollen und Liebe bewiesen haben und schließt mit dem Ausrufe: „Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teures und Schmerzliches begegnete! In deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Meine Herren! So schreibt ein Sechzigjähriger unter dem Eindruck, daß die beste Zeit seines Lebens hinter ihm liege und daß seine Erdentage gezählt seien. Und ohne es nur zu ahnen, steht er jetzt gerade an der Schwelle seiner größten Lebensepoche, und wahrlich, nicht wie ein müder Mann, sondern mit Jünglingskraft hat er die hohen Aufgaben seines Alters ergriffen und gelöst! Denn im Herbst desselben Jahres 1857 beginnt die Stellvertretung für den erkrankten König, ein Jahr später die Regentschaft und am 2. Januar 1861 wird Wilhelm I. König von Preußen.

Und nun, meine Herren, wo könnte ich anfangen und wo endigen, um in den engen Grenzen einer Festrede zu schildern, wie dieser gottbegnadete Held als König von Preußen und als deutscher Kaiser, stets sich selber treu bleibend, unseres Volkes Führer geworden ist zur Erringung seiner heißersehnten Einheit und zu einer ungeahnten Machtstellung unter den Völkern des Erdkreises?

Da sehen wir ihn zuerst wieder vor uns, wie er sich die Krone aufsetzt mit demütigem Sinn und doch fest entschlossen durchzuführen, was er für Preußens Zukunft als notwendig erkannte. Wir sehen ihn einen Bismarck an seine Seite rufen und mit ihm allmählich die preußische Politik in die deutsche hinüberleiten; wir sehen ihn mit Hilfe eines Roon die Armee neugestalten und mit Hilfe eines Moltke diese Armee, sein eigenstes Werk, in drei Kriegen von Sieg zu Sieg führen. Wir begleiten ihn im Geiste in alle die großen, weltgeschichtlichen Stunden, deren Erinnerung jede deutsche Brust höher schlagen läßt. Von Düppel bis Königgrätz, von Ems bis Sedan. Und hier auf der Höhe des Erfolges schreibt er, immer sich gleich bleibend, am 3. September 1870 jene denkwürdigen Worte an die Königin: „Wenn ich mir denke, daß ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Verbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat." Und am gleichen Tage teilt er seinen Ruhm mit den Genossen seiner Arbeit in den königlichen Worten: „Sie, Kriegsminister v. Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General v. Moltke, haben es geführt, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht!"

Meine Herren! Was ist erhabener, ein stolzer Sieger, der im Vollgefühl seines Triumphes den Besiegten den Fuß auf den Nacken setzt, oder dieser ritterliche Held, der zugleich ein Mensch von wahrhaft großem und edlem Charakter, in den Augenblicken, wo eine ganze Welt mit Staunen auf ihn blickt, nicht eig'ne Ehre sucht, sondern seinen Dank vor Gott niederlegt und vor den Männern, welche die göttliche Vorsehung ihm an die Seite gestellt hat? Und

nicht anders sehen wir ihn bei der Annahme der Kaiserwürde, nicht anders bei der Heimkehr und bei dem unvergleichlich glorwürdigen Siegeseinzug in seine Hauptstadt.

Wunderbar! In diesem Helden, an welchen in den Tagen der lebhaftesten aber noch zerfahrenen Kämpfe für Deutschlands Einheit niemand gedacht, ja, den man verkannt und verfolgt hatte, gerade in diesem erfüllte sich das prophetische Dichterwort:

„O Kaisererbe, Geist voll Kraft und Milde,
Die Stunde kam, der Welt an allen Enden
Zu künden, daß du seist kein Wahngebilde!“

Und Kraft und Milde sind fortan seines Kaiserszepters Kennzeichen gewesen. Was er noch siebzehn Jahre lang erstrebt und erreicht hat als Mehrer des Reiches an Werken des Friedens und Früchten der Gesittung; wie er bis zum letzten Atemzuge sich selber treu geblieben ist und auch an der Schwelle des Todes, ein neunzigjähriger Greis, „keine Zeit hatte müde zu sein“, — das wird die unbestechliche Hüterin Geschichte einst noch fernen Geschlechtern verkündigen!

Wir aber wollen von der Festfeier dieser Tage und dieser Stunde nicht scheiden ohne für unsere Aufgaben in Gegenwart und Zukunft neue Begeisterung mitzunehmen. Schließt doch diese Zentenarfeier eine Reihe schöner Erinnerungsfeste ab, die sich über die letzten zwei Jahre verteilt haben!

Sollen nun etwa die Stimmen recht behalten, welche sagen, daß unser heute lebendes Geschlecht zwar sehr erinnerungsfreudig sei, aber auch sehr tatenscheu und hoffnungsleer? daß wir zwar groß seien im Feiern von Festen, aber klein in selbstloser, hingebender Arbeit für große und edle Ziele? daß wir im Zeichen eines allgemeinen Verfalles ständen; daß unsere Daseinsfreudigkeit nichts sei, als stumpfes, sinnliches Behagen und daß alle frische Schaffenslust untergehe in der Verzweiflung am Fortschritt und in der Sucht zu verneinen und zu zerstören?

Meine Herren! Das Jahrhundert, in welchem wir alle geboren wurden und bisher leben durften, das große neunzehnte Jahrhundert, eilt seinem Ende zu. Können wir uns wohl des Glückes, Kinder dieses Jahrhunderts zu heißen, würdiger zeigen als wenn wir seine besten und größten Errungenschaften mit in das

kommende Jahrhundert hinübernehmen, nicht um darauf auszuruhen, sondern um sie im edelsten Sinne fortzubilden?

Denn nicht dem Geist, der alles in Frage stellt, was unter uns bisher als groß und gut, gerecht und ehrwürdig galt, gehört die Zukunft, auch nicht dem Geist, der voll Größenwahn und Menschenverachtung über die edelsten Erscheinungen der Vergangenheit spottend die Achseln zuckt — die Zukunft gehört dem Geist der Kraft und Milde, der treuen und selbstverleugnenden Arbeit, welche die wahre Größe unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm ausmacht!

Mag immerhin jener Geist des Niederganges, welcher das häßliche welsche Wort „fin de siècle“ geprägt hat, auch unter uns umgehen — er wird seine Ernte nur da halten, wo man ihm ohnehin verfallen ist! Und über diesen Geist und seine Opfer wird einst das Weltgericht der Geschichte ein anderes gewaltigeres Wort schreiben, nämlich das uralte „Menetekel“: „Gewogen und zu leicht gefunden!“

Meine Herren! Jenes große Ziel, nach welchem unser Volk bis dahin strebte, die Einigung Deutschlands unter einem Kaiser, ist seit sechsundzwanzig Jahren erreicht! Muß es nun von dieser Höhe wieder mit uns abwärts gehen? Verhüte Gott, daß das geschehe! Nein, wir wollen nach so herrlicher Erfüllung erst recht ein Volk der Sehnsucht und der Hoffnung und des begeisterten Strebens nach den höchsten Zielen sein!

Fürwahr! das Volk Kants und Lessings, Herders und Goethes, Schillers und Humboldts, E. M. Arndts und Fichtes, das Volk Steins und Blüchers und jetzt das Volk Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes ist noch zu Höherem berufen als auf dem Waffenruhm seiner Väter auszuruhen! Es ist berufen, was Einigkeit und Stärke gewonnen haben, einig und stark zu schützen! Es ist berufen, mit starker Hand den Frieden zu schirmen und die Werke des Friedens zu fördern! Es ist berufen, in allem, was der Wohlfahrt und dem Fortschritt dient, in allem, was nützlich und recht und menschlich groß und gut ist, mit anderen Völkern den Wettstreit zu führen und bei solchem Streben nach wahrer, menschlicher Entfaltung doch im innersten Kern deutsch zu sein und zu bleiben. Schon sind daheim und draußen, wohin Deutsche kommen,

viele erfolgreiche Taten auf dieser Bahn vollbracht, und auf allen Gebieten, wo die Arbeit deutscher Hände und deutschen Geistes sich entfalten kann, regen sich freudig die lebendigen Kräfte. Und wenn in der Betätigung dieser Lebenskräfte auch wohl der Streit der Interessen und der Meinungen die Volksgenossen vielfach voneinander scheiden will, — hoch steht über aller Parteiung für uns alle fest und unerschütterlich des Vaterlandes Größe, Glück und Ehre!

Als vor einhundertunddreißig Jahren unser edler Dichter Klopstock die ergreifenden Töne sang: „Ich sinne dem großen, schreckenden Gedanken nach, deiner wert zu sein, mein Vaterland!" — da mußte er sich das Bild dieses Vaterlandes in ferner Vergangenheit suchen. Und als Ernst Moritz Arndt fünfzig Jahre später im Liede fragte: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und sich die Antwort gab: „Das ganze Deutschland soll es sein!" — da sang er ein Lied der Zukunft. Für uns aber ist dies Vaterland, dessen wir wert sein möchten, kein Traum der Vergangenheit und keine Sehnsucht der Zukunft mehr, sondern lebendige, gegenwärtige Wirklichkeit!

Wohlan denn, deutsche Männer des Nährstandes, des Lehrstandes und des Wehrstandes, hier versammelt zur Gedächtnisfeier des Heldenkaisers, dem wir dies Vaterland verdanken — über seinem Grabe und im Angesichte der Denkmäler von Erz und Stein, die man ihm allerorten errichtet — heben wir unsere Hände empor und geloben von neuem, daß wir das große Erbe seines Lebens und seiner Taten in unverbrüchlicher Treue gegen das Vaterland heilig halten wollen! (Die Versammelten erheben sich.)

Das Land, das uns geboren und auferzogen, das Land, dessen Mark wir in den Knochen, und dessen Geist wir in Köpfen und Herzen tragen, das Land, dem unsere Liebe und unser Leben gehört, — unser deutsches Vaterland — Gott schirme und schütze und segne es immerdar!

Anhang.

Die Aufgabe der Predigt in der christlichen Gemeinde der Gegenwart.

In dem Kampf um die Weltanschauung, der heute überall die Geister und Gemüter bewegt, ist es von der höchsten Bedeutung, daß die christlichen Kirchen und Gemeinden als Hüterinnen eines großen Erbes von geistigen und sittlichen Gütern sich ganz klar machen, was in ihrem Christentum ewig und was zeitlich ist. Es ist für die Verständigung in religiösen Fragen überaus hinderlich, daß so sehr viele Menschen diesen Unterschied gar nicht zu machen wissen. Es muß aber nicht nur jeder einzelne Christ für sich, sondern auch die christliche Gemeinde im ganzen muß sich dessen bewußt werden, was ihr gemeinsamer und unverlierbarer Besitz ist. Es ist ganz unmöglich, daß eine Einförmigkeit religiöser Anschauungen auf die Dauer auch im kleinsten Kreise bestehen kann. Jede erzwungene Einförmigkeit ist der Untergang des inneren religiösen Lebens. Und doch muß der tiefere Grund, auf welchem die Glieder einer christlichen Gemeinde ihr religiöses Leben aufbauen, derselbe sein. Daß die Gemeinde sich dessen klar bewußt werde und bleibe, dazu muß der gemeinsame Gottesdienst in erster Reihe beitragen. Und wie unsere Gottesdienste nun einmal eingerichtet sind und vorerst auch wohl bleiben werden, fällt die Hauptaufgabe hierbei notwendig der Predigt zu.

Wie die Predigt diese Aufgabe in der christlichen Gemeinde der Gegenwart lösen kann und soll, das wird sich natürlich nach der Auffassung richten, welche man von dem Wesen und der Bedeutung der Predigt hat. Wer die Predigt als ein Mittel der Belehrung ansieht, wird andere Ansprüche an dieselbe machen, als wer ihren Zweck in der Erregung von Gefühlen sucht, oder wer die Predigt für eine Ermahnungsrede hält, die lediglich auf den Willen der Zuhörer einwirken soll. —

Man darf, so glaube ich, niemals vergessen, daß die Predigt ihrem eigentlichen Wesen nach weder eine Lehrrede noch ein Gefühls-Erguß, noch eine Ermahnungsrede ist, sondern man muß feststellen, daß sie „gottesdienstliche Rede“ ist. Man hat nicht unrichtig als den Zweck der Predigt die Erbauung bezeichnet, aber leider ist die Begriffsbestimmung des Wortes Erbauung vielfach eine so unklare und einseitige, daß der eine dies, der andere das unter Erbauung versteht.

Wenn wir davon ausgehen, daß die Predigt gottesdienstliche Rede ist, so ergibt sich hieraus notwendig, daß sie nicht bloß Sache des Predigers, sondern der ganzen zum Gottesdienst versammelten Gemeinde ist. Es ist eine verkehrte Auffassung von der Predigt, wenn man meint, daß nur der Prediger bei derselben aktiv, die ganze Gemeinde aber passiv sei.

Ist die Predigt ein Teil des Gottesdienstes, so ist sie auch Sache und Angelegenheit der Gemeinde, denn nicht der Prediger allein dient Gott, sondern die Gemeinde. Diese Behauptungen werden Widerspruch finden. Man wird fragen: Welchen Einfluß kann denn die Gemeinde auf die Predigt ausüben? Muß sie nicht allemal ruhig über sich ergehen lassen, was ihr vorgepredigt wird?

Gewiß, es ist leider im allgemeinen so, aber das beruht eben auf einer verkehrten Auffassung der Predigt, sowohl von seiten der Gemeinde als auch von seiten des Predigers.

Eine Gemeinde, die sich zum Gottesdienst versammelt, bringt offenbar gottesdienstliche Gedanken und Gefühle mit in die Kirche. Daß einzelne dies nicht tun, ist kein Beweis des Gegenteils. Natürlich, wen nicht inneres Bedürfnis, sich Gott zu nähern und im Geist und in der Wahrheit mit ihm zu verkehren, wen vielmehr nur äußere Gründe, Gewohnheit oder anderes in die Kirche führen, der kann an dem Segen und den Früchten des gemeinsamen Gottsdienstes keinen Anteil haben, es sei denn, daß der Gottesdienst selbst ihn noch wider seinen Willen erweckt, Gott zu suchen.

Aber haben wir ein Recht, anzunehmen, daß die versammelte Gemeinde zum größten Teil aus solchen Gewohnheits-Kirchengängern besteht? Ich sage entschieden nein auf diese Frage.

Bleibt es also dabei, daß die zum Gottesdienst versammelte christliche Gemeinde eine gewisse Summe gottesdienstlicher Gedanken und Empfindungen mitbringt, so ist es natürlich, daß die-

selben nach einem entsprechenden Ausdruck verlangen. In unseren Gottesdiensten haben wir als weitaus wichtigstes Ausdrucksmittel hierfür die Predigt.

Also hat die Predigt in unseren Gottesdiensten die Aufgabe, diejenigen gottesdienlichen Gedanken und Empfindungen, welche in den Versammelten lebendig sind, zu möglichst vollkommenem Ausdruck zu bringen. In diesem Sinne betrachtet ist der Prediger tatsächlich der Beauftragte der Gemeinde, er erscheint nicht vor ihr wie die Apostel in der urchristlichen Zeit, die der Welt eine ganz neue Botschaft verkündigten, oder wie der Missionar, der heute noch diese neue Botschaft den Heiden bringt, sondern er ist der Mund der Gemeinde ihrem Gott gegenüber, er soll in ihrem Namen und Auftrag dasjenige aussprechen, was sie verbindet mit ihrem Gott: ihren auf Gottes Wort gegründeten Glauben, ihre Liebe, ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht nach Gottes Gemeinschaft, nach Frieden, Heil und Wahrheit, ihren Dank und ihr Vertrauen, ihr Trachten nach dem Fortschritt im Guten und ihr Bedürfnis dazu von Gott gestärkt zu werden durch seinen Geist, kurz alles wahrhaft religiöse Denken, Fühlen und Wollen. —

Die gewöhnliche Ansicht von der Aufgabe der Predigt ist bekanntlich eine ganz andere. Nach ihr spricht der Prediger nicht im Namen der Gemeinde, sondern im Namen Gottes; er tritt nicht als ein Glied der Gemeinde auf die Kanzel, sondern als der Bevollmächtigte Gottes, der nicht *in* der Gemeinde steht, sondern, solange er predigt wenigstens, *über* ihr schwebt. Von diesem erhabenen Standpunkte aus hat er die unten sitzende Gemeinde im Namen Gottes zu belehren, zu ermahnen, zu trösten. Die Gemeinde ist nach dieser Auffassung zu betrachten wie eine bald so, bald so zusammengesetzte Schar geistig Unmündiger, deren Unwissenheit in geistlichen Dingen durch Belehrung, deren sittlichen Mängeln durch Drohung, Warnung, Ermahnung abgeholfen werden soll durch das Mittel der Predigt. Daraus ergeben sich dann alle jene bald dogmatischen, bald moralischen Abhandlungen, die auch heute noch als Predigten so vielfach gehalten werden und deren Langweiligkeit durchaus unabhängig davon ist, ob der Prediger orthodoxe oder liberale Dogmatik oder Moral vorträgt. —

Unsere oben näher erörterte Auffassung von der Aufgabe der Predigt wurzelt vor allem in der Überzeugung, daß die christliche

Gemeinde etwas ganz anderes sei, als ein bloßes passives Objekt geistlicher Belehrungen, Ermahnungen und Tröstungen. Die christliche Gemeinde, die sich in der Kirche versammelt, ist nicht zu verwechseln mit einer Schulklasse voll unwissender Kinder. Unser altevangelisches Gemeindeprinzip müßte uns vor solcher Verwechslung schon bewahren. Wir haben in der Gemeinde ein gewisses Maß von Erkenntnis und von christlicher Frömmigkeit, und zwar einer Frömmigkeit, welche danach strebt, sich im Leben überall wirksam zu erweisen. Wenn wir das voraussetzen, daß die Gemeinde, die sich doch mit Bewußtsein eine christliche Gemeinde nennt, wissen muß, worin die christliche Wahrheit besteht, und wie wir sie in Gesinnung und Wandel ausprägen müssen, dann werden wir aufhören uns auf der Kanzel wie Schulmeister zu betrachten.

Aber heißt es nicht von dem Prediger einfach Unmögliches verlangen, wenn man ihm zumutet, er solle im Namen einer ganzen Gemeinde in seiner Predigt aussprechen, was alle empfinden und denken?

Wenden wir das Prinzip einmal auf den einzelnen Gottesdienst an. Da sind Alte und Junge, Arme und Reiche, Fröhliche und Traurige, wie soll es möglich sein, auch nur diese wenigen Gegensätze zu vereinigen, zu denen noch zehn andere hinzukommen? Ich frage dagegen: Was wollen alle diese Menschen im Gottesdienst? Die Antwort heißt: Sie wollen alle sich zu Gott nahen, damit er sich zu ihnen nahe (Jakobus 4, 8). Nun wohlan, so bringe die Predigt dies vor allem zum Ausdruck; sie knüpfe an dies allgemeine Bedürfnis aller an, ziehe alle besonderen Bedürfnisse der einzelnen in dieses eine hinein und beseitige die Hindernisse, die für die besonderen Lebenslagen, Gemütsverfassungen usw. dem Zugang zu Gott entgegentreten; und führe durch die Tore biblischer Worte, die als Text der Predigt den biblischen Grundton geben, zu Gott! Denn das ist und bleibt allemal das Ziel des Gottesdienstes und daher auch aller christlichen Predigt: *Erhebung zu Gott*. Zu diesem Ziele führen Wege *aus jedem Menschengemüt*, das in christlicher Gemeinde sich zum Gottesdienst einfindet. Ob wir es nun heute zu erreichen suchen auf dem Wege der vorzugsweisen Betrachtung göttlicher Liebesoffenbarung, oder nächstesmal auf dem Wege der Selbstdemütigung unserer aller vor dem heiligen Gott, ein andermal wieder auf

dem Wege der Erinnerung an die bei aller scheinbaren Verschiedenheit doch uns allen gemeinsamen sittlichen Aufgaben, oder ob eine Predigt auf mehreren dieser Wege nacheinander zu wandeln sucht, immer bleibt das Ziel das gleiche: Hinführung zu Gott, Berührung des Menschlichen mit dem Göttlichen! Dann hat die Predigt ihre Stelle im Gottesdienst richtig erfüllt, dann wird jene wahre Erbauung mit ihr Hand in Hand gehen, bei welcher im Menschen alles Gute und Göttliche auferbaut wird, bei welcher unsere Erkenntnis der göttlichen Wahrheit befestigt, unser Gefühl der göttlichen Liebe vertieft, unser Trachten nach Gerechtigkeit, also unser sittliches Streben, gekräftigt und neubelebt wird. Und das wird doch gewiß jeder zugeben, daß nur derjenige mit Segen am Gottesdienst teilgenommen hat, welcher etwas von solcher Wirkung daraus mitnimmt.

Freilich damit dies erreicht werde, dazu ist zweierlei dringend notwendig, daß nämlich sowohl die Gemeinde als auch der Prediger ihre Pflicht tun. Ich glaube, wir dürfen, ohne uns damit rühmen zu wollen, sagen, daß in unseren Gemeinden die Schwierigkeiten nicht zu groß sind, die einem solchen Predigt-Gottesdienst, wie ich ihn zu beschreiben suchte, entgegenstehen. Es mag ja auch unter uns Gemeinden geben, in denen das Gefühl, daß die Zugehörigkeit zur Gemeinde geradezu die Pflicht in sich schließt, an dem gemeinsamen Gottesdienst des öfteren teilzunehmen, nur gering ist. Aber ist das Gefühl dieser Pflicht nicht vielleicht dadurch verloren gegangen, daß die Predigt in keiner Weise ihre Aufgabe richtig erfaßt hat? Freilich hätten in unseren Gemeinden in solchem Fall die Gemeindeglieder wiederum die Pflicht, ihre Unzufriedenheit nicht durch Fernbleiben zu bezeugen, sondern durch offene Aussprache und durch treues, gemeinsames Hinwirken darauf, daß die Predigt werde, was sie sein soll im Gottesdienst. Glaube doch niemand, daß es für das christliche Gemeindeleben gleichgültig sei, ob er als einzelner sich daran beteilige oder nicht. Und vor allem für den gemeinsamen Gottesdienst. Die Teilnahme aller an demselben weckt und nährt das Bewußtsein der geistigen Zusammengehörigkeit wie nichts anderes, und ohne dies Bewußtsein ist die Gemeinde keine Gemeinde, sondern nur eine zufällig zusammengewürfelte äußerliche Vereinigung. Und für die Predigt ist jeder Teilnehmer am Gottesdienst insofern mitwirkend, als auch seine religiösen Ge-

danken und Gefühle schon durch sein Kommen zum Gottesdienst unbewußt mit in sie hineingezogen werden. Wie groß die Wirkung der im Gotteshause versammelten Gemeinde auf die Predigt ist, das weiß jeder Prediger, der diese Wirkung nicht grundsätzlich von sich abweist oder stumpfsinnig von sich abprallen läßt.

Die größere Aufgabe aber fällt dem Prediger zu. Er kann dieselbe nur erfüllen, wenn er unermüdlich seine Pflicht tut. Will er aus der Seele seiner christlichen Zuhörer heraus predigen, dann muß er unablässig bemüht sein die Seelen seiner Zuhörer kennen zu lernen. Die Möglichkeit dazu ist in unseren Gemeinden jedem Prediger gegeben. Wir können mit unseren Gemeindegliedern allen auch außerhalb der Kirche in Berührung kommen ohne uns aufzudrängen, wir können, weil man uns Vertrauen entgegenbringt, das Beste, was wir zur Erfüllung unserer Pflichten gebrauchen, nämlich die rechte Kenntnis der Herzen und ihrer Bedürfnisse, uns holen in dem scheinbar ungesuchten Verkehr mit allen Gemeindegliedern. Dazu gehört selbstverständlich viel Treue und die Fähigkeit, auch unter Selbstüberwindung einzugehen auf das Denken und Empfinden anderer.

Dabei gilt es freilich auch eine naheliegende Gefahr zu vermeiden, nämlich, daß der Prediger nicht einem gewissen Teil seiner Gemeindeglieder, wie man so sagt, nach dem Munde rede, sei es den Reichen oder den Armen, sei es den sogenannten Rechtgläubigen oder den sogenannten Freidenkern. Doch davor soll ihn sein eigener christlicher Charakter bewahren, der die Richtung auf das Göttliche nicht verlieren darf, vielmehr in Gebet und Arbeit immer kräftigen soll.

Es scheint mir höchst notwendig, daß bei der Vorbereitung zum Predigtdienst die Studierenden nicht nur die Theorie der Predigt als einer Kunstrede kennen lernen und üben, sondern auch auf jene wesentlichen Erfordernisse der Predigt als gottesdienstlicher Handlung in der christlichen Gemeinde auf das allernachdrücklichste hingewiesen werden. Nichts ist übrigens verkehrter als die Meinung, welche man bei vielen Gemeindegliedern ja immer wieder findet, daß nämlich die Kandidaten auf der Universität predigen lernten. Für die Kunst zu predigen, denn eine Kunst ist und bleibt es, mag der eine mehr Anlagen und in derselben mehr Übung haben wie der andere, das Beste, was wir dazu brauchen, lernen wir erst in

unserem Predigt-Amte selbst und wie überall, so hören wir auch hier niemals auf zu lernen, und nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben lernen wir das meiste. So hängt unser Predigen unlöslich zusammen mit der ganzen Erfüllung unserer Berufspflichten. Wer nicht fortwährend in die Scheuern sammelt, der wird in Not kommen, wenn er geben soll. Wer dagegen mit offenem Herzen und offenem Sinn immer wieder unter die Menschen tritt und sie wirklich kennen zu lernen sucht in Haus und Beruf, in Freud und Leid, und überall das Gute und bewußt oder unbewußt zu Gott Hinstrebende in ihnen zu entdecken weiß, der wird in der Predigt bewahrt bleiben vor dem verhängnisvollen Irrtum des christlichen Richtens und er wird ebenso als Prediger lernen, seine Gemeindegenossen zu verstehen und gleichsam auf ihren Angesichtern zu lesen, wenn er ihnen Auge in Auge bei der Predigt gegenübersteht.

Über die Predigt als Kunstwerk der Beredsamkeit will ich hier nichts weiter sagen, als daß ich die Überzeugung habe, die Predigt könne sich unter keinen Umständen den Gesetzen dieser Kunst entziehen; doch muß ich hinzufügen, daß kein Mensch durch die Kenntnis jener Gesetze allein ein Redner oder gar ein guter Prediger werden kann. Anderseits weiß ich auch sehr gut, daß eine selbständig denkende, frei schaffende Persönlichkeit dem Zwang der Regeln und der Formen unter Umständen sich entzieht, ohne dadurch an packender Wirkung im geringsten einzubüßen. Der Gedanke schafft dann die Form sich selbst, und geniale Redner haben noch allezeit auch verbessernd und fortentwickelnd auf die Form eingewirkt. Für uns Durchschnittsmenschen ist unter allen Umständen zweierlei zu vermeiden: nämlich einmal, daß wir uns nicht sklavisch an die hergebrachten Kunstformen binden, so daß die individuelle Eigenart durch den Zwang der Regeln vernichtet wird, und ferner haben wir uns ebenso zu hüten vor der Emanzipation von den allgemein anerkannten Gesetzen der Beredsamkeit, welche zu jenem langweiligen, planlosen, bestenfalls von einigen geistreichen Einfällen unterbrochenen Geschwätz führt, das manche christliche Prediger ihren Gemeinden darzubieten wagen.

Auch über den Zusammenhang unserer Predigt mit dem Bibelwort will ich mich nicht ausführlich verbreiten. Die *christliche* Predigt als solche und als Ausdruck der gottesdienstlichen Gefühle und Gedanken einer *christlichen* Gemeinde kann sich auf keinem

anderen Boden bewegen, als auf demjenigen der christlichen Heilswahrheit. Die ewigen Grundlagen dieser Heilswahrheit haben wir aber in der Bibel, vor allem im Neuen Testament, und hier wieder in erster Reihe in Christi Person und in Christi Worten und Taten. Wie uns als Christen die Person Jesu Christi in unserem religiös-sittlichen Streben nach persönlicher Vollkommenheit und wahrer Gemeinschaft mit Gott schlechthin das höchste Ideal verkörpert (als der Gottessohn, in dessen Geistesgemeinschaft jeder ein Gotteskind werden kann), so stellt uns seine frohe Botschaft vom Himmelreich oder vom Reiche Gottes auf Erden das höchste Ideal einer aus Gotteskindern bestehenden, menschlichen Gesellschaft dar. Die christliche Predigt m u ß das vorhandene religiös-sittliche Streben nach persönlicher Vollkommenheit, also nach wahrer Gemeinschaft mit Gott (meinetwegen nenne man es auch das Heilsverlangen der Seele oder, mit etwas mehr pietistischem Ausdruck, das Trachten nach der ewigen Seligkeit) auf Christus zu beziehen und zu ihm hinzuführen wissen, der in diesem Sinne von sich sagte: „Ich bin der Weg, niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Die christliche Predigt muß ferner alles in der Gemeinde vorhandene religiös-sittliche Streben nach einer vollkommeneren Gestalt der menschlichen Gemeinschaft auf Erden immer wieder zusammenfassen in dem Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. —

Die einzelne christliche Gemeinde in ihrer zeitigen äußeren Gestalt ist keine „Gemeinde der Heiligen“, ist nicht „das Reich Gottes auf Erden“. Diejenigen unter den Vätern der taufgesinnten Gemeinden, welche diese Anschauung vertraten, und nicht unähnlich den heutigen Baptisten, meinten, der Christ werde durch die Taufe dieser Gemeinde der Heiligen zugesellt, haben nicht auf die Dauer die maßgebenden Führer unserer Gemeinden sein können.

Die christliche Gemeinde ist vielmehr eine Gemeinschaft von Christen, die sich verbunden haben in dem S t r e b e n nach jenen höchsten sittlich-religiösen Idealen, die in dem Namen Jesus Christus und in dem Worte „d a s R e i c h G o t t e s“ ausgedrückt sind. Für die Predigt ergibt sich hieraus nach ihrem früher beschriebenen Zweck die unbedingte Pflicht, erstens Jesus Christus darzustellen, nicht in kirchlichen Dogmen oder in theologischen Formeln, sondern den lebendigen Christus, den auch in dieser Gemeinde lebendigen,

aber nach noch höherem Leben trachtenden Christus; und zweitens die Idee des Reiches Gottes zu verkündigen, welche nie in etwas Äußerlichem bestehen kann, sondern ein in der Menschheit sich fortschreitend entwickelndes, göttliches Lebens-Prinzip ist (man denke an das Gleichnis vom Senfkorn); also wie gesagt, eine religiös-sittliche Idee, welche nicht nur den ganzen Menschen, sondern auch die ganze Menschheit durchdringen will.

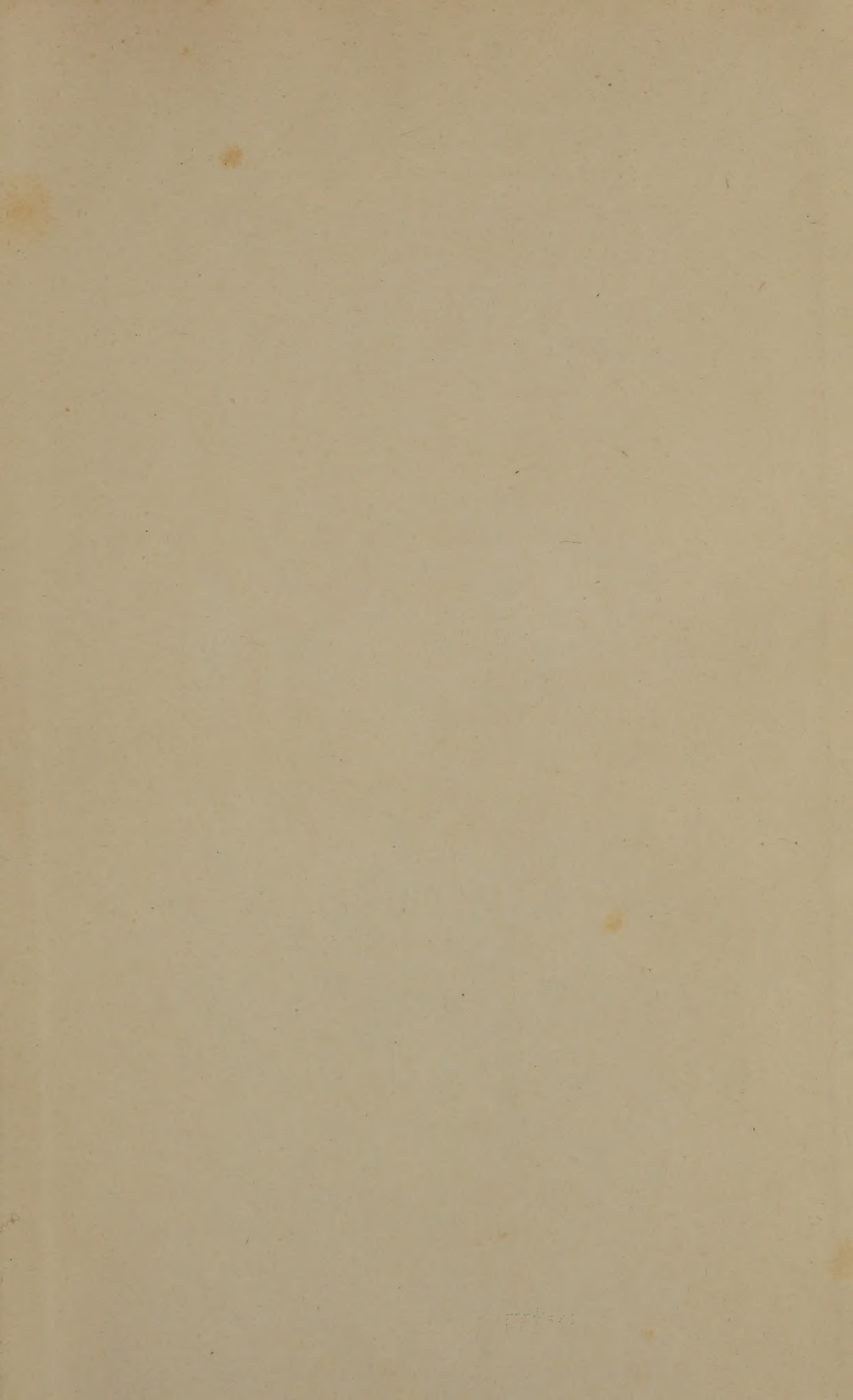
Daß diese Idee des Reiches Gottes in der Gemeinde wirksam ist, ist selbstverständlich; die Predigt aber hat immer wieder aus dem Herzen der Gemeindeglieder heraus sich darzustellen in ihren tausendfachen Beziehungen auf das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft. Die Predigt hat als christliche Predigt gegenüber allen Entstellungen des Reichs-Gottes-Begriffes, die aus Christi eigenen Worten sich ergebende, richtige Bestimmung des Reiches Gottes festzustellen. Sie hat alle jene gottesdienstlichen Gedanken, Empfindungen und Willenskräfte, welche in der versammelten Gemeinde sich auf die Ausübung des Guten, auf die Erfüllung des göttlichen Willens erstrecken, hineinzuziehen in diese eine höchste Idee des Reiches Gottes, hat zu zeigen, daß nur diejenigen, aber auch alle diejenigen, welche den Willen Gottes, also das Gute zu tun trachten, die Lebenskraft des Reiches Gottes in sich tragen. Die Predigt darf unter keinen Umständen dazu mitwirken, daß die Vorstellung vom Reiche Gottes in der Gemeinde dahin zusammenschrumpfe und sich verengere, daß man unter Reich Gottes eine gewisse Sorte sogenannter, frommer Werke wie Mission und dergleichen versteht. Sie darf schlechterdings nichts nachgeben von der Höhe und Größe der Idee des Reiches Gottes. Sie muß daran festhalten, daß jede Gesinnung wahrer Menschenliebe, jede Treue im Beruf, auch im kleinsten und unscheinbarsten, jede Beförderung menschlicher Wohlfahrt, jeder Versuch Frieden zu stiften und Streit zu schlichten, Fluch in Segen zu verwandeln, das Los von Menschen würdiger zu gestalten, jede Aufopferung und Selbstverleugnung, die dazu dient das Böse, Verkehrte, Unwürdige und Schlechte aus dem Geiste Christi heraus mit Gutem zu überwinden, Mitarbeit am Reiche Gottes ist, ganz gleichgültig, ob diese Mitarbeit vom offiziellen Kirchentum oder von frommen Vereinen oder überhaupt von Menschen als solche erkannt und anerkannt wird oder nicht. Kurz gesagt, wie die Predigt den lebendigen Christus der

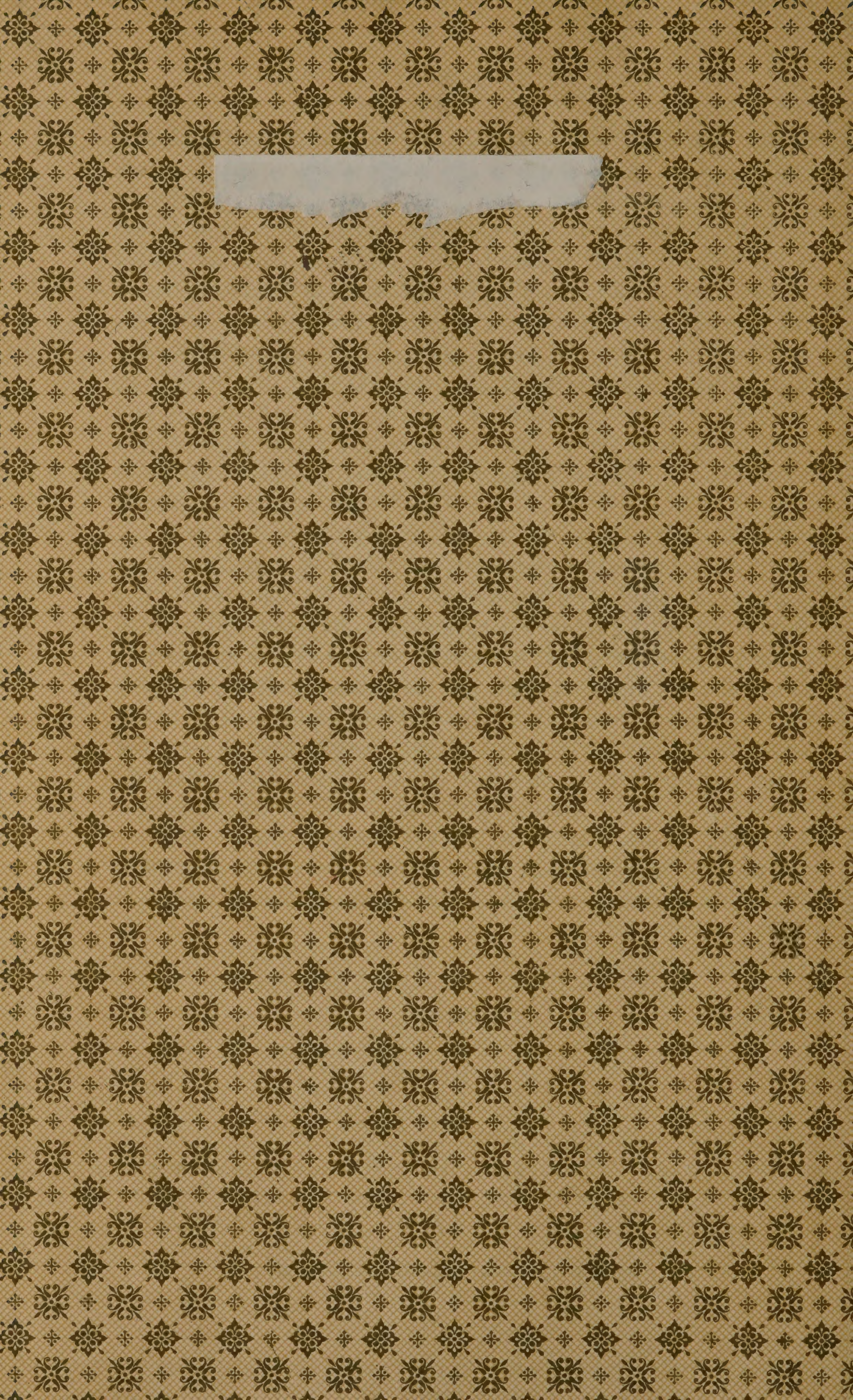
Gemeinde darstellt und in ihm die Zusammenfassung alles dessen, was in der ganzen Menschheit Gott wahrhaft sucht und zu seliger Gemeinschaft auch findet; so stellt sie der Gemeinde das Reich Gottes dar als die Zusammenfassung aller in der Menschheit wirksamen, natürlichen, geistigen und sittlichen Kräfte, welche nach dem Willen Gottes tätig sind. Es ist, wir sehen es, ein schier unerschöpfliches Thema, was die christliche Predigt hat in den beiden Namen Christus und das Reich Gottes. Je sicherer ein Prediger und eine Gemeinde diese Namen, und was sie uns sagen, in christlich-biblischem und nicht in kirchlich-dogmatischem Sinne begreift, desto fester ist die Predigt bei aller Größe ihres Gebietes verknüpft mit dem Bibelwort, das von jenen Namen uns Kunde gibt.

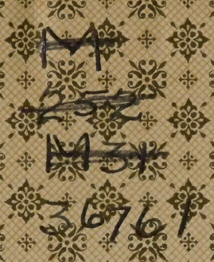
Daß dies Bibelwort, in welchem die Predigt den Kern der gottesdienstlichen Gedanken der Gemeinde ausgedrückt findet, sich beschränken müsse auf die sog. Sonntags-Episteln und -Evangelien, ist theoretisch zwar ein überwundener Standpunkt, in der Praxis aber herrscht auch in unseren Gemeinden ohne jeden äußeren Zwang diese Beschränkung immer noch sehr vielfach. Möge dieses Armutszeichen endlich einmal aufgegeben werden, damit nicht durch die Predigt der falsche Schein erweckt wird, als sei der Inhalt dieser genannten Abschnitte das einzig Wertvolle in der Bibel und allein würdig im Gottesdienst gebraucht zu werden.

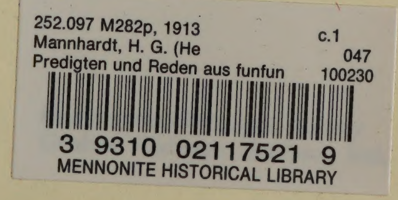
Wo immer die Worte des ewigen Lebens aus der Hülle des Bibelworts uns entgegenleuchten, da kann und soll die Predigt anknüpfen, damit am Leben das Leben sich entzünde. —

Druck von A. W. Kafemann, G. m. b. H., in Danzig.








252.097 M282p, 1913
c.1
Mannhardt, H. G. (He
047
Predigten und Reden aus funfun
100230
3 9310 02117521 9
MENNONITE HISTORICAL LIBRARY

